

Stimmen
aus
Maria=Haach.

Katholische Blätter.

J a h r g a n g 1897.

Fünftes Heft.

Ausgegeben am 28. Mai 1897.

Freiburg im Breisgau.
Herber'sche Verlagsbuchhandlung.
1897.
Zweigverlegungen in Wien, Straßburg, München
und St. Louis, Mo.

Inhalt des fünften Heftes:

	Seite
Der Werth Afrikas. III. (Schluß.) (Joseph Schwarz S. J.)	481
Lohnvertrag und gerechter Lohn. V. (Schluß.) (Heinrich Pesch S. J.)	491
Die neueste Messung der Gravitationsconstante durch P. Karl Braun S. J. (L. Dressel S. J.)	508
Finlands größter Herrmeister. IV. (Schluß.) (Otto Püül S. J.)	521
Der Sänger der Kyrennika. (G. M. Dreves S. J.)	545
Recensionen: Oeuvres de Saint Francois de Sales. Tom. III—VIII. (L. Schmitt S. J.)	563
Ign. Ottiger S. J., Theologia fundamentalis. Tom. I. (F. X. Wernz S. J.)	569
G. Michael S. J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahr- hundert bis zum Ausgang des Mittelalters. I. Bd. (D. Püül S. J.)	573
Dr. St. Ghes, Festschrift zum elfhundertjahrigem Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. (Jof. Braun S. J.)	575
P. Fr. X. Reuss C. SS. R., Carmina Sacra S ^{ti} Alphonsi Mariae de Ligorio. (W. Kreiten S. J.)	577
Empfehlenswerthe Schriften. 1. P. Fr. Gattler S. J., Canisius-Bucklein für die christliche Jugend. 2. Zwei Lieder zum sel. Petrus Canisius. 3. A. Antonius, Der sel. Petrus Canisius, Deutschlands zweiter Apostel. 4. J. B. Mehler, Der sel. Petrus Canisius, ein deutscher Glaubensheld. 5. Aufl. 5. D. Püül S. J., Der selige P. Petrus Canisius in seinem tugendreichen Leben dargestellt. — Ant. Padovani, Commentarius in Epistolas ad Titum, Philemonem et Hebraeos. — 1. M. Steigenberger, Ein Wort des Friedens. 2. Aufl. 2. Derj., Wahrheit und Frlebe. — Dr. J. Chr. Joder, Der konfessionelle Kirch- hof. — Jof. Plagge, Die gemischten Ehen. 2., verb. Aufl. — Andr. Bez, Das katholische Kirchenjahr. 5., verb. Aufl. — Dr. Rich. Weiskirchner, Vorträge und Abhandlungen. — Philosophia Lacensis: T. Pesch S. J., Institutiones psychologicae. Pars I. — K. M. Kaufmann, Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer. — Dr. theol. G. Scheurer, Das Auferstehungs-Dogma in der vorincanischen Zeit. — H. Ehrensberger, Libri liturgici bibliothecae apostolicae Vaticanae manu scripti. — J. Hertens, Die Reliquien von den Sandalen Jesu Christi in Brum. — P. B. Gauthaler, Cardinal Matthäus Lang und die religiös-socials Bewegung seiner Zeit. 1. u. 2. Theil. — E. Mligens, Geschichte der Lubeckischen Kirche. — P. Jof. Martin S. J., Leben des P. Petrus Joannes Beck. — A. Rigault, Le Procès de Guichard. — P. Pierling S. J., La Russie et le Saint-Siege. II. — Dr. Johannes Bumüller's Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl., bearb. von Dr. E. Wib- mann. — Gehet hin in alle Welt! 3. Aufl. — M. Bisle, Zeugnisse aus der Natur. — Dichterbluthen. 6. Aufl. — Romana, Goldkorn. Gesammelt auf der Lebensreise. 2. Aufl. — W. H. Walsh S. J., The League Hymnal. — K. Dummerborn, Bibliothek für junge Mädchen. 3 Bdchen. — Charl. b'Hericault, Fräulein Sub-Pliocän. Uebers. von G. Dussourd	580
Miscellen. Die Russen in Palästina. — Zum Briefe des Negus Menelik an Leo XIII. — Die Auswanderung aus dem einigen Italien 1876—1895	594

Die „*Stimmen aus Maria-Laach*“ können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden.
Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang.
Preis pro Jahrgang M. 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 1. Juli 1897.

Mittheilungen

der

Herder'schen Verlagshandlung

zu

Freiburg im Breisgau.

Zweigniederlassungen in Wien, Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Nr. 3.

October 1896 — April 1897.

Erste Abtheilung.

1. Neue Erscheinungen. 2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Zweite Abtheilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Die hier angezeigten Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die beigedruckten Preise sind Mark und Pfennig. * bedeutet Commissions-Verlag.

Nr. 4 der „Mittheilungen“ wird im October 1897 erscheinen.

Erste Abtheilung.

1. Neue Erscheinungen.

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltliteratur.

I. Band: Die Literaturen Westasiens und der Nilländer. 1. u. 2. Lieferung. gr. 8^o.
(IV u. S. 1—160.) à 1.20.

Dieses Werk bezweckt, in allgemein verständlicher, anziehender Form eine ausführlichere Darstellung der gesamten Weltliteratur zu geben, als sie, wegen engerer Begrenzung des Raumes, bisher von ähnlichen Werken geboten werden konnte. Es ist auf sechs Bände berechnet, welche den vielumfassenden Stoff in folgender Gruppierung vorführen werden:

- I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.
- II. Die Literaturen Indiens und Ostasiens.
- III. Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Alterthums und der spätern Zeiten.
- IV. Die Literaturen der romanischen Völker.
- V. Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker.
- VI. Die deutsche Literatur.

Während diese Hauptgruppierung vorzüglich der sprachlichen, nationalen und religiösen Zusammengehörigkeit der verschiedenen Literaturen Rechnung trägt, wird die weitere Gliederung auch die zeitliche Aufeinanderfolge und den gegenseitigen Einfluss derselben gebührend in Betracht ziehen.

Da der Orient dem europäischen Völkerleben durch den Weltverkehr wie durch die vergleichenden Sprach- und Religionsstudien immer näher tritt, die Literaturen des Orients aber bisher in ähnlichen Werken am kärglichsten behandelt wurden, so wurde gerade diesem Theile eine besondere Sorgfalt zugewandt. Neben einem grössern Gesamtbilde der arabischen, persischen und Sanskrit-Literatur wird man hier zum erstenmal eine eingehendere Charakteristik der kleinern orientalischen Literaturen, sowohl jener des christlichen Alterthums als jener der indischen Volkssprachen (der indogermanischen wie dravidischen), sowie der ostasiatischen Sprachen beisammen finden. Dabei sind die grossen Nationaldichtungen der Inder und Perser nicht nur kurz kritisirt, sondern durch sorgfältige Analysen beleuchtet. Wie poetische Proben die Darstellung beleben, so werden genaue Literaturnachweise es dem Leser ermöglichen, sich in der Specialliteratur der einzelnen Gebiete zurecht zu finden. Dem religiösen Moment, als dem tiefstgreifenden im Geistesleben der Völker, ist, vom christlichen Standpunkt aus, die ihm gebührende Stellung gewahrt.

Die zwei ersten Bände, welche die sämtlichen Literaturen des Orients umfassen, liegen im Manuscript druckfertig vor und werden noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Für die andern Bände sind bereits ausgedehnte Vorarbeiten vorhanden, so dass dieselben im Laufe der nächsten Jahre werden nachfolgen können.

Jeder der Bände bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze und wird auch einzeln käuflich sein.

Der erste Band wird in ca. 7 Lieferungen von durchschnittlich 5 Bogen zum Preise von M. 1.20 pro Lieferung ausgegeben.

„Das Werk ist ein im höchsten Grade zeitgemässes und vielersehntes Unternehmen, denn das Gebiet der Weltliteratur schien bis in die jüngste Zeit immer noch ein Feld zu sein, das nur für die Ideen des modernen Zeitgeistes, für die Theorien des Liberalismus und Unglaubens fruchtbar gemacht werden könnte. Seit etwa 20 Jahren ist der Jesuit Alexander Baumgartner mit grossem Geschick, gründ-

lichster Sachkenntniss und Belesenheit an die literären Erzeugnisse nicht nur des deutschen, sondern auch fremder Völker gegangen, und zwar mit dem Erfolge, dass ihm auch Gegner ihre Anerkennung, ja Bewunderung nicht versagen konnten. Wir erinnern nur an den grossen Beifall, den in nichtkatholischen wie katholischen Fachzeitschriften und Zeitungen Baumgartners letzte literaturgeschichtliche Studie über ‚Das Râmâjana und die Râma-Literatur der Inder‘ gefunden hat, wovon die ‚Schles. Volkszeitung‘ seinerzeit mehrfach Mittheilung gemacht. Diese hervorragende Arbeit wie die vielen andern vorausgehenden über Lessing, Goethe, Schiller, Longfellow, Jost van den Vondel, Calderon, sowie seine Studien über die nordischen Völker lassen den Verfasser wie wenig andere geeignet erscheinen, das oben angekündigte Werk zu einem glücklichen Ende zu führen. . . . Die soeben erschienene erste Lieferung behandelt in vier Kapiteln ‚die Bibel und die Weltliteratur‘, die geschichtlichen Bücher und die Dichtungen des Alten Bundes, sowie Israels Propheten, und beginnt im fünften Kapitel die babylonischen und assyrischen Schriftdenkmäler.“

(Schlesische Volkszeitung. Breslau 1897. Nr. 153.)

Becker, Dr. Franz, Lehrbuch der katholischen Religion für höhere Schulen. 8^o.

I. Teil: *Apologetik*. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. (VIII u. 56 S.) —70.

Diese Apologetik soll als Leitfaden für den Religionsunterricht in Untersekunda dienen; sie soll ein Buch zum Lernen, nicht zum Lesen sein. Übersichtlichkeit, Ausscheidung von allem Überflüssigen sowie Bestimmtheit im Ausdruck schwebten mir bei Abfassung des Buches als Ziel vor. Erscheinen die Anforderungen, welche an den Schüler gestellt werden, vielleicht da oder dort etwas hoch, so liegt das in der Natur der Sache: Apologetik ist Begründung des Glaubens; wer begründen will, muss denken. Zudem lag mir nichts ferner als den Lehrer ersetzten zu wollen; sein lebendiges Wort muss dem toten Buchstaben Leben und Geist einhauchen.

Einzelne apologetische Fragen sind in diesem Teile nicht behandelt; dieselben sollen in der Glaubens- und Sittenlehre an geeigneter Stelle ihre Erledigung finden.

Die drei folgenden Teile: Glaubenslehre, Sittenlehre und Kirchengeschichte, werden voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. (Aus dem Vorwort.)

Betzinger, B. A., Di Mondo in Mondo. Florilegio Dantesco colla traduzione tedesca di contro. — Von Welt zu Welt. Ein Dante-Album mit deutscher Uebersetzung. Quer-12^o. (X u. 308 S.) 3.—; geb. in Leinw. 4.—

„Das Gedicht des Weltalls, des Mittelalters höchsten Wundersang‘ nennt Longfellow die ‚Göttliche Komödie‘ des grossen Florentiners. Die Bedeutung Dantes in der Weltliteratur erhellt aber nicht nur aus den nach Hunderten zählenden Ausgaben, Uebersetzungen und Commentaren, sondern in weit höherem Grad noch aus der Verherrlichung dieses Dichters und seiner Werke, in der Malerei, Tonkunst und Poesie ununterbrochen gewetteifert haben. Dante fand einst den grossen Virgil als Führer durch die Unterwelt; wo aber ist der berufene Führer, der wieder durch das Riesenwerk Dantes leitet? Die schönsten, die wichtigsten Stellen aus des Dichters Werken, besonders aus seiner ‚Commedia‘, im Original und in deutscher Uebersetzung in ebenso schöner wie klarer und übersichtlicher Anordnung gibt ‚Di Mondo in Mondo‘. Der Autor des Buches folgt bei der Wiedergabe des italienischen Textes dem Commentar von Scartazzini, während er die deutsche Uebersetzung den Ausgaben von Philalethes und von Witte, zum Theil in Umarbeitung, entnommen hat. Ein dreifacher Ehrenkranz, dem italienischen, deutschen und anglo-amerikanischen Dichterring entnommen, dem Genius Dantes dargebrachte Huldigungsgedichte von Michelangelo, Uhland und Longfellow, schmückt den Eingang zu diesem Florilegio; ein von umfassender Sachkenntniss zeugender Anhang erläutert, zwei genaue Register am Schluss erleichtern den Gebrauch des Dante-Albums, eines vornehm ausgestatteten Buches, das in gleicher Weise für das Studium des gewaltigen Dichterswerkes vorbereitet, wie dem Gedächtniss des Kenners Hilfe gewährt, allen jenen aber, die sich nicht an die Lectüre des mittelalterlichen Dichters wagen, bis zu einem gewissen Grad eine Art Ersatz für diesen Mangel leistet.“

(Illustrierte Zeitung. Leipzig [1897]. Nr. 2800.)

Ehrensberger, Hugo, Libri liturgici bibliothecae apostolicae Vaticanae manu scripti. Digessit et recensuit. Lex.-8^o. (XII u. 592 S.) 25.—; geb. in Halbsaffian 30.—

„Ehrensberger, Professor am Gymnasium zu Bruchsal, der den Liturgikern bereits durch seine auf Grund der Karlsruher Handschriften bearbeitete ‚Bibliotheca liturgica manuscripta‘ (Karlsruhe 1889) und sein Programm ‚Psalterium vetus und die Psalterien des hl. Hieronymus‘ (Tauberbischofsheim 1887) vortheilhaft bekannt ist, liefert in seinem neuen, die frühern Arbeiten an Umfang und Bedeutung weit überragenden Werke eine genaue Beschreibung der sämtlichen liturgischen Handschriften der Vaticana. Mit einzelnen Handschriften und Handschriftengattungen haben sich in älterer und neuerer Zeit hervorragende Forscher beschäftigt — es genüge, die Namen Mabillon und Delisle zu nennen —, aber die Bewältigung des ganzen Materials blieb Ehrensberger vorbehalten. Etwa 550 Codices waren zu ordnen, d. h. als Psalterium, Antiphonarium, Diurnale oder Evangelarium (Ehrensberger benötigt 33 Rubriken) zu bestimmen und Blatt für Blatt zu prüfen. Von der Mühseligkeit einer derartigen Arbeit braucht man nicht eigens zu reden; um ihre Bedeutung würdigen zu können, muss man wissen, dass nicht nur die speciellen Liturgiker und die mit ihnen eng verbundenen Hymnologen, sondern auch diejenigen, die sich mit der hagiographischen Literatur, mit der Ueberlieferungsgeschichte der Homilien eines Gregor oder Beda, mit der Textgeschichte der Benedictinerregel u. s. w. beschäftigen, aus der Inventarisirung liturgischer Sammelhandschriften Gewinn ziehen können. Auf die Beschreibung der einzelnen Handschriften folgt die Angabe der Publicationen, in welchen über die betreffende Handschrift gehandelt oder etwas aus derselben edirt ist; den Schluss des ganzen Bandes bilden Indices 1. der Provenienzorte der Handschriften, der Autoren und der Persönlichkeiten, welche die Herstellung eines Codex veranlasst haben, 2. der mit Malereien, Noten oder Neumen und kunstreichem Einbände versehenen Handschriften. Ehrensberger hat sein werthvolles Buch pietätvoll dem Papste gewidmet, aus dessen Bibliothek es erwachsen ist; in der Vorrede aber gibt er seiner Dankbarkeit Ausdruck für die wohlwollende Förderung, die ihm von seiten seines trefflichen Landesherrn und dessen durch Objectivität und wissenschaftliches Verständniss ausgezeichneten Ministers Nokk zu Theil geworden ist.“

(Allgemeine Zeitung. München 1897. Beil. Nr. 84.)

Eisenhofer, Ludwig, Procopius von Gaza. Eine literarhistorische Studie. Gekrönte Preisschrift. gr. 8^o. (VIII u. 84 S.) 2.—

Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Dem derzeitigen Rector Monsignore de Waal gewidmet von Mitgliedern und Freunden des Collegiums. Herausgegeben von Dr. Stephan Ehses. Mit zwei Tafeln und zwölf Abbildungen im Texte. Lex.-8^o. (XII u. 308 S.) 12.—

„Der in unserer Zeit in wissenschaftlichen Kreisen weit verbreiteten Sitte, wichtige Ereignisse im Leben angesehener Männer oder einflussreicher Anstalten durch Herausgabe besonderer Festschriften zu feiern, sind viele dankbare Vertreter der katholischen Wissenschaft gefolgt, welche im deutschen Campo Santo zu Rom unter der Leitung und der Anregung des Prälaten de Waal den Grund zu ihrer heutigen Bedeutung gelegt haben. 25 Abhandlungen, von Dr. Ehses eingeleitet und herausgegeben, liefern uns ein Bild von den mit Fleiss und Erfolg im Campo Santo betriebenen Studien auf den Gebieten der christlichen Geschichte und Archäologie. Sie reichen vom 2. bis zum 17. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Dem Umfange wie der innern Bedeutung nach verschieden, zeichnen sie sich sämtlich aus durch ideale Auffassung und wissenschaftliche Behandlung der Materien. . .“

(Literarischer Handweiser. Münster [1896]. Nr. 659.)

Vgl. de Waal, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom (S. 15).

Gatt, Georg, Die Hügel von Jerusalem. Neue Erklärung der Beschreibung Jerusalems bei Josephus, Bell. Iud. V 4, 1 u. 2. Mit einem Plane. gr. 8^o. (VIII u. 66 S.) 1.50.



Probe der Illustration aus der Jahres-Mappe 1896 der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst:
 Adrian Walker, Elias vom Engel gestärkt. (Altarbild.)

*** Gesellschaft, Deutsche, für christliche Kunst.**

Jahres-Ausgabe 1896. Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck und Photo-
 typie und 20 Abbildungen im Texte, ausgewählt durch die Juroren Prof.

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

G. Hauberrisser, Prof. *Gabr. Seidl*, *Balth. Schmitt*, *H. M. Waderè*, *M. Feuerstein*, *Gebh. Fugel*, sowie Univ.-Prof. Dr. *Bach* und Pfarrer *Detzel*. Nebst erläuterndem Texte von *Franz Festing*, Pfarrer in Niederroth. Folio. (24 S. Text u. 12 Tafeln.) In elegantem Umschlag 15.—

Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst“ in München veröffentlicht seit 1893 jährlich eine solche „Jahresmappe“, welche als Vereinsgabe zur Vertheilung an die Mitglieder gelangt, aber auch bestimmt ist, durch Bild und Schrift für die Ziele des Vereins zu wirken.

Um die Mappe weitem Kreisen zugänglich zu machen, haben wir deren Commissionsverlag für den Buchhandel übernommen.

„Man wird den vierten Jahrgang dieser schönen und werthvollen Publication mit mindestens demselben Vergnügen begrüßen können wie seine Vorgänger. Zeigt er uns doch in seinem reichen Inhalt eine Kunstübung, die nicht den Fluch des Willkürlichen und höchst Ueberflüssigen an der Stirne trägt, wie ein leider so grosser Theil unserer heutigen Production, sondern die einem wirklich vorhandenen, ja sehr mächtigen Bedürfniss der menschlichen Natur und insbesondere unserer Nation entspricht: der Erbauung. Ohne Zweifel kann dies Bedürfniss auch auf andere Art befriedigt werden, aber wir sehen ja täglich, wie selten es gelingt, uns durch Landschaften oder Sittenbilder, ja selbst durch Historien zu erbauen! Die kirchliche Kunst hat eben bei ihren Aufgaben den ungeheuren Vortheil, dass dieselben aller Welt bekannt, also sofort verständlich, und durch zwei Jahrtausende ununterbrochener Kunstübung, durch das Talent der grössten Meister aller Zeiten ausgebildet und festgestellt sind. — Dank dieser Arbeit sind denn auch die kirchlichen Stoffe so schön durch ihren allgemeinmenschlichen Gehalt, dass sie, wenn nur irgend talentvoll behandelt, die Ungläubigen ganz ebenso zu erfreuen vermögen wie die Gläubigen. Darum kehrt denn auch die Kunst selbst nach den wildesten Abschweifungen immer zu ihnen zurück, wie uns auch dies Heft glücklicherweise wieder beweist, das uns in allen drei Künsten Treffliches bietet. . . . Talentlos ist gar nichts in diesem schönen Heft, das der deutschen Kunst wahrlich zu viel grösserer Ehre gereicht als so vieles andere nur durch dreiste Reklame Ausgeschrieene.“

(Kunst für Alle. München 1896. Nr. 11.)

Kaufmann, Karl Maria, *Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer nach den Sepulcralinschriften*. Ein Beitrag zur monumentalen Eschatologie. gr. 8^o. (VIII u. 86 S.) 2.—

Krieg, Dr. Max, *Die Ueberarbeitung der Platonischen „Gesetze“ durch Philipp von Opus*. gr. 8^o. (IV u. 40 S.) 1.20.

„Diese sorgfältige Arbeit bildet einen werthvollen Beitrag zur Frage nach der Composition der platonischen Gesetze. Der Verfasser setzt sich mit den Vorgängern in der Art auseinander, dass er Prätorius (1884) vollständig verwirft, Bruns (1880) im wesentlichen anerkennt und seiner Weiterführung zu Grunde legt und Bergk (1883) mit Bruns in Einklang zu bringen sucht.“

(Wochenschrift für klassische Philologie. Berlin 1897. Nr. 16.)

Mai, *Der geistliche, und geistliche Herbst*. Ausgelegt auf das auswendige und inwendige bittere Leiden unseres allerliebsten Herrn und Seligmachers Jesu Christi. Zwei uralte, schöne, auserlesene Büchlein, den gutherzigen und andächtigen Christen zu Gutem mit besonderem Fleisse wiederum erneuert und in Druck gegeben durch *P. F. S. Hattler* S. J. Mit 19 Bildern nach A. und L. Seitz. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 16^o. (XII u. 324 S.) 1.80; geb. in Leinwand mit Rothschnitt 2.50.

Das erste der obigen Büchlein erschien zuerst 1549 (1550 bereits in 3. Auflage) im Druck und hat wahrscheinlich *Wolfgang Seidl*, Benediktiner in Tegernsee und Hofprediger in München († 1562), zum Verfasser. Das andere, als dessen Verfasser man den Franziskaner *Stephan Fridolin* von Nürnberg vermuthet († 1498), erschien zuerst unter dem Titel „Der edel Weinreb Jesu u. s. w.“ um dieselbe Zeit, dann 1575 unter dem Titel „Der geistliche Herbst“. Beide Büchlein wurden vereinigt 1581 durch *Johann Meyer* in Dillingen in Druck gegeben. Sie

haben, unter dem Bilde des Maiens und des Weinstocks das heilige Kreuz vörführend, beide das Leiden Christi, das erstere das äussere, das andere das innere, zu ihrem Gegenstande und schliessen sich beide der Form nach an die in geistlichen Schriften des spätern Mittelalters gebräuchliche Weise an, die ewigen Wahrheiten in der Natur entnommenen Gleichnissen und Bildern zu veranschaulichen. Beide bieten reichen Betrachtungsstoff, abgetheilt für vier bezw. fünf Wochen, in gedrängter Kürze.

Michael, Dr. Emil, S. J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. gr. 8°.

I. Band: *Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts.* (XLVI u. 344 S.) 5.—; in Original-Einband: Leinwand mit Lederrücken und Goldpressung 6.80.

— Dasselbe. *Zweite, unveränderte Auflage.* In Lieferungen.

1. u. 2. Lieferung. gr. 8°. (XX S. u. S. 1—144.) à 1.—

Das Werk soll in 6 bis 7 Bänden von je 300 bis 500 Seiten im Format und mit der Ausstattung von Janssens Geschichte des deutschen Volkes erscheinen.

Infolge der starken Nachfrage musste wenige Wochen nach Erscheinen des ersten Bandes ein Neudruck desselben vorgenommen werden, der als zweite, unveränderte Auflage in fünf Lieferungen zum Preise von 1.— pro Lieferung erscheint.

„Die bekannte deutsche Geschichte Janssens setzt mit dem 15. Jahrhundert ein. Michael beginnt mit dem 13. Jahrhundert und beabsichtigt die deutsche Geschichte bis dorthin fortzusetzen, wo Janssen begonnen hat. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass gerade die Geschichte des 13. Jahrhunderts in politischer wie culturgeschichtlicher Beziehung für die Geschichte unseres Volkes eine bedeutsame Epoche bezeichnet. Die ersten drei Bände sollen sich mit der Culturgeschichte befassen, der Inhalt des ersten ist oben angezeigt. Zwei weitere sind der Darstellung der religiös-sittlichen Zustände, der Erziehung, des Unterrichts, der Wissenschaft, Mystik und der Kunst gewidmet. Die Behandlung der politischen Geschichte behält Michael spätern Bänden vor. Das Werk ist sohin auf breitester Grundlage aufgebaut. Der verwerthete und gewissenhaft verzeichnete literarische Apparat ist geradezu gewaltig zu nennen und die Controlle ist darum leicht. Die Sprache ist schlicht, von edler Einfachheit und allgemein verständlich, ohne Reflexion und auch ohne alle Polemik. Der vorliegende erste Band könnte seinem Inhalte nach, wie Michael selbst im Vorworte treffend hervorhebt, ‚Die sociale Frage in Deutschland während des 13. Jahrhunderts und ihre Lösung‘ betitelt sein. Michael stellt sich damit auf den Boden der neuen Richtung der Geschichtswissenschaft, welcher die sociale Weltanschauung zu Grunde liegt; er führt uns zur höhern Einsicht, wie der Staat mit der Gesellschaft zusammenhängt, und zeigt uns die Ineinanderwebung aller Schichten des Volkes. Die deutsche Landwirtschaft des 13. Jahrhunderts, die gesellschaftliche Stellung und das Leben der Bauern, die Besiedelung der ostelbischen Gebiete, die ‚Grossthat der Deutschen im Mittelalter‘, die Entstehung der Städte, die Geldwirtschaft, die Zünfte, Handel und Verkehr, die Hansa, das Lehnswesen und das Ritterthum, das Raub- und Fehdewesen, die Gottes- und Landfrieden, die Städtebündnisse, Königthum und Kaiserthum, die Königswahl, das Kurfürstencolleg, die Entstehung der Landeshoheit, die deutschen Rechtsbücher, das gerichtliche Verfahren, die Gottesurtheile und das römische Recht sind der Gegenstand des Buches. Der Stoff ist überaus reich, und seine Gliederung darf wohl als geschickt und in jeder Hinsicht gelungen bezeichnet werden. Mit Recht hebt der Verfasser die Bedeutung des allgemeinen, in der Geschichte unseres Volkes einzig dastehenden wirtschaftlichen Umschwunges scharf hervor, der sich während des 13. Jahrhunderts in Deutschland vollzogen hat. Wir können dem Worte Schmollers nur beistimmen, welcher kein Bedenken trägt, zu behaupten, dass diese Gegensätze, die damals in rascher Folge sich auseinander entwickelten, jedenfalls mindestens ebenso gross sind wie in unsern Tagen, noch grösser als die in der Reformationszeit. Ein bisher viel zu wenig gewürdigtes, überaus reges und zu hoher Blüthe führendes Leben auf den Gebieten des Landbaues, des Gewerbes und des Handels erfüllt die Geschichte jenes denkwürdigen Jahrhunderts, für dessen Grossartigkeit denn auch der Verfasser unverkennbare, sehr

hegreifliche Sympathien verräth, ohne indessen die Schattenseiten zu übersehen, welche den Perioden schwerer Umwälzungen eigen zu sein pflegen. Als besonders interessant mögen auch die quellenmässigen Ausführungen über das Ritterthum und über das römische Recht hervorgehoben werden, das nach den erbrachten Belegen bereits im 13. Jahrhundert eine grössere Rolle gespielt hat, als man bisher anzunehmen geneigt war. Es ist nicht vor auszusetzen, dass jeder Leser den principiellen Standpunkt des Verfassers theile. Aber das glaubt Referent mit Bestimmtheit aussprechen zu dürfen, dass keiner das Buch beiseite legen wird, ohne ein lebhaftes Interesse für den behandelten Gegenstand gewonnen zu haben. Besonders möchte Referent jedoch die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes vom Standpunkte des Social- und Wirtschaftspolitikers hervorheben. Denn die Geschichte bildet die nothwendige Ergänzung der theoretischen Nationalökonomie; sie war es, welche das Wesen der nationalökonomischen Wissenschaft nach und nach geändert hat. Nachdem die Lehren eines Roscher, Hildebrand, Knies lange genug unbeachtet geblieben sind, waren es die praktischen Bedürfnisse des modernen Lebens selbst, welche die Mängel der ältern nationalökonomischen Methoden aufdeckten und den Glauben an die ewige Wahrheit jener Lehren zerstörten. Immer zahlreicher werden nun diejenigen Nationalökonomien, die sich an die historische Forschung und die Beobachtung wirklicher Thatsachen halten, und unter ihnen wächst die Zahl der Forscher, welche sich nicht mehr die Mühe geben, nach allgemeinen Formeln für die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der Gesellschaft eines gegebenen Zeitabschnittes zu forschen, sondern bestrebt sind, die Gesetze der socialen Entwicklung zu entdecken, und zwar durch Feststellung allgemeiner Sätze über die Entwicklungsstadien des Wirtschaftslebens. Und gerade in dieser Hinsicht muss man die Arbeit Michaels besonders schätzen; sie hilft ganz wesentlich dazu mit, uns in den Stand zu setzen, auch die schwierigen Fragen der Gegenwart besser zu verstehen.“

(Literarisches Centralblatt, Leipzig 1897. Nr. 8.)

Otten, Dr., Der Grundgedanke der Cartesianischen Philosophie, aus den Quellen dargestellt. Zum dreihundertjährigen Geburtsjubiläum Descartes'. gr. 8^o. (VIII u. 142 S.) 3.20.

Ottiger, Ignatius, S. J., Theologia fundamentalis. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. 3 Bde. gr. 8^o.

Tomus I. De revelatione supernaturali. (XXIV u. 928 S.) 12.—; geb. in Halbfranz 14.—

In Vorbereitung:

Tomus II, qui est Pars I de Ecclesia Christi: De institutione et veritate perenni Ecclesiae romano-catholicae ut infallibilis Christi revelationis magistrae. Caput I. De forma et institutione Ecclesiae Christi. Caput II. De proprietatibus Ecclesiae Christi. Caput III. De notis Ecclesiae Christi.

Tomus III, sive Pars II de Ecclesia Christi: De exercitatione infallibilitatis Ecclesiae Christi. Caput I. De infallibilitatis subiecto. Caput II. De infallibilitatis obiecto. Caput III. De fontibus revelationis divinae. Caput IV. De regula fidei catholicae. Caput V. De externa fidem catholicam inter et rationem humanam mutua relatione.

„Die Vertheidigung der christlichen Offenbarung gegen die Angriffe des Unglaubens ist in der Gegenwart eine der wichtigsten Aufgaben der katholischen Wissenschaft. Neben den apologetischen Artikeln in Zeitschriften und mehr populär gehaltenen Büchern und Broschüren darf es auch an systematischen Werken nicht fehlen. Oder welcher Seelsorgs-Geistliche dürfte heute gründlicher apologetischer Kenntnisse ermangeln? Ja, jeder, der mit dem modernen Unglauben in nähere Berührung kommt, wird ein solches Arsenal gern zur Hand haben. Als ein ganz hervorragendes Werk dieser Art begrüssen wir die Theologia fundamentalis des P. Ignatius Ottiger, die soeben zu erscheinen begonnen hat. Der vorliegende erste Band behandelt die übernatürliche Offenbarung des Alten und Neuen Bundes. Die zwei weitern Bände sind der Lehre von der Kirche gewidmet und sollen laut Ankündigung dem ersten bald folgen. Man darf hier in der That eine wahre Apologetik im grossen Stil erwarten. Denn schon der erste Band zeigt, dass wir es mit einem auf den

ernstesten Studien beruhenden, die apologetische Wissenschaft wirklich fördernden Werke zu thun haben. Die vom Verfasser gewählte methodische Anlage, über die er in einem der einleitenden Paragraphen (S. 15—24) genaue Rechenschaft ablegt, ist streng wissenschaftlich. Die Ausführungen, sowohl die Erklärungen wie die Beweisführungen, zeichnen sich durch Klarheit und Gründlichkeit aus. Man lese nur z. B. S. 276—287 über den Indifferentismus oder S. 786—846 über das Wunder der Auferstehung Christi, wo, nebenbei bemerkt, auch auf Harnacks Einwürfe geantwortet wird. Gerade die in der Neuzeit geltend gemachten Schwierigkeiten werden stets vorzugsweise berücksichtigt, so, um nur ein Beispiel anzuführen, die Einwendungen, welche der Unglaube neuerdings gern dem Buddhismus entnimmt (S. 909—914). Ueberall begegnet man einer seltenen Beherrschung der einschlägigen Literatur. Die Brauchbarkeit des Werkes wird erhöht durch eine ausführliche Inhalts-Uebersicht, welche nicht minder die Reichhaltigkeit des Stoffes als den systematischen Aufbau des Ganzen zur Anschauung bringt.“ (Köln, Volkszeitung, 1897, Nr. 257.)

Pesch, Tilmannus, S. J., Institutiones psychologicae secundum principia S. Thomae Aquinatis. Ad usum scholasticum accommodavit. Cum approbatione Revmi Archiep. Friburgi. et Super. Ordinis. gr. 8^o.

Pars I: *Psychologiae naturalis liber prior, qui est analyticus.* (XVI u. 472 S.) 5.—; geb. in Halbfranz 6.60.

Pars II und III (Schluss) sind in Vorbereitung.

Das Werk gehört zur Sammlung „*Philosophia Lacensis*“.

„Le R. P. Pesch est un des hommes qui ont travaillé avec le plus d'activité et de persévérance à la restauration de la philosophie scolastique. Son ouvrage sur la philosophie naturelle, qu'il a refait ensuite en allemand, a eu un grand succès. Sa Logique en trois volumes est peut-être supérieure. Voici maintenant qu'il commence la publication d'une Psychologie qui promet d'être aussi étendue que la Logique. . . Pas un système qui ne soit examiné, pas une difficulté qui ne soit signalée, pas une objection qui ne soit relevée. L'auteur défend, cela va sans dire, l'animisme d'Aristote et de saint Thomas, mais il connaît en même temps les travaux des physiologistes modernes et n'hésite pas à modifier, quand il le juge nécessaire, la doctrine du maître. C'est ainsi que, pour les corps mixtes, il préfère à l'opinion de saint Thomas celle d'Albert le Grand, qui admet que, dans le composé, les formes des éléments subsistent, non comme formes, mais cependant réellement. . .“

(Polybiblion. Paris 1897. März.)

„Je n'ai pas l'intention de signaler aux lecteurs français la *Philosophia Lacensis*, qui est depuis longtemps connue et appréciée de tous ceux qui s'occupent de ce genre d'études. Cette collection, déjà considérable, représente l'effort le plus scientifique et le plus complet qui ait encore été fait pour mettre au point la philosophie traditionnelle et lui infuser le sang nouveau des recherches et des découvertes modernes. Quand elle sera achevée, elle sera peut-être le titre de gloire le plus sérieux de la savante école de Maria-Laach, dispersée par le Kulturkampf.

„La psychologie a été confiée à la plume du R. P. Tilmann Pesch. Tout le monde sait que le P. Pesch est profondément versé dans les études de logique et de cosmologie; mais j'ignorais, quant à moi, qu'il fût aussi savant psychologue. Son traité s'ouvre par une large introduction, dans laquelle l'auteur esquisse l'histoire de la science et en examine les méthodes. C'était pour lui la meilleure occasion de déployer son érudition si variée, sa parfaite information bibliographique, et il en a heureusement profité. . . Il ne s'agit pas ici d'un abrégé élémentaire, où les questions principales sont sommairement touchées, mais d'une étude approfondie et d'un examen critique de toutes les doctrines intéressantes ou controversées. Qu'est-ce qu'un être vivant, un corps organisé? Qu'est-ce que la vie en général, et en quoi un être vivant diffère-t-il d'un être non vivant? Y a-t-il des degrés dans la vie, et le principe vital est-il une substance? Sur presque toutes ces questions et celles qui s'y rattachent, l'auteur fait preuve d'une compétence solide; il connaît et cite largement les travaux relatifs aux sciences naturelles. . . La seconde section est consacrée à l'étude du principe vital dans l'homme, dans l'animal et dans la plante. La simplicité de l'âme humaine, son indépendance de la matière, son origine, son union avec le corps, telles sont les thèses principales qui sont examinées

dans cette seconde partie et résolues avec une grande sûreté de doctrine. Ici, l'auteur retrouve toute sa supériorité. En somme il y a dans ce premier volume une science très variée, beaucoup d'érudition, une connaissance approfondie de la philosophie traditionnelle. On pourra critiquer tel ou tel point, mais l'ensemble s'impose à l'attention, et je ne puis que désirer l'heureux achèvement de ce grand travail.“

(Le Mois Bibliographique. Paris 1897. Nr. 2.)

Rauschen, Dr. Gerhard, Jahrbücher der christlichen Kirche unter dem Kaiser Theodosius dem Grossen. Versuch einer Erneuerung der Annales ecclesiastici des Baronius für die Jahre 378—395. gr. 8^o. (XVIII u. 610 S.) 12.—

„Dieses Werk darf eine ganz hervorragende wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen, indem es sich ebenso sehr durch umfassende Fülle des Wissens wie durch eindringende Schärfe der Kritik auszeichnet.“

(Prof. Dr. O. Bardenhewer in einem Briefe an die Verlagshandlung. Febr. 1897.)

„Selten hat eine Novität des katholischen Büchermarktes uns so angenehm überrascht wie die vorliegende. Eine Revision der Annalen des Baronius mit den Mitteln der modernen Quellenforschung und der historischen Methode des 19. Jahrhunderts erschien uns als eine Aufgabe, die der Arbeit und des Schweisses der Edelsten werth wäre; aber wir getrauten uns die Verwirklichung dieses Wunsches kaum zu hoffen! Konnte sie doch nur versprechen, wahrhaft förderlich zu werden für die Kirchengeschichte, wenn diese grosse Aufgabe von einem katholischen Kirchenhistoriker unternommen würde. Darum begrüßen wir das Werk von G. Rauschen als ein kräftiges Lebenszeichen katholischer Forschung auf dem Gebiete der altchristlichen Kirchengeschichte. Wie von einem Schüler von Professor Nissen in Bonn nicht anders zu erwarten war, trat Rauschen an seine Aufgabe heran, ausgerüstet mit all den Eigenschaften, die diese erheischt: vollständige Beherrschung des Quellenmaterials und der zu bearbeitenden Literatur wenigstens in deren Haupterscheinungen, peinlichste Sorgfalt in der Benützung der beiden Literaturgruppen, ausserordentliches Interesse an der Exactheit im kleinen bis auf den Tag und die Stunde, die sich für ein Ereigniss noch ermitteln lassen, Verzicht auf jeden Versuch, den Bestand der überlieferten Thatsachen im Lichte bestimmter Anschauungen allgemeinerer Natur aufzufassen und danach zu gruppieren. . . .

„Die Methode des Verfassers hat unsern vollen Beifall. In der Gesamtanlage geht er streng annalistisch vor, indem er Jahr für Jahr die geschichtlichen Begebenheiten vorführt und sich dieses ewige Wiederholen nicht verdrissen lässt. Innerhalb dieses Rahmens gruppirt er die Ereignisse consequent nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Kaiser, 2. höhere römische Beamten, 3. Religionsgesetze, 4. Culturgesetze, 5. Concilien, 6. Kirchenväter, 7. hervorragende Bischöfe und Mönche, 8. Häretiker und Heiden. Damit ist das kunterbunte Vielerlei der Annalen des Baronius wirksam vermieden und eine leichte Orientierung ermöglicht. . . .

„Auf die Jahre 378—395, denen dieser Band gewidmet ist, folgen nicht weniger als 26 Excurse und 2 Anhänge, in denen Einzelfragen näher zur Sprache kommen. . . . Was den Inhalt des Bandes betrifft, so ist es ja hier unmöglich, auf Einzelheiten einzugehen. Es genüge die Bemerkung, dass Rauschen eine so grosse Anzahl von Berichtigungen für die einzelnen Gebiete des kirchlichen Arbeitsfeldes beibringt, dass jeder, der sich für die Geschichte der betreffenden Jahre interessirt, in die Nothwendigkeit kommen wird, sein Concept danach zu revidiren, oder sich mit den neuen Ansätzen des Verfassers für die Abhaltung einzelner Concilien, für die Abfassung von Schriften der grossen Kirchenväter der griechischen und der lateinischen Kirche u. dgl. wird auseinandersetzen müssen. . . .“

(Deutsche Reichszeitung. Bonn 1897. Nr. 156.)

Ringseis, Emilie, Erinnerungsblätter. Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis. Mit dem Bildniss der Dichterin in Lichtdruck. 8^o. (VI u. 200 S.) 2.—; geb. in Leinw. 3.—

„Referent hält die Katholikin Emilie Ringseis (†) für eine der begabtesten Dichterinnen deutscher Zunge, ja er kennt eigentlich nur eine, die sich mit ihr in Vergleichung bringen lässt, Annette von Droste, deren Stärke aber nicht, wie es bei der Ringseis der Fall ist, auf dem dramatischen Gebiete lag. — Erst vor kurzem

haben wir im ‚Kirchenfreund‘ die feine Charakterskizze erwähnt, die Franz Binder von der charaktervollen, geistig lebendigen Münchnerin in einem kleinen Schriftchen veröffentlicht hat. In den jetzt vorliegenden ‚Erinnerungsblättern‘ haben wir es mit den eigenen Aufzeichnungen der Dichterin über ihre poetische Entwicklung zu thun, wobei sie uns über ihr dichterisches Streben sehr anschaulich Rechenschaft gibt. Dazu treten dann noch Ergänzungen hinzu aus der Feder ihrer literarisch auch sehr begabten Schwester Bettina. Wer die Dichtungen der Ringseis und namentlich die Biographie ihres Vaters kennt, der kann dieser Familie, auch wenn er einer andern Kirche angehört, seine Hochachtung nicht versagen, sofern er nur den christgläubigen Standpunkt mit ihr theilt. Was das vorliegende Büchlein betrifft, so hat uns darin der allerdings auch schon von Binder erwähnte Umstand noch besonders interessirt, dass die streng kirchliche, aber für das Schauspielfach, wie es scheint, eminent beanlagte, von der berühmten Sophie Schröder ausgebildete Dichterin sich lange ernstlich mit dem Gedanken trug, auf die Bühne zu gehen, und machen wir Ethiker auf das, was sie hier und im Vorwort ihres ‚Sebastian‘ über die Schaubühne sagt, aufmerksam.“

(Evangel. Wochenblatt. Zürich 1897. Nr. 4.)

Rosenfeld, Max, Elementarunterricht in der Chemie. Mit 53 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8^o. (XII u. 128 S.) 1.60; geb. in Halbleinw. 1.90.

Im Anschluss hieran hat der Verfasser speciell für die Hand des Lehrers bearbeitet:

— **Experimentierbuch für den Elementarunterricht in der Chemie.** Mit 44 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8^o. (VIII u. 40 S.) 1.20; geb. in Halbleinw. 1.50.

Rosenfelds Elementarunterricht ist auf Grund der neuen preussischen Lehrpläne bearbeitet und eignet sich für Gymnasien, Realgymnasien, Real- und Oberrealschulen.

„Der vorliegende Elementarunterricht verfolgt in erster Linie ein pädagogisch-didaktisches Ziel. Er soll dem Schüler nicht ein systematisch geordnetes Gedächtnissmaterial übermitteln, sondern ihn zum selbstthätigen, denkenden Erfassen der chemischen Erscheinungen anregen. Demgemäss ist der Lehrstoff auf rein methodischem Wege entwickelt und auf rein experimenteller Grundlage aufgebaut worden. Diese Art der Bearbeitung verleiht dem mit grosser Sorgfalt ausgeführten Elementarunterricht besondern Werth nicht nur zum Lernen, sondern auch zum Lehren. Es hat, wie bekannt, nicht jeder gebildete Mann Talent zum Unterrichten. Der eine bietet und verlangt zu viel, der andere wiederum findet die richtige Form nicht für das, was er aus dem Schatze seiner Erfahrungen dem Anfänger gern beibringen möchte. Wir glauben deshalb, das Werk von Professor Rosenfeld ganz besonders der Aufmerksamkeit der Lehrer empfehlen zu dürfen. An der Hand desselben wird es auch dem Ungeübten leicht werden, jungen Fachgenossen die Grundlehren der Chemie in anziehender und anschaulicher Weise klarzulegen. Unterstützt bei dieser Lehrthätigkeit wird man noch durch das in demselben Verlage erschienene Experimentierbuch für den Elementarunterricht in der Chemie. Die einzelnen Experimente sind gut gewählt, Apparatus und chemischer Vorgang werden jederzeit genügend erklärt und durch sorgfältig ausgeführte Zeichnungen dem Verständniss des Lernenden näher gerückt, so dass auch dieses kleine Hilfsbuch mit Recht zur Anschaffung empfohlen werden kann.“



Probe der Illustration aus Rosenfeld, Elementarunterricht in der Chemie. (Fig. 2.)

(Pharmaceutische Zeitung. Berlin 1897.)

Rudolf, Ferdinand, Erklärungen zu zweiundsechzig Kirchenliedern aus dem Freiburger Diöcesangesangbuche „Magnificat“ und dem „Psälterlein“ von Mohr. Auch zu gebrauchen für die Diöcesen Bamberg, Speier, Würzburg, Salzburg und Seckau. Mit einer Konkordanz zwischen Katechismus und Gesangbuch. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvikariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 236 S.) 1.80; geb. in Halbleinwand 2.50.

Sasse, Joannes Bapt., S. J., Institutiones theologicae de Sacramentis Ecclesiae. Cum approbatione Revmi Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. gr. 8°. Volumen primum: De Sacramentis in genere. — De Baptismo. — De Confirmatione. — De SS. Eucharistia. (XVI u. 590 S.) 8.—; geb. in Halbfanz 10.—

Band II (Schluss) ist in Vorbereitung.

„Harum institutionum, benevole lector, rationem paucis accipe. Originem debent praelectionibus, quas per annos amplius viginti in Collegiis olim S. Mariae ad Lacum et Ditton-Hall in Anglia auditoribus tradebam, qui more nostro studio theologiae per quadriennium dant operam. Saepe a viris, quorum hac in re iudicium apud me plurimum valere debet, rogatus, ut eas typis evulgandas curarem, tandem eorum desideris acquievi, ipsis hinc postulationibus in spem adductus, non plane inutile fore opus, quod suscepturus essem.

„Timendum autem erat, ne, si universam theologiam pertractare aggrederer, in mediis laboribus vires me deficerent. Quare singulos tractatus, qui tamen materiam aliquam totam et integram comprehenderent, separatim prelo parare proposui. Atque primum quidem institutiones theologicas de sacramentis Ecclesiae publici iuris facere constitui, alios deinceps tractatus theologicos in lucem editurus, si Deus vitam et vires dederit.

„Iam vero ad methodum quod attinet, id praepimis spectabam, ut theologiam positivam quae dicitur cum theologia scholastica coniungerem, sapientissimum illud Doctoris Angelici monitum secutus: „Disputatio ad duplicem finem potest ordinari. Quaedam enim disputatio ordinatur ad removendam dubitationem, an ita sit, et in tali disputatione maxime utendum est auctoritatibus, quas recipiant illi, cum quibus disputatur. . . . Quaedam vero disputatio est magistralis in scholis non ad removendum errorem, sed ad instruendum auditores, ut inducantur ad intellectum veritatis, quam intendit: et tunc oportet rationibus inniti investigantibus veritatis radicem et facientibus scire, quomodo sit verum, quod dicitur; alioquin si nudis auctoritatibus magister quaestionem determinet, certificabitur quidem auditor, quod ita est, sed nihil scientiae vel intellectus acquirit, sed vacuus abscedet“ (Quodl. IV, a. 18).

„Primum igitur omnem operam in id converti, ut dogmata fidei, quae sunt principiorum instar pro scientia theologica, ex fontibus revelationis invicte demonstrarem. Quare argumentis ex S. Scriptura deducendis peculiarem curam adhibui atque verbum Dei traditum, prout in doctrina Conciliorum, Romanorum Pontificum, Patrum Ecclesiae, in liturgiis et usu practico, in consensione theologorum, in sensu et consensu fidelium se manifestat, diligenter examinavi. Neque minus cordi mihi fuit, ut partes theologiae scholasticae, quae quaerit intellectum dogmatum, sollicito exsequer.

„Hac autem methodo totam et integram doctrinam, quam exponendam suscepi, complexus sum, ita ut vix ulla quaestio alicuius momenti a scholasticis auctoribus proposita desideretur. . . .“

(Aus der Vorrede.)

* Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau.

68 Lichtdrucktafeln nach Aufnahmen von *Karl Günther*, mit begleitendem Text von *Fritz Geiges*. Herausgegeben vom Freiburger Münsterbauverein. Gross Folio. (18 S. Text u. 68 Tafeln.) Geb. in Prachtband 80.— Kistchen zur Verpackung — 60.

„. . . In der That ist mit der begonnenen Veröffentlichung Ihres herrlichen Münsters allen Gebildeten und Kunstfreunden unseres Volkes ein Geschenk gemacht worden, welches nach seiner Form wie nach seinem Inhalte von einem jeden mit hoher Freude begrüsst werden wird. Am dankbarsten werden sich, wie ich nicht zweifle, meine Fachgenossen erweisen, weil ihnen zum schönen Genusse gleichzeitig edelste Nahrung geboten wird.“

(Prof. Friedrich Adler, Wirkl. Geh. Oberbaurath in Berlin.)

„Dieses wahrhaft monumentale Werk widmet der Freiburger Münsterbauverein dem herrlichsten Monument mittelalterlicher Kirchenbaukunst im gesegneten Breisgau, damit seinen rühmlichen Bestrebungen um Erhaltung und Erneuerung desselben wie einen grossartigen Ausdruck so einen kräftigen Nachdruck gebend. Kaum ein Dom Deutschlands wird sich einer solchen Publication rühmen können, die nicht nur sein Gesamtbild von allen Seiten zur Schau stellt, seine Architektur in allen Theilen und mit allem bemerkenswerthen Detail des Aeussern und Innern vorführt, sondern auch die Inventarschätze an Gemälden und Sculpturen zur Ausstellung bringt. Ein Freiburger Bürger, Karl Günther, leider vor Fertigstellung des Werkes gestorben, hat mit feinstem Verständnisse die photographischen Aufnahmen gemacht. Diese wurden von der überaus leistungsfähigen und berühmten Hoflichtdruckanstalt von J. Schober in Karlsruhe auf Imperialfoliotafeln in wahrhaft künstlerisch vollendeter Weise durch Druck vervielfältigt, in einer Weise, dass dem frischen Leben, dem satten Farbenton der Photographie kaum Eintrag geschieht. So verweilt das Auge mit wahrem Genuss auf diesen Blättern und weiss nicht, soll es mehr die herrlichen Aufnahmen des Thurmes, besonders des Oktogons und der Pyramide, bewundern, oder die gelungene Wiedergabe des Sculpturenschmucks der Vorhalle, oder die der Gemälde von Hans Baldung Grün und des jüngern Holbein, oder die der schönsten Glasgemälde. . . . Der Text ist sehr frisch und geschmackvoll geschrieben und beweist, dass der Verfasser die Feder ebenso gewandt zu führen vermag wie den Pinsel. Die typographische Ausstattung ist des Ganzen würdig, ebenso der Leinwandeinband, dessen Vorderdeckel mit schöner Titelschrift und reicher Initiale und mit dem Bilde des Thurmbaumeisters mit Meisterschild, Winkel und Massstab und der Thurmzeichnung auf einem mit stilvollen Ornamenten durchspannenen Goldgrund geschmückt ist.“

(Archiv für christliche Kunst.
Stuttgart 1897. Nr. 1)



Verkleinerte Probe der Illustration aus „Unser Lieben Frauen Münster zu Freiburg im Breisgau“. (Nordportal des Chores.)

Waal, Anton de, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom. Geschichte der nationalen Stiftung, zum elfhundertjährigen Jubiläum ihrer Gründung durch Karl den Grossen. Mit vier Abbildungen. 8°. (XII u. 324 S.) 4.—; geb. in Leinw. mit Deckenpressung 5.20.



Probe der Illustration aus de Waal, Der Campo Santo der Deutschen zu Rom: Friedhof.

Der Verfasser hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht. War er durch die Natur derselben überwiegend auf die Benutzung handschriftlichen Materials an-

gewiesen, so dürfte ihm hier kaum etwas entgangen sein. Neben dem Archive des Campo Santo hat er auch die Schätze des vaticanischen Archivs für seine Zwecke herangezogen. Diese reiche Ausbeute in Verbindung mit den Ergebnissen des Studiums der gedruckten Literatur hat er dann zu einem farbenreichen und lebensvollen Bilde des Campo Santo während dessen vielhundertjähriger Entwicklung gestaltet. Für die Anfänge der Anstalt flossen die Quellen nur spärlich; hier konnten erst Urkunden aus späterer Zeit, welche die Ueberlieferung bezeugten oder doch andeuteten, zur Verwendung gelangen. Eine willkommene Entschädigung gewährt de Waal uns für diese Zeit durch die beiden geistvollen Kapitel: ‚Der Circus des Nero, heilige Erde im Campo Santo‘, und ‚Der Obelisk und seine Umgebung im Mittelalter‘. Diese auf ausgedehnten Untersuchungen beruhenden Abtheilungen liefern einen bedeutsamen Beitrag zur Topographie der Stadt Rom im frühen Mittelalter. Mit der Geschichte der Bruderschaft (1448) betritt der Verfasser ein Gebiet, für das ihm reiche Quellen zu Gebote standen. . . . Indem wir den Leser für die folgenden Kapitel auf die Schrift selber verweisen, deren Interesse in demselben Masse steigt, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, möchten wir die edle Unparteilichkeit betonen, mit welcher de Waal tiefe Schatten in der Entwicklung der Anstalt im 18. und 19. Jahrhundert behandelt. . . . Die jüngste Entwicklung des Campo Santo ist auf das innigste verknüpft mit der vortrefflichen Leitung desselben durch den gegenwärtigen Rector. Ihm sind zu verdanken eine durchaus geordnete Verwaltung der Anstalt, sowie die Erweiterung des alten Pilgerhauses zu einem Priesterhause, welches deutschen Geistlichen zum Zwecke der Pflege der Wissenschaft ein gastliches Heim bietet. Die Erfolge, welche auf diesem Gebiete erzielt wurden, hat de Waals Bescheidenheit mehr angedeutet als entwickelt.“ (Literarischer Handweiser. Münster [1896]. Nr. 659.)

Vgl. *Festschrift* zum elfhundertjährigen Jubiläum des Campo Santo in Rom (S. 5).

Weiss, Dr. Hugo, Judas Makkabaeus. Ein Lebensbild aus den letzten grossen Tagen des israelitischen Volkes. Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Ermland. gr. 8^o. (VIII u. 122 S.) 2,—

Zenner, J. K., S. J., Die Chorgesänge im Buche der Psalmen. Ihre Existenz und ihre Form nachgewiesen. In zwei Theilen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 4^o. (XIV u. 164 S.) 10.—

I. Theil: *Prolegomena, Uebersetzungen und Erläuterungen.* Mit einem Titelbilde: Die Sängerriegen des ersten Tempels nach Kosmas Indicopleustes. (Cod. Vat. Graec. 699.) (VIII u. 92 S.)

II. Theil: *Texte.* (VI u. 72 S.)

Die beiden Theile werden nur zusammen abgegeben.

„Im alttestamentlichen Liederbuch gibt es eine Anzahl von Psalmen, welche ursprünglich Chorgesänge waren. Die Theile des biblischen Chorgesanges sind die Strophe, die Gegenstrophe (d. i. die von einem zweiten Chor gesungene Antwort auf die vorhergehende Strophe) und die Wechselstrophe (die zwei Chöre wechseln Vers für Vers ab). Der Chorgesang ist einfach oder zusammengesetzt. Der einfache besteht aus 2 Strophen, 2 Gegenstrophen, 1 Wechselstrophe; die Reihenfolge ist: I. Strophe; I. Gegenstrophe; Wechselstrophe; II. Strophe; II. Gegenstrophe. Im zusammengesetzten folgt auf die II. Gegenstrophe eine II. Wechselstrophe, dann eine III. Strophe und eine III. Gegenstrophe. Lieder mit mehr als 2 Wechselstrophen gehören zu den Ausnahmen. — Muthmasslich sind wenigstens 3 Verse zur Bildung einer Strophe nothwendig. Die Strophe und die zu ihr gehörende Gegenstrophe sind an Umfang genau gleich; die Wechselstrophe hat gewöhnlich stilistisch ein ganz eigenartiges Gepräge. Der Umfang der Strophe und der Gegenstrophe von der Wechselstrophe einerseits und jener der Strophe und der Gegenstrophe nach der Wechselstrophe andererseits ist sehr verschieden. — Den Beweis für diese Behauptungen liefert Zenner a) aus der Structur des Psalms 131 (die vollständige Abhandlung, auf welche wir verweisen, s. Zeitschrift für kathol. Theologie 1896, S. 378 ff.); b) aus Sela bzw. Diapsalma, welches den Schluss einer Strophe markirt; denn ἡ διαδογή τοῦ ψαλμοῦ ἐκαλεῖτο διάψαλμα (Kosmas Indikopl.); c) aus der Analogie prophetischer Chorgesänge; d) aus der Nothwendigkeit, in kritischer und ästhetischer

Beziehung dem Gedankengang der Psalmen näher zu kommen, als es bisher geschehen ist. — Die Untersuchungen Zenners geben einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte und zur Kritik des alttestamentlichen Textes; insofern der Exeget auf die (ungeschriebene) Geschichte des Textes zuweilen Rücksicht nehmen muss und ihn eine verständige, auf sicherer Grundlage (nicht auf Velleitäten) aufgebaute Kritik zur richtigen Erfassung des Satzgefüges anleitet, wird er Zenners Untersuchungen mit Erfolg gebrauchen. Dieselben werden auch Widerspruch finden (wir lassen hier jene ausser acht, welche in derartigen Untersuchungen eine Gefahr für die Lehre von der Inspiration wittern; diese werden Zenners Buch überhaupt nicht verstehen), weil die Conjecturalkritik stellenweise stark zu Hilfe gerufen wird. Indes wird deren Beihilfe bei fortschreitenden Untersuchungen immer geringer werden. . . . Der Verfasser verdient für seinen unverdrossenen Fleiss und die klare Darstellung die grösste Anerkennung. Die Uebersetzung ist musterhaft; der Druck, besonders der hebräische, ausserordentlich schön; desgleichen die Ausstattung; der Preis billig.“

(Prof. Dr. Hoberg in der Literar. Rundschau. Freiburg 1897. Nr. 3.)

2. Fortsetzungen, neue Auflagen und Zeitschriften.

Abrifs der Geschichte der deutschen National-Litteratur. Nach *G. Brugier* zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von *E. M. Harms*. *Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage.* gr. 8^o. (X u. 284 S.) 2.20; geb. in Leinwand mit Deckenpressung 2.90.

„Es ist immer ein Erfolg, wenn in unserer bücherreichen Zeit ein Werk, das zum Gebrauch an höhern Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet ist, eine zweite Auflage erlebt. Bei dem vorliegenden Buche ist dies allerdings erklärlich. Factisch haben wir Mangel an übersichtlichen, bei aller Vollständigkeit doch knappen und gedrängten Darstellungen der Literaturgeschichte, die einen entschiedenen katholischen Standpunkt aufweisen, trotzdem sich aber von aller Einseitigkeit frei halten. Dem genannten Buche können wir aber mit gutem Gewissen die Vereinigung dieser Vorzüge nachrühmen. Gegen die erste Auflage erweist sich fast jede Seite durch zahlreiche Verbesserungen verändert. Von Brugier sind wohl die Eintheilungen sowie die grossen Umrisse der Biographien der einzelnen Dichter entlehnt, sonst ist das Buch eine recht selbständige Arbeit. Besonders hervorzuheben sind die abgerundeten Inhaltsangaben der bedeutendern literarischen Producte, von denen eine ganze Reihe eine recht gut gelungene Kleinmalerei darstellen, sowie die Charakteristiken der einzelnen Dichter, die nicht bloss als Schriftsteller, sondern auch als Menschen besonders in ihrem Verhalten zur Moral und zum Offenbarungsglauben behandelt werden. Für Gymnasien, namentlich aber höhere Töchterschulen und Lehrerinnenseminare ist das Buch wie geschaffen.“

(Kölnische Volkszeitung 1897 Nr. 238.)

Baumbauer, Dr. H., Leitfaden der Chemie insbesondere zum Gebrauch an landwirtschaftlichen Lehranstalten. gr. 8^o.

1. Teil: *Anorganische Chemie. Dritte Auflage.* Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen. (VIII u. 150 S.) 1.50. Geb. in Halbleder mit Goldtitel 1.85.

Braig, Dr. Carl, Die Grundzüge der Philosophie. gr. 8^o.

Vom Sein. *Abriss der Ontologie.* (VIII u. 158 S.) 2.—; geb. in Halbleinw. 2.50.

Früher ist erschienen:

Vom Denken. *Abriss der Logik.* (VIII u. 142 S.) 2.—; geb. in Halbleinwand 2.50.

„Dieser Abriss trägt in vier Abschnitten: vom Begreifen, vom Urtheilen, vom Schliessen, vom Beweisen, vollständig, ohne sich in Details zu verlieren, den ganzen Stoff der Logik vor. Das Ganze ist klar und übersichtlich verfasst, die Sprache kurz und leicht verständlich. — Als einen glücklichen Gedanken muss man es auch bezeichnen, dass der Verfasser am Schlusse jedes Paragraphen die Kunstausdrücke und die klassischen Zeugnisse gesammelt hat; dadurch wird nicht so ganz mit der Vergangenheit gebrochen und das Buch entspricht doch den modernen Forderungen.“

(Ecclesiasticum Argentinense, Strassburg 1896, Nr. 5, über den Abriss der Logik.)

„Die Grundzüge der Philosophie“ werden zehn Theile umfassen.

Es ist in Aussicht genommen, der Logik und Ontologie zunächst die Noëtik und die Theologie (Religionsphilosophie) folgen zu lassen. Noch vor Beginn des neuen Jahrhunderts soll das Werk zum Abschlusse gelangen.

Bumüller, Dr. Johannes, Lehrbuch der Weltgeschichte. Siebente Auflage, in gänzlich neuer Bearbeitung von Dr. *Simon Widmann*. gr. 8°.

3. Teil: *Geschichte der Neuzeit*. (XIV u. 744 S.) 6.—; geb. in Leinw. 7.50.

Früher sind erschienen:

1. Teil: *Geschichte des Altertums*. (XVI u. 468 S.) 4.—; geb. 5.20.

2. Teil: *Geschichte des Mittelalters*. (XII u. 384 S.) 3.30; geb. 4.50.

Die drei Teile zusammen (XLII u. 1596 S.) 13.30; geb. 17.20.

„Der ‚alte Bumüller‘, früher viel gelesen und benutzt, aber allmählich ganz veraltet und deshalb beinahe verschwunden und vergessen, erschien im vorigen Jahre nach 30 langen Jahren in ganz neuer, verjüngter Gestalt und wurde gleich von seinen alten Freunden freundlich und herzlich begrüsst. Aber auch dort, wo er bisher unbekannt geblieben und keine rechte Anerkennung gefunden, scheint er in seiner verjüngten Gestalt sich schon neue Freunde erworben zu haben, deren Zahl ohne Zweifel um so grösser werden wird, je weiter sich sein Bekanntenkreis ausdehnt. Dieser Erfolg ist mit Sicherheit zu erwarten und ein durchaus verdienter, den der ‚alte Bumüller‘ seinem neuen trefflichen Bearbeiter, Director Dr. Widmann, verdankt. Die Arbeit war für den Herausgeber und Bearbeiter allerdings eine sehr grosse; denn von dem frühern Bestande konnte, wenn die Fortschritte der Geschichtswissenschaften der letzten drei Jahrzehnte in der gebührenden Weise berücksichtigt und verwerthet werden sollten, ausser dem Gerippe, d. h. der Anlage und Gliederung des Werkes, fast nichts erhalten bleiben. In dieses Fachwerk musste nun hineingebaut und dasselbe ausgebaut werden, jedoch so, dass der Geist und die Gesamtauffassung des Buches dieselben blieben, eine Arbeit, die grosse Selbstüberwindung und Geschicklichkeit zugleich erforderte. Von diesem Gesichtspunkte aus wird jeder unbefangene Beurtheiler dem Bearbeiter volles Lob spenden. Seine Arbeit steht durchaus auf der Höhe der geschichtlichen Wissenschaft, die Darstellung ist trotz aller Kürze klar und verständlich, die Auffassung hält sich frei von jeder Einseitigkeit; wo bestimmte Resultate bisher von der Geschichtsforschung nicht erzielt sind, wird der Leser darüber nicht im unklaren gelassen. Dass manchmal Kenntnisse von Details vorausgesetzt werden oder der Verlauf einzelner Ereignisse nur kurz angedeutet wird, wo man vielleicht eine breitere Darstellung gern gesehen hätte, liess sich nicht vermeiden, wenn nicht aus dem Lehrbuche der Weltgeschichte eine Darstellung der Weltgeschichte werden sollte. Jeder aber, dem es um eine kurze, leichtverständliche Belehrung über die geschichtlichen Verhältnisse zu thun ist, wird in dem Bumüller-Widmannschen Buche finden, was er sucht.“ (Gymnasium. Paderborn 1896. Nr. 21.)

„... Mit meisterlicher Stoffbeherrschung und eleganter, lichtvoller, bestimmter Formgebung bearbeitet. Widmann hat das Gute in dem Buche seines Vorgängers mit vielem Geschick bewahrt und doch aus seinem eigenen Wissen so viel geändert, gebessert, ergänzt, dass diese Weltgeschichte zum grossen Theile als sein eigenes Werk gelten kann. Er besitzt die seltene Gabe des Forschers und des Darstellers zugleich. Wer aufmerksam seinem sachgemäss gegliederten Werke folgt, wird die zahlreichen, oft nur in beiläufigen Sätzen oder Worten enthaltenen Ergebnisse gründlicher Quellenstudien und das geistvolle, treffende Urtheil bemerken und bewundern. ...“

(Akademische Monatsblätter. Köln 1896. Nr. 7.)

Detzel, Heinrich, Christliche Ikonographie. Ein Handbuch zum Verständniß der christlichen Kunst.

II. (Schluss-) Band: *Die bildlichen Darstellungen der Heiligen*. Mit 318 Abbildungen. gr. 8°. (XVIII u. 714 S.) 9.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Lederrücken 11.50.

Früher ist erschienen:

I. Band: *Die bildlichen Darstellungen Gottes, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der guten und bösen Geister und der göttlichen Geheimnisse*. Anhang: *Die Welterschöpfung*. — *Die Sibyllen*. — *Die apokalyptischen Gestalten*. — *Judas Iskariot*. Mit 220 Abbildungen. gr. 8°. (XVI u. 584 S.) 7.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Lederrücken 9.50.

„Der verhältnissmässig schnell erschienene Schlussband dieses langersehnten Werkes bezeichnet allen bisher in Deutschland erschienenen Heiligenverzeichnissen gegenüber in Bezug auf Vollständigkeit und Zuverlässigkeit einen derartigen Fortschritt, dass ihm schon allein deswegen der wärmste Empfang gebührt. Im übrigen wird hinsichtlich der Auswahl der Heiligen selbst wie der Bedeutung ihrer Darstellungen jeder Interessent seine eigenen Wünsche haben, von denen sicher manche unerfüllbar sind. . . .“

(Zeitschrift für christliche Kunst. Düsseldorf 1896. Nr. 12.)

„Mit Freuden werden alle Freunde und Förderer der christlichen Kunst dieses Werk begrüßen, das mit der unlängst erfolgten Herausgabe des II. Bandes seinen Abschluss gefunden hat. Schon längst war ein solches Werk eine dringende Nothwendigkeit; denn wohl kaum ein Zweig der christlichen Archäologie war seit einigen Jahrzehnten bei uns so ohne alle Pflege, als die Ikonographie. Die bisher erschienenen Bücher auf diesem Gebiete der Kunstwissenschaft erwiesen sich als unzureichend, indem sowohl ihre Anlage als besonders ihr Umfang als vielfach unvollständig, unpraktisch und durch Annahme mancher falschen Grundsätze als unzuverlässig erschienen. Es musste daher der Wunsch aller Freunde des christlichen Alterthums und der Kunstgeschichte sein: die energische Wiederaufnahme, Hebung und Vervollkommnung der diesbezüglichen Studien durch ein neues, gründliches, zuverlässiges Werk gefördert zu sehen. Diesen Wunsch hat Detzel in seiner Ikonographie erfüllt. . . .“



Probe der Illustration aus Detzel, Christliche Ikonographie, II. Band: Ed. von Steinle, Abschied der Apostel Petrus und Paulus. (Fig. 51.)

„Detzel beschenkt uns hier mit einem Buche, das wir in dieser Form und Ausführlichkeit schon längst gebraucht hätten. . . .“

(Theol.-prakt. Quartalschrift. Linz 1896. 4. Heft.)

„Nun liegt Detzels Ikonographie abgeschlossen vor, — das erste deutsche Werk dieser Art, eine Leistung, doppelt anerkennenswerth in Anbetracht dessen, dass der Verfasser schlichter Landpfarrer ist, fern von grössern Bibliotheken. Dieser zweite Band hat die ganz praktische Anlage eines alphabetischen Heiligenkatalogs und gibt von rund tausend Heiligen eine kurze legendarische Lebensskizze, die Attribute und Patronate, eine Uebersicht über die hervorragendsten bildlichen Darstellungen aus allen Jahrhunderten, bei vielen noch eine Holzschnittwiedergabe (auch Zinkclichés sind verwendet) der einen oder andern Abbildung. So veranlagt, ist das Buch einmal ein vortreffliches Orientierungs- und Nachschlagewerk in hagiographischen Fragen, sodann eine kleine hagiologische Bildergalerie und ein Unterrichts- und Vorlagewerk für den schaffenden Künstler. Was man billigerweise verlangen und erwarten konnte, hat der Verfasser geleistet. . . .“

(Archiv für christliche Kunst. Stuttgart 1896. Nr. 12.)

Diel, Johannes Bapt., S. J., Novellen. *Dritte u. vierte Auflage.* 12^o.
(VI u. 400 S.) 3.—; geb. in Leinw. 4.20.

Inhalt: Der Zigeunerknabe. — Aus den westfälischen Forsten. — Köhlers Töchterlein. — Musikantenleben. — Regentropfen. — Johannes Jodocus. — Der Steinmetz von Köln.

„Die Novellen des für unsere Literatur viel zu früh verstorbenen Jesuitenpaters Diel zeigen dieselbe kindlich fromme Gesinnung, dieselbe innige Liebe zur Natur, dasselbe Einleben in die Stimmungen des menschlichen Herzens wie die Gedichte. . . . Diel ist der Dichter jener Leser, die sich gern abwenden vom Lärm der Strasse und abseits im schattigen Grün dem stillen Genuss eines rechten Dichtwerks sich hingeben.“
(Literarischer Jahresbericht u. Weihnachtskatalog. Münster 1896.)

„Eine reine, begeisterungserfüllte Dichterseele hat diese Novellen erfunden und geschaffen, ja fast möchte man sagen, erlebt, so anschaulich frisch und ungekünstelt stehen ihre Gestalten da. Der Zauberhauch der Romantik umwittert sie, es ist Eichendorffs wunderbare Kunst, was ihnen bleibenden Werth verleiht. . . .“

(Alte und Neue Welt. Einsiedeln 1897. 8. Heft.)

„Vier Auflagen haben bereits die ‚Novellen‘ von Johannes Diel erlebt. Der stattliche Band ist also ins Volk eingedrungen, und das ist eine erfreuliche Thatsache; denn aus den Novellen spricht eine edle, treue Gesinnung, ein lauterer Geist, ein warmes Herz. Wir haben sie schon früher an dieser Stelle anerkennend besprochen.“

(Allgemeine Moden-Zeitung. Leipzig 1896. Nr. 51.)

Eberhard, Dr. Matthias (weil. Bischof von Trier), **Kanzelvorträge.**
Herausgegeben von Dr. *Aegidius Ditscheid.* gr. 8^o.

II. Band: *Homiletische Vorträge über das erste Buch Moses. Dritte Auflage.*
(VIII u. 576 S.) 6.—; geb. in Halbfranz 8.—

„Die geistvollen Vorträge unseres unvergesslichen Bekennerbischofs, welche nicht nur Katholiken, sondern auch Andersgläubige zum Dome in Trier heranlockten, werden gewiss noch manchem unserer Leser im Gedächtnisse sein. Der in dritter Auflage vorliegende zweite Band enthält 45 Vorträge über die Genesis. Dieselben gehören der Zeit an, da der Hochselige die Stelle eines Theologus an der hiesigen Domkirche bekleidete (1851—1861). Auf den Wunsch seines Bischofs, Dr. Wilhelm Arnoldi, legte er das Alte Testament seinen Vorträgen zu Grunde. Er that dieses um so lieber, als ‚das Alte Testament‘, wie er in dem ersten Vortrage bemerkt, ‚mit all seinen herrlichen Gottesthaten, mit seinen unübertrefflichen Beispielen im Guten wie im Bösen, mit seinen unaussprechlichen Schönheiten ein wenig bebautes Feld der Predigt und Betrachtung ist‘. Niemand wird ohne vielfältige Belehrung, Anregung und Erhebung diese geistvollen und tiefen Betrachtungen lesen. . . .“

(Trierische Landeszeitung. 1897. Nr. 102.)

Gühr, Dr. Nikolaus, Das heilige Messopfer dogmatisch, liturgisch und ascetisch erklärt. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Sechste Auflage.* gr. 8^o. (XVI u. 734 S.) 7.—; in O.-Einb.: Halbsaffian 9.—

Geht zur zweiten Serie unserer „Theologischen Bibliothek“.

Hagemann, Dr. Georg, Elemente der Philosophie. Ein Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte. III: Psychologie. *Sechste, verbesserte Auflage.* gr. 8^o. (VIII u. 210 S.) 2.80.

Hansjakob, Heinrich, Die wahre Kirche Jesu Christi. Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1887 in der Kirche St. Martin zu Freiburg. *Zweite, neu durchgesehene Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8^o. (IV u. 80 S.) 1.30.

„In jugendlich kräftiger, feurig begeisterter Liebe zu Christus und seiner Kirche gehen diese Predigten einher. Es ruht eine zündende Begeisterung in der poetisch bilderreichen und dabei doch durchweg volksthümlichen Sprache. Wer das Buch aufmerksam liest, der bekommt den Eindruck, dass hier ein Mann schreibt,

der in hervorragendem Masse die Gabe besitzt, dem Volke die Kirche lieb und werth zu machen. Die Gottheit Jesu Christi und die Göttlichkeit der Kirche Jesu Christi stehen hier majestätisch vor uns. Dem Verfasser gebührt das Verdienst, ernstlich geforscht und das Beste geboten zu haben. Der Theologe von Fach wie der christliche Laie kann sich an diesem lichtvollen Buch erfreuen und erbauen.“

(Theol.-prakt. Quartalschrift, Linz 1892, 1. Heft, über die 1. Aufl.)

Hansjakob, Heinrich, Messopfer, Beicht und Communion. Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1891 in der Kirche St. Martin zu Freiburg. *Zweite, neu durchgesehene Auflage.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (IV u. 94 S.) 1.50.

„Auch diese Reihe kann man aufrichtig willkommen heissen. Soweit auch in diesen Vorträgen das apologetische Moment gepflegt wird, theilen sie den Charakter und die Vorzüge der früher besprochenen Serien. Sie unterscheiden sich insofern von den letztern, als sie der Natur der Themate gemäss die direct praktische Nutzenanwendung stärker hervortreten lassen. Damit lehren sie uns den Verfasser von einer neuen Seite schätzen: als Kenner und Beherrscher des Herzens. Die Ermahnungen zur Benützung jener grossen Gnadenmittel sind ergreifend, manchmal erschütternd. Sie gehen den Hindernissen und Einwänden nach bis in die verborgensten Falten des Innern, und sie wissen die gesunden Fasern des menschlichen Herzens in Schwingung zu versetzen, nicht um dasselbe Stimmungen der Rührung zu überlassen, sondern um bis zu den Muskeln des Willens vorzudringen und diese zu energischer Bethätigung zu spannen. . . .“

(Dr. P. Keppler in der „Literar. Rundschau“, Freiburg 1892, Nr. 2, über die 1. Aufl.)

Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Secte auf dem südöstlichen Schwarzwald. *Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage.* Mit urkundlichen Beilagen. 8°. (IV u. 100 S.) 1.40; geb. 1.60.

Die ersten zwei Auflagen sind im Verlage von Heinrich Zimmermann in Waldshut erschienen.

Hense, Dr. J., Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit litterarhistorischen Darstellungen und Übersichten. gr. 8°.

3. Teil: *Beschreibende und lehrende Prosa. Zweite Auflage,* mit 5 Abbildungen. (VIII u. 368 S.) 3.20.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. gr. 8°.

XII. Jahrgang 1896—1897. Mit 49 in den Text gedruckten Abbildungen, 2 Karten und einem Separatbild: Die totale Sonnenfinsternis vom 8. bis 9. August 1896. (XII u. 560 S.) 6.—; geb. in Leinw. 7.—; Einbanddecke —70.

„Der grossartige Aufschwung, den die Entwicklung sämtlicher Zweige der Naturwissenschaften in unsern Tagen genommen, äussert sich wohl am besten und augenfälligsten in der Thatsache, dass ein jedes Jahr so viel des Neuen und Ueberaschenden zu den bereits gefundenen Forschungsergebnissen hinzufügt, dass es dem Einzelnen trotz grössten Fleisses und eifrigsten Strebens geradezu unmöglich ist, die an den verschiedensten Stellen der vielverzweigten Fachliteratur enthaltenen Referate zu sammeln und zu studiren. Dieser Sisyphusarbeit überhebt uns das „Jahrbuch der Naturwissenschaften“, dessen elfter Band vor kurzem die Presse verlassen hat und der gleich seinen zehn Vorgängern mit rühmenswerther Sorgfalt und seltener Gewissenhaftigkeit über alle jene Erfolge und Errungenschaften, die der nie rastende Menscheng Geist in dem weiten Reiche der naturwissenschaftlichen Erforschung in dem

abgelaufenen Jahre zu verzeichnen hatte, in einer ebensowohl den Fachmann befriedigenden Gründlichkeit als einer jedem Gebildeten verständlichen Darstellung ausführlichen Bericht erstattet. . . . Hoffentlich wird dem in hohem Grade verdienstlichen literarischen Unternehmen auch im heurigen Jahre seitens des gebildeten, für wissenschaftliches Streben eingenommenen Lesepublikums die verdiente Anerkennung nicht vorenthalten bleiben; ganz besonders aber wäre es zu wünschen, wenn dem ‚Jahrbuch der Naturwissenschaften‘ in allen Lehrerbibliotheken jener Ehrenplatz eingeräumt würde, auf den es im vollsten Masse Anspruch zu erheben berechtigt ist.“

(Oesterreich. Schulzeitung, Wien 1896, Nr. 26, über den XI. Jahrg.)

„Die Auswahl des — wie aus dem Titel zu ersehen — reichhaltigen Stoffes ist mit Sorgfalt getroffen, die Darstellung klar und einfach, und wo erforderlich, durch gute Abbildungen unterstützt.“

(Dinglers Polytechnisches Journal, Stuttgart 1896, Bd. 300, über den XI. Jahrg.)

„. . . In präciser, aber dennoch vollkommen klarer und erschöpfender Form wird jedes einzelne Thema behandelt. . . . Ein grosser Theil der Referate ist aus weitentlegenen, schwer zugänglichen Quellen geschöpft, so dass durch sie dem Freunde der Naturwissenschaften noch völlig Unbekanntes übermittelt wird und der Popularisirung wissenschaftlicher Arbeit umfassende Dienste geleistet werden. Die Ausstattung des Bandes verdient wieder alle Anerkennung.“

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Berlin 1896, Nr. 240, über den XI. Jahrg.)

Janssen, Johannes, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. gr. 8^o.

Zweiter Band: *Vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. Siebzehnte und achtzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage*, besorgt von Ludwig Pastor. (XXXVI u. 644 S.) 6.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 7.20; in O.-Einb.: Halbfranz 8.—

Vierter Band: *Die politisch-kirchliche Revolution seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580 und ihre Bekämpfung während dieses Zeitraumes. Fünfzehnte und sechzehnte, verbesserte Auflage*, besorgt von Ludwig Pastor. (XXXVI u. 560 S.) 5.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 6.20; in O.-Einb.: Halbfranz 7.—

Jeiler, P. Dr. Ign., O. S. Fr., Die gottselige Mutter Francisca Schervier, Stifterin der Genossenschaft der Armenschwestern vom hl. Franciscus, dargestellt in ihrem Leben und Wirken. Mit dem Bildniss der Seligen. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Gutheissung der Ordensobern. 8^o. (XXII u. 574 S.) 4.—; geb. in Halbfranz mit Rothschnitt 5.50.

Jugendschriften, Herders illustrierte. 8^o. Zwölf Bändchen à 1.80; in O.-Einb.: Halbleinw. mit farbigem Umschlag à 2.—

Seit October 1896 sind davon in neuen Auflagen erschienen:

Fleuriot, Zenaïde, Ein verzogenes Kind. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Zweite Auflage. Mit 48 Illustrat. (VIII u. 188 S.) 1.80; geb. 2.—

Séjour, Gräfin von (geb. Rostopchine), Die Herberge zum Schutzengel. Aus dem Französischen übers. von Elise von Pongrácz. Zweite Auflage. Mit 67 Illustrat. (VIII u. 280 S.) 1.80; geb. 2.—



Probe der Illustration aus Fleuriot, Ein verzogenes Kind. (S. 1)

Kirchenlexikon, Wetzer und Weite's, oder Encyclopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. *Zweite Auflage*, in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischen Gelehrten, begonnen von *Joseph Cardinal Hergenröther*, fortgesetzt von *Dr. Franz Kaulen*. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Lex.-8^o.

106. bis 108. Heft: *Bhegius bis Saturnil*. (X. Band, Spalte 1153 bis 1728.) à 1.—

Krass, Dr. M. u. Dr. H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Naturbeschreibung. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten bearbeitet. gr. 8^o.

II. Teil: *Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik*. Mit 310 eingedruckten Abbildungen. *Vierte, nach den neuen Lehrplänen verbesserte Auflage*. (XVI u. 310 S.) 3.—; geb. 3.40.

„Von den Verbesserungen, welche die vorliegende Auflage bietet, ist wohl an erster Stelle die weiteste Berücksichtigung der Pflanzen-Biologie zu nennen. Wir mussten uns allerdings, um den Umfang des Buches nicht zu sehr zu vergrößern, meist auf kurze Bemerkungen oder auf Andeutungen der betreffenden Verhältnisse beschränken. Eine gedrängte Beschreibung mehrerer bisher noch nicht ausgeführter ausländischer Kulturpflanzen ist hinzugefügt worden. — Viele neue Abbildungen ergänzen die frühern Anschauungsmittel in den wichtigsten Abteilungen oder sind an Stelle minder guter Bilder getreten. Der Abschnitt über die Pilze ist nach den Forschungen von Professor Brefeld umgearbeitet. Schliesslich wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass auch im übrigen die verbesserte Hand thätig gewesen ist, wo ein Mangel in Inhalt oder Form solches erforderte. . .“ (Aus dem Vorwort.)

Missionen, Die katholischen. Illustrierte Monatschrift im Anschluss an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung. 4^o.

Jahrgang 1896.

In 12 Nummern oder einem Bande (VIII u. 284 S. u. 24 S. „Beilage für die Jugend“). 4.—; in O.-Einb.: Leinw. mit Deckenpressung 6.— Einzelne Nummern à —40. Einbanddecken pro Jahrgang 1.60. Sammel-Mappe (in Leinw. mit Gummibändern auf der Innenseite des Rückens) zum Aufbewahren der einzelnen Nummern der „Katholischen Missionen“ während des Jahres 2.50.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich in dem Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen. Preis pro Jahrgang bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 4.— (In Oesterreich-Ungarn nach dem Curs.)

Die seit October 1896 erschienenen Nummern 11 und 12 des Jahrgangs 1896 und Nr. 1—5 des Jahrgangs 1897 enthalten die folgenden grösseren Berichte und Schilderungen:

Römische Ruinen im Libanon. — Eine Fahrt an der Goldküste. — Die Mandchuren und ihre Missionäre. — Der Abschied des hl. Bonifatius. — Das Aussätzigen-Spital von St. Johann bei Mandalay in Birma. — Die Philippinen unter spanischer Herrschaft. — Erzählungen aus dem Munde der Neucaledonier. — Von Tromsoe zum Nordkap. — Die Hungersnoth in Indien. — Die Missionen der „Weissen Väter“ in Deutsch-Ostafrika. — Tinos, die Perle der Cycladen. — Die Krisis im Maschonaland. — Die Bevölkerung der Philippinen und die Ursachen des Aufstandes. — Sydney und die katholische Kirche Australiens. — Die Mission auf den Gilbertinseln. — Nachrichten aus den Missionen: Balkan (Rumänien: Unionsbewegung). — Griechenland (Kirchliche Zustände). — Türkei (Das Gemetzel in Konstantinopel; Lage in Armenien: Christenverfolgung in Armenien). — Kleinasien (Ein Heiligthum der Mutter Gottes). — Syrien (Die Universität zu Beirut). — Palästina (Das deutsche Hospiz in Jerusalem). — China (Das chinesische Theater; Unter chinesischen Bauern; Zukunft Chinas; Die Mission von Kiangnan; Fortschritte in der Ost-Mongolei; Jubiläum der Barmherzigen Schwestern). — Japan (Statistik; Die Aussätzigen). — Philippinen (Mission auf Mindanao). — Vorderindien (Maur; Eine Missionsstation von Puna; Madura; Hunger und Pest; Ceylon; Seuchen und Hungersnoth; Das Franz-Xaver-Colleg in Bombay). — Aegypten (Noth des koptischen Clerus; Neue koptische Diöcese; Der koptische Clerus). — Abessinien (Der Friede). — Deutsch-Ostafrika (Süd-Sansibar). — Westafrika (Cimbebasien; Kamerun; Mission am Kwango; Mission am Gabun; Belgisch-Kongo; Senegambien). — Aequatorial-Afrika (Uganda, das „Gelobte Land der Missionäre“; Ober-Kongo, Kapitän Joubert; Vicariat des Obern Nil; Gründung einer Station in Nord-Nyansa; Mission in Unyanyembe; Die ersten Missionschwärmer am Obern Kongo). — Südafrika (Ober-Sambesi; Der Aufstand im Maschonaland; Unglücksfälle im Vicariat Ostkap). — Madagascar (Lazaristenmission). — Britisch-Nordamerika (Reduction für Halbblutindianer). — Vereinigte Staaten von Nordamerika (Indianer-Congress; Indianermission von Süd-Dakota; Indianerschulen). — Antillen (Curaçao). — Südamerika (Die Salesianer in Asunción; Franziskanermision in Chile; Brasilien; Chile: Kirchenverfolgung in Ecuador; Süd-Patagonien; Britisch-Guayana). — Australien (Trappistenmission). — Oceanien (Neuguinea; Fidchi-Inseln; Neu-Pommern; Tahiti; Molokai; Salomons-Inseln). — Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Der Zug nach Nicaragua (Schluss); Sidya, der treue Sohn. — Ausserdem ein Titelbild, 88 Illustrationen und eine Kartenskizze.

Pesch, Christianus, S. J., Praelectiones dogmaticae quas in Collegio Ditton-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. gr. 8^o.

Tomus IV: Tractatus dogmatici. (I. De verbo incarnato. II. De beata virgine Maria. III. De cultu sanctorum.) (XII u. 350 S.) 5.—; geb. in Halbfranz 6.60.

Tomus VI: Tractatus dogmatici. (De sacramentis in genere. De baptismo. De confirmatione. De SS. Eucharistia.) (XVIII u. 428 S.) 6.—; geb. 7.60.

Erscheint in neun Bänden. Band V wird nach dem im Druck befindlichen VII. Bande ausgegeben werden. Die noch fehlenden Bände werden folgende Tractate enthalten:

V: De gratia Christi. De lege divina positiva.

VII: De paenitentia. De extrema unctione. De ordine. De matrimonio.

VIII u. IX: De virtutibus. De peccato. De novissimis.

Früher sind erschienen:

Tomus I: Institutiones propaedeuticae ad sacram theologiam. (I. De Christo legato divino. II. De ecclesia Christi. III. De locis theologicis.) (XIV u. 404 S.) 5.40; geb. 7.—

Tomus II: Tractatus dogmatici. (I. De Deo uno secundum naturam. II. De Deo trino secundum personas.) (XIV u. 370 S.) 5.—; geb. 6.60.

Tomus III: Tractatus dogmatici. (I. De Deo creante. De peccato originali. De angelis. II. De Deo fine ultimo. De actibus humanis.) (XII u. 370 S.) 5.—; geb. 6.60.

„Die Vorzüge, welche den ersten drei Bänden der Dogmatik von Pesch eigen sind und diesem Werke sehr ausgeprägt eine dominirende Stellung unter den gegenwärtigen dogmatischen Lehrbüchern vindiciren, kommen auch den vorliegenden zwei Abtheilungen wieder in hohem Grade zu: sachgemässe Eintheilung des Stoffes, allseitige Vollständigkeit, lichteste Klarheit in der Darstellung; gelegentlich, so oft es nämlich nöthig erscheint, eine sehr geistreiche Vermittlung zwischen Dogma und Vernunft; nicht zu weitschweifig und doch auch nicht knapp auf Kosten der Deutlichkeit; die Gegner und Einreden richtig würdigend, um sie bündig und stets schlagend zurückzuweisen; bei differirenden Meinungen der katholischen Theologen je die Gründe objectiv darlegend, damit sich der Leser selbst sein Urtheil bilden könne.“

(Theol.-prakt. Monatsschrift. Passau 1897. 4. Heft.)

„. . . Both volumes, like their predecessors, are distinguished by clearness and lucidity of explanation, by strong and forcible argumentation and by the vigorous freshness in the treatment of the subject matter. . . .“

(The Bombay Catholic Examiner. 1896. Nr. 49.)

Pütz, Wilhelm, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Sechzehnte, verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr. gr. 8^o. (XVI u. 380 S.) 2.80; geb. 3.25.

„. . . Die gegenwärtige Auflage unterscheidet sich von den früheren durch die Einfügung eines Kapitels über die deutschen Kolonien, welche eine etwas ausführlichere Darstellung erforderten als die übrigen Länder der aussereuropäischen Länder; sodann durch die Zugabe eines Abschnittes über die Verkehrswege, deren Kenntniss eine bessere Einsicht in das Getriebe des Weltverkehrs ermöglicht. Ausserdem ist der physikalischen Geographie eine etwas ausführlichere, durch Figuren unterstützte Behandlung zu teil geworden, weil besonders die Meteorologie in unseren Tagen die Anteilnahme der Gebildeten mehr und mehr auf sich zieht. . . .“ (Aus dem Vorwort.)

*** Quartalschrift, Römische, für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte.** Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. Anton de Waal, für Archäologie, und Dr. Heinrich Finke, für Kirchengeschichte. Lex.-8^o.

X. Jahrgang. 1896. 4 Hefte. Mit 7 Tafeln und mehreren Textbildern. (XVI u. 526 S.) 16.—

Diese Zeitschrift erscheint in jährlich 4 Heften, jedes ca. 125 Seiten stark, mit Textbildern und aparten Bildern, letztere meist in Heliotypie. Preis pro Jahrgang 16.— Frühere Jahrgänge können, soweit der Vorrath reicht, zu je 16.— nachbezogen werden.

Riess, Dr. Richard von, Wandkarte von Palästina. Lithographischer Farbendruck. Massstab 1:314000. Mit einem Nebenkärtchen der Sinaitischen Halbinsel und Kanaans, und einem Plan von Jerusalem zur Zeit Jesu und der Zerstörung durch Titus, 70 n. Chr. Massstab 1:1850000, Grösse mit Papierrand: 82½:113 cm. *Dritte, verbesserte Auflage.* Roh in zwei Blättern mit Umschlag 3.60; aufgezogen auf Leinwand in Mappe 7.60; mit zwei schwarz polirten Halbstäben 8.—; mit zwei schwarz polirten Rundstäben und Rouleaux-Vorrichtung 9.—

Laut Erlass des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht in Wien vom 7. October 1896, Z. 24 451, ist diese Wandkarte als Lehrmittel zum Unterrichtsgebrauche an Mittelschulen und laut Erlass vom 4. November 1896, Z. 25 717, an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten in Oesterreich allgemein zugelassen

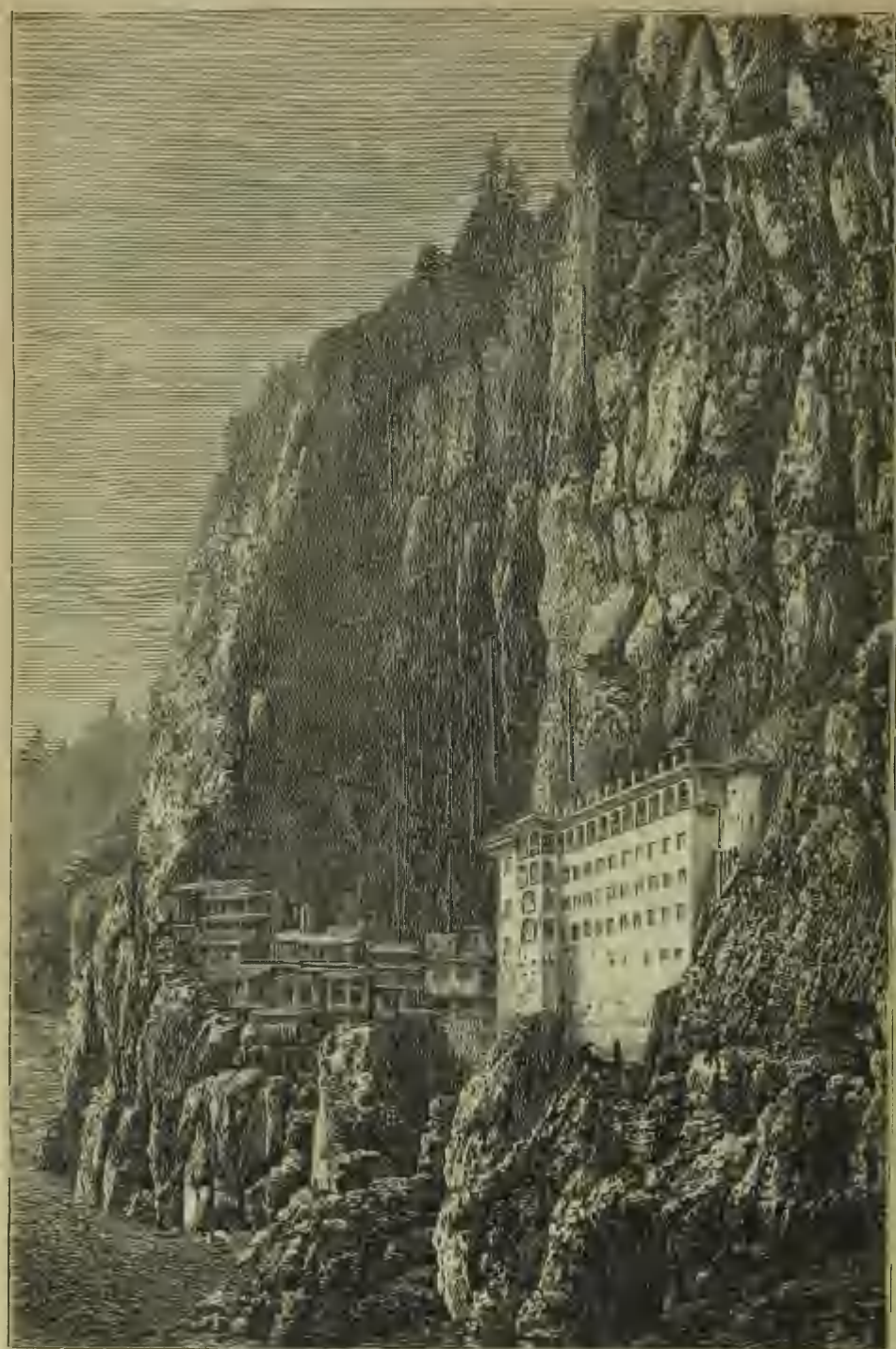
Ferner ist dieselbe laut Entschliessung des k. bayrischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 21. October 1893 in das Verzeichniss der für den Unterricht in den bayrischen Volksschulen zugelassenen Lehrmittel aufgenommen worden. Ausserdem liegen warme Empfehlungen vor von dem hochw. fürsterzbischöfl. Ordinariat Wien, den hochw. bischöfl. Ordinariaten von Basel, Limburg, Mainz, Würzburg, vom königl. kath. Kirchenrath in Stuttgart und von der grossh. Kreisschulvisitatur Bruchsal.

„Der um die Specialforschung, welche das Heilige Land gründlich zu studiren sich vornimmt, hochverdiente Gelehrte bietet auf dieser Karte dem Schüler alles Bemerkenswerthe an Bodengestaltung, Topographie und antiquarischer Erkenntniss, was zum Verständniss der biblischen Geschichte nöthig ist. Mit seiner bekannten Akribie fixirt er die alten Namen auf bestimmte Localitäten des Heiligen Landes: lässt manches Vorurtheil einfach weg und bietet die Ergebnisse neuester Forschung. Wo Klarheit noch nicht erworben ist, macht er sein Fragezeichen. Die neuen Ortsnamen führt er nicht an. . . Die Terrainverhältnisse sind so deutlich angegeben, dass auch der Schüler, der der Katheder ferne sitzt, noch immer dem Vortrage folgen kann. Die Karte ist nicht überladen und bietet gesicherte Erkenntnisse. — Ich empfehle die Karte nicht den Mittelschulen allein, sondern wäre sehr zufrieden, wenn die Hörer der Theologie so recht vertraut mit dieser Karte würden; es wäre gleich besser bestellt mit dem Verständniss der Heiligen Schrift. Ich für meinen Theil nehme, nach zweimaliger genauester Bereisung des Heiligen Landes, nach vielen kleinlichen Detailarbeiten, immer noch gerne die Riess'sche Karte zur Hand und sehe nach, was sie mir bietet.“

(Universitäts-Professor Dr. Wilhelm A. Neumann, Wien, in der Theolog.-prakt. Quartalschrift. Linz 1894. I. Heft, über die zweite Auflage.)

Ringseis, Emilie, Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in drei Aufzügen, gedichtet und neu bearbeitet. *Zweite Auflage.* 12°. (VI u. 94 S.) 1.40; cart. in Lederpapier 1.70.

„Es wird uns so oft zu Gehör geredet, in Beurtheilung von Werken der Kunst wie der Wissenschaft müsse man ganz absehen von religiösen Anschauungen. Das scheint eben doch nicht ganz leicht zu sein. Denn was hinderte den geistreichen und im übrigen höchst sachverständigen Kritiker, den dramatischen Sinn der Sibylle von Tibur richtig aufzufassen, als dass eben seine ich sage nicht ‚religiösen Anschauungen‘, aber seine ‚Anschauungen über Religion‘ jenem kirchlichen Bewusstsein widerstreben, in dessen Atmosphäre das Stück verläuft? Der Wahrheit übrigens die Ehre! Ganz ungläubige Männer haben gerade dieses Stück vor meinen übrigen auf den Schild gehoben, z. B. namentlich die Unterscheidung und Abschattung der verschiedenen ungewöhnlichen Geistes- und Seelenzustände gerühmt. ‚Weisst du, dass du in Berlin vorzüglich als die Dichterin der ‚Sibylle‘ bekannt bist?‘ sagte mir Gisel Grimm, Achims und Bettinens v. Arnim selber dichterisch begabte Tochter. Was sie hier Berlin nennt, dürfte sich allerdings auf einen kleinen Berliner Kreis beschränken. — Wolfgang Menzel, welcher in seinem Literaturblatt schon ‚Veronika‘ sehr günstig beurtheilt hatte, schrieb ebenda: ‚Seit dem grossen Calderon ist das geistliche Schauspiel nicht mehr mit so tiefem Ernst und Schönheitsgefühl behandelt worden. . . Uns dünkt echt sibyllinisches Wesen . . . meisterhaft ausgedrückt. Etwas Hohes. Amazonenhaftes verbindet sich mit dem geheimnissvoll Traumhaften einer



Probe der Illustration aus Spillmann, *Durch Asien I.*: Felsenkloster Mela bei Trapezunt. (S. 224.)

Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Pythia. Man verzeihe mir die Wiedergabe dieses Lobes; wenn es auch nicht das innere Gewicht meiner Selbstvertheidigung mehrt, so mag es ihr doch bei manchen als Creditbrief dienen.“

(Aus Emilie Ringseis' Erinnerungsblättern, S. 55 und 56.)

Rundschau, Literarische, für das katholische Deutschland. Herausgegeben von Professor Dr. G. Hoberg. 4^o.

XXII. Jahrgang. 1896. 12 Nummern. (XVI u. 384 Sp.) 9.— Einzelne Nummern à —80.

Jährlich 12 Nummern à 16 Seiten zum Preise von 9.— Zu beziehen durch alle Postanstalten und Buchhandlungen.

Schmitt, Dr. Jakob, Katholische Sonn- und Festtagspredigten. Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. Zweiter Jahrgang. Vierte Auflage. 8^o. (VIII u. 912 S.) 6.70; geb. in Halbfranz 8.10.

Schwering, Dr. Karl, und Wilhelm Krimphoff, Anfangsgründe der ebenen Geometrie. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Mit 151 Figuren. Zweite Auflage. gr. 8^o. (VIII u. 134 S.) 1.80; geb. 2.15.

Spillmann, Joseph, S. J., Durch Asien. Ein Buch mit vielen Bildern für die Jugend. Nebst einer grossen kolorierten Karte von Asien. 4^o.

I. Hälfte: *Die mohammedanischen und die russischen Länder* (West- und Nordasien). Zweite, vermehrte Auflage. (XII u. 430 S.) 8.—; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag 9.20.

Früher ist erschienen:

II. Hälfte: *Japan, China und Indien* (Ost- und Südasiens). (XII u. 538 S.) 9.—; geb. 10.40.

„Ein Prachtwerk! Als Anschauungsstoff für den geographischen Unterricht über Asien wissen wir kein zweites so reich ausgestattetes Werk. . .“

(Pädagog. Blätter. München 1896. Beilage. Nr. 7.)

„. . . Das herrliche, in grossen Dimensionen sich bewegende geographisch-culturgeschichtliche Werk ‚Durch Asien‘, eine der vorzüglichsten überhaupt existirenden Schriften dieser Gattung, auch als Geschenk für die reifere Jugend überaus empfehlenswerth, erscheint in pompöser Ausstattung. Eine wahre Wunderwelt thut sich dem wissbegierigen Geiste, dem entzückten Auge in diesem auserlesenen Buche auf, das eine Fundgrube der mannigfaltigsten intellectuellen Anregung und gründlichster Unterweisung sowie anziehendster Unterhaltung bildet. Als Ergänzungen dieses Prachtwerkes sind zu betrachten desselben Verfassers in gleichem Format und derselben Ausstattung wie das vorhergehende bei Herder erschienene Werk ‚In der Neuen Welt‘ (1. Hälfte: Westindien und Südamerika. 2. Hälfte: Mittel- und Nordamerika), ‚Rund um Afrika‘, ‚Ueber die Südsee‘ (Australien und Oceanien). Alle diese Bücher sind — ohne jegliche Uebertreibung gesprochen — Unika in ihrer Art. In der ganzen katholischen wie der nichtkatholischen Literatur dürfte sich schwerlich ein zweiter Cyklus dieser Gattung finden, der so sehr nach jeder Richtung hin den Anforderungen, die man an ein wahrhaft gutes, hervorragendes Werk genannter Species stellen muss, nachkommt.“

(Schlesische Volkszeitung. Breslau 1896. Nr. 566.)

„. . . Die Jugendschriften Spillmanns, besonders ‚Rund um Afrika‘, ‚Ueber die Südsee‘, ‚In der Neuen Welt‘ und das eben genannte Buch, gehören zweifellos zu dem Besten, was in der Jetztzeit in deutscher Sprache an Schriften für die Jugend existirt.“

(Literar. Rundschau. Freiburg 1896. Nr. 12.)

„Es sind uns schon viele geographische Werke für die Jugend in die Hände gekommen, aber noch keines, das sich annähernd mit der Spillmannschen Prachtleistung messen könnte.“

(St. Benedicts Stimmen. Emaus-Prag 1897. Januar.)

Von dem in derselben Ausstattung erschienenen Werke P. Spillmanns „Rund um Afrika“ befindet sich die dritte Auflage unter der Presse.

Spillmann, Joseph, S. J., Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen“ gesammelt. 12^o.

a) Neue Bändchen:

11. Eine rote und eine weisse Rose. Die rote Rose: Abdu'l Masich, der junge Blutzuge von Singara. Ein Blatt aus den Märtyrerakten des Morgenlandes. — Die weisse Rose: Hadra, die kleine Bekennerin. Eine Erzählung aus Algier. Von *Anton Huonder S. J.* Mit vier Bildern. (VIII u. 100 S.) —80; geb. in Halbleinw. mit farbigem Umschlag 1.—
12. Die koreanischen Brüder. Ein Zug aus der Missionsgeschichte Koreas. Von *Joseph Spillmann S. J.* Mit vier Bildern. (VI u. 102 S.) —80; geb. 1.—

b) Neue Auflagen:

1. Liebet eure Feinde! Eine Erzählung aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland. Von *Joseph Spillmann S. J.* Vierte Auflage. Mit vier Bildern. (VIII u. 80 S.) —60; geb. —80.
2. Arumugam, der standhafte indische Prinz. Schicksale eines bekehrten indischen Prinzen. Frei nach den Missionsberichten erzählt von *A. v. B.* Dritte Auflage. Mit vier Bildern. (VI u. 78 S.) —60; geb. —80.
4. Maron, der Christenknabe aus dem Libanon. Eine Erzählung aus der letzten grossen Christenverfolgung durch die Drusen. Von *A. v. B.* Dritte Auflage. Mit vier Bildern. (VI u. 70 S.) —60; geb. —80.
5. Der Neffe der Königin. Historische Erzählung aus der Missionsgeschichte Japans. Von *Joseph Spillmann S. J.* Dritte Auflage. Mit vier Bildern. (VI u. 102 S.) —60; geb. —80.

Spillmann, Aus fernen Landen. Verkleinerte Illustrationsproben.



(Aus dem 1. Bändchen.)



(Aus dem 5. Bändchen.)

Spillmann, Joseph, S. J., Aus fernen Landen.

6. **Drei Indianergeschichten.** — Namameha und Watomilka. Erzählt von *Alexander Baumgartner* S. J. — Tahko, der junge Indianer-Missionär. Erzählt von *A. v. B.* — Vater René's letzte Fahrt. Erzählt von *Anton Huonder* S. J. *Dritte Auflage.* Mit vier Bildern. (VIII u. 80 S.) —60; geb. —80.

Eine spanische Uebersetzung einzelner Bändchen dieser Sammlung (1, 2, 3, 5, 8 und 9) ist u. d. T. „*Desde lejanas tierras*“ in demselben Verlage erschienen.

Englische Uebersetzung (B. Herder, St. Louis, Mo.):

— **Tales of Foreign Lands.** A Series of stories for the young. 12^o.

1. **Love Your Enemies.** *A tale of the Maori-Insurrections in New Zealand.* By Rev. *Joseph Spillmann* S. J. Translated from the German by Miss *Helena Long.* Illustrated. (IV u. 86 S.) Geb. in Halbleinw. 1.20; in Leinw. 1.50.
2. **Prince Arumugam, the Steadfast Indian Convert.** Translated from the German. Illustrated. (IV u. 86 S.) Geb. in Halbleinw. 1.20; in Leinw. 1.50.
3. **Children of Mary.** A tale of the Caucasus. By Rev. *Joseph Spillmann* S. J. Translated from the German by Miss *Helena Long.* (VIII u. 122 S.) Geb. in Halbleinw. 1.20; in Leinw. 1.50.
4. **Maron, the Christian Youth of the Lebanon.** By *A. v. B.* Translated from the German by Miss *Helena Long.* Illustrated. (IV u. 76 S.) Geb. in Halbleinw. 1.20; in Leinw. 1.50.
5. **The Queen's Nephew.** An Historical Narration from the Early Japanese Mission. By Rev. *Joseph Spillmann* S. J. Translated from the German by Miss *Helena Long.* (150 S.) Geb. in Halbleinw. 1.20; in Leinw. 1.50.

— **Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.** Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt. *Zweite, unveränderte Auflage.* 12^o. (VIII u. 318 S.) 2.—; geb. in Leinw. 3.—

— Dasselbe. *Dritte, unveränderte Auflage.* 12^o. (VIII u. 318 S.) 2.—; geb. in Leinw. 3.—

Staatslexikon. Herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland durch Dr. *Adolf Bruder*, nach dessen Tode fortgesetzt durch *Julius Bachem.* Lex.-8^o.

42.—45. Heft: *Staatsverfassung bis Wechsel, Wechselrecht, Wechselfähigkeit.* (V. Bd., Spalte 481—1120.) à 1.50.

Mit dem in Bälde erscheinenden 46. Heft wird das Werk abgeschlossen sein.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. gr. 8^o.

Jahrgang 1896. (L. u. LI. Band.) 10 Hefte. (XVI u. 1176 S.) 10.80; pro Band (je 5 Hefte) 5.40; geb. in Leinw. mit Deckenpressung 6.80. — Ein Heft einzeln 1.10. — Einbanddecken pro Band 1.—

Die „Stimmen aus Maria-Laach“ erscheinen jährlich in zehn Heften oder zwei Bänden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft; fünf Hefte bilden einen Band. Preis pro Band bei Bezug durch die Post und den Buchhandel 5.40.

Die seit October 1896 erschienenen Hefte 9 u. 10 des Jahrgangs 1896 und 1—4 des Jahrgangs 1897 enthalten die folgenden grösseren Abhandlungen:

Die Bedingungen des menschlichen Fortschrittes nach Benjamin Kidd. (H. Pesch S. J.) — Der Orden Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit. (C. A. Kneller S. J.) — Hundert Jahre Polarforschung. (J. Schwarz S. J.) — Das Hexenwesen in Dänemark. (F. W. Plenkens S. J.) — F. W. Hellea „Jesus Messias“. (W. Kreiten S. J.) — Der hl. Ignatius von Antiochien und „protestantische Wissenschaft“. (C. A. Kneller S. J.) — Ueber Ephesus nach der „Wohnung Marias“ auf dem Nachtigallenberge. (L. Fonck S. J.) — Die Neu-Ausgabe der Werke Dionysius' des Kartäusers. (O. Pfülf S. J.) — Die ältere Literatur der Armenier. (A. Baumgartner S. J.) — Zum dritten Centenarium des seligen Petrus Canisius. (O. Braunsberger S. J.) — Lohnvertrag und gerechter Lohn. (H. Pesch S. J.) — Die Literatur Alt-Japans. (A. Baumgartner S. J.) — Der Werth Afrikas. (J. Schwarz S. J.) — Livlands grösster Herrmeister. (O. Pfülf S. J.) — Selbstbiographie einer Lomechusa. (E. Wasmann S. J.) — Der Materialismus in Indien. (J. Dahlmann S. J.) — Das Grab der Gottesmutter. (L. Fonck S. J.) — Zur Choralkunde. (Th. Schmid S. J.) — Des hl. Ambrosius Lied vom Morgenroth. (G. M. Droles S. J.)

— Die Sonnenflecke im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltsystem. (A. Müller S. J.) — Maria Novella in Florenz. (M. Meschler S. J.) — Des Alleluja Leben, Begräbniss und Auferstehung. (Cl. Blume S. J.)

Ausserdem enthält jedes Heft ausführlichere Recensionen, eine Rubrik „Empfehlenswerthe Schriften“ (kürzere Besprechungen) und Miscellen.

Stimmen aus Maria-Laach. Ergänzungshefte. gr. 8^o.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich. Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.

68. Heft: *Zimmermann, Athanasius*, S. J., Die Universitäten in den Vereinigten Staaten Amerikas. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. (X u. 116 S.) 1.60.

69. Heft: *Wasmann, Erich*, S. J., Instinct und Intelligenz im Thierreich. Ein kritischer Beitrag zur Thierpsychologie. (VIII u. 94 S.) 1.30.

70. Heft: *Wasmann, Erich*, S. J., Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höhern Thiere. (VIII u. 122 S.) 1.30.

— Dasselbe. Bandausgabe. XVII. Band (65.—68. Ergänzungsheft). (XXXVIII u. 612 S.) 8.—; geb. in Leinw. mit Deckenpressung 9.40.

Studien, Biblische. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. *O. Bardenheuer* in München. gr. 8^o.

II. Band, 1. Heft: *Bartmann, Dr. Bernhard*, St. Paulus und St. Jacobus über die Rechtfertigung. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (X u. 164 S.) 3.20.

— 2. u. 3. Heft: *Bludau, Dr. August*, Die alexandrinische Uebersetzung des Buches Daniel und ihr Verhältniss zum massorethischen Text. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. (XII u. 218 S.) 4.50.

Die Ausgabe der „Biblischen Studien“ geschieht in Heften, welche in zwangloser Folge erscheinen und im Durchschnitt etwa sechs Bogen umfassen. Je 4—6 Hefte bilden einen Band. Jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Studien, Strassburger theologische. Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller*. gr. 8^o.

II. Band, 4. Heft: *Chable, Dr. Florenz*, Die Wunder Jesu in ihrem innern Zusammenhange betrachtet. (XII u. 106 S.) 2.—

Hiermit ist der II. Band vollständig. (LIV u. 484 S.) 8.40.

Die „Strassburger theologischen Studien“ erscheinen in der Form von Heften im Umfang von circa 5—8 Bogen, welche in zwangloser Folge ausgegeben werden. Jedes Heft ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich. Aeusserlich werden je 4—5 Hefte zu einem Bande vereinigt.

Thomas von Villanova, Ein Büchlein von der göttlichen Liebe. Uebersetzt von Dr. *Franz Kaulen*. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. *Zweite Auflage*. 16^o. (VIII u. 110 S.) Cart. in Lederpapier — 80.

„In dem schriftlichen Nachlasse des hl. Thomas von Villanova, eines durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten spanischen Ordensmannes und Bischofes, befinden sich drei Predigten, die eine zusammenhängende Abhandlung über die Liebe Gottes bilden. Diese ins Deutsche übersetzte Abhandlung ist der Inhalt des vorliegenden Schriftchens. Wenn man dasselbe gelesen hat, dann muss man sich mit dem Uebersetzer einverstanden erklären, welcher unbedenklich behauptet, dass nicht leicht etwas zu finden ist, das mit grösserer Innigkeit und Beredsamkeit von der Liebe Gottes handelte, als die hier wiedergegebenen Ausführungen des hl. Thomas von Villanova. Herr Professor Kaulen hat bei der Wiedergabe dieser Ausführungen einen weitem als bloss theologischen Leserkreis im Auge gehabt; denn wie zunächst

Prediger und Katecheten hier die herrlichsten verwendbaren Gedanken finden, so können wir auch jedem katholischen Christen, der sich über die Beweggründe, die Art und Weise der Liebe Gottes und die Mittel, um zu derselben zu gelangen, gründlich belehren will, kaum eine geeignetere Schrift anempfehlen.⁴

(Bücher-Markt. Crefeld 1897. Nr. 3.)

Weiss, Fr. Albert Maria, O. Pr., Lebensweisheit in der Tasche. *Sechste Auflage.* (Unveränderter Abdruck der fünften, neu bearbeiteten Auflage.) 12°. (XVIII u. 500 S.) 2.80; geb. in Leinw. mit Goldtitel 3.60, in feinem Halbfranzband 5.50.

Apologie des Christenthums. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg und Gutheissung der Ordensobern. 8°.

III. Band (in zwei Theilen): *Natur und Uebernatur. Geist und Leben des Christenthums. Dritte Auflage.* (XXII u. 1284 S.) 9.—; geb. in zwei Halbfranzbänden 12.20.

Zweite Abtheilung.

Künftig erscheinende Bücher.

Fäh, Dr. A., Grundriss der Geschichte der bildenden Künste. Mit vielen Illustrationen. Lex.-8°.

Achte bis zehnte Lieferung oder III. Theil: *Die Kunst der Renaissance.* (ca. 200 S.)

Das Manuscript liegt vollendet vor und wird im Laufe des Sommers 1897 unter die Presse gehen. Hiermit wird das Werk seinen Abschluss finden.

Hake, Dr. P., Katholische Apologetik. *Zweite Auflage,* bearbeitet von *Joh. F. Hüchelheim.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (ca. 240 S.)

Hettinger, Franz, Timotheus. Briefe an einen jungen Theologen. *Zweite Auflage,* besorgt von *Dr. Albert Ehrhard.* Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. 8°. (ca. 630 S.)

Huck, Dr. Chrysostomus, Dogmenhistorischer Beitrag zur Geschichte der Waldenser. Nach den Quellen bearbeitet. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. gr. 8°. (ca. 90 S.)

Janssen, Dr. Johannes, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. gr. 8°.

I. Band: *Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. Siebenzehnte und achtzehnte, vielfach verbesserte und stark vermehrte Auflage,* besorgt von *Ludwig Pastor.*

Lebrecht, Johannes, Geistliches Brennglas oder: Eine Romreise mit nützlichen Abstechern. Ein Büchlein für Arbeiter. Mit Illustrationen.

- Lercari, P. X., S. J., Jesus mein Alles.** Eucharistischer Monat. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. *Jakob Ecker*. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Dritte Auflage.* 12°. (ca. 70 S.)
- Lindemann, Wilhelm, Geschichte der deutschen Litteratur.** *Siebente Auflage.* Herausgegeben und teilweise neu bearbeitet von Dr. P. *Anselm Salzer*.
Erste Abtheilung: *Von den ältesten Zeiten bis zur Kirchenspaltung.* gr. 8°. (VIII u. S. 1—348.)
- Pesch, Christianus, S. J., Praelectiones dogmaticae quas in collegio** Ditton-Hall habebat. gr. 8°.
Tomus VII. *Tractatus dogmatici.* (De sacramento paenitentiae. De extrema unctione. De ordine. De matrimonio.) Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et super. ordinis.
- Pesch, Tilmannus, S. J., Institutiones philosophiae naturalis** secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum accommodavit. *Editio altera.* Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. gr. 8°.
Das Werk gehört zur Sammlung „*Philosophia Lacensis*“.
- **Christliche Lebensphilosophie.** Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weitern Kreisen dargeboten. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats Freiburg. *Dritte Auflage.* 12°. (ca. 600 S.)
- Plüss, Dr. B., Unsere Getreidearten und Feldblumen.** Bestimmung und Beschreibung unserer Getreidepflanzen, auch der wichtigeren Futtergewächse, Feld- und Wiesenblumen. *Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.* Mit 200 Holzschnitten. 12°. (VIII u. 204 S.) Geb. 2.—
- Schneiderhan, Johannes, Der Anfänger.** Theoretisch-praktische Anleitung zum Unterricht im ersten Schuljahr für Lehrer und Schulamtskandidaten. Nebst Geschichtlichem über die Entwicklung des Unterrichts in den einschlägigen Lehrgegenständen. *Dritte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.* 8°. (ca. 420 S.)
- Zimmermann, Athanasius, S. J., Der heilige Camillus de Lellis,** der Patron der Kranken. Ein Lebensbild. Mit dem Bildniss des Heiligen. 12°. (ca. 180 S.)

Der Werth Afrikas.

(Schluß.)

III. Die Kolonisationsfähigkeit Afrikas.

Fragen, welche große Interessen berühren, können gerade dann am wenigsten entschieden werden, wenn der Kampf um ihre Beantwortung am heißesten geführt wird. Man muß abwarten, bis die Geister ruhig und die Urtheile wieder unabhängig geworden sind. Die Frage nach der Kolonisationsfähigkeit Afrikas hat heute noch nichts von ihrer Wichtigkeit verloren, aber sie wird etwas kühler behandelt, als das noch vor einigen Jahren möglich gewesen wäre. Die ersten Berichte kamen durchschnittlich von Männern, welche an dem Erfolg der Kolonien interessirt waren. Dieses Interesse ist an sich gut. Aber es ist nicht immer der beste, unparteiische Rathgeber. Das Menschengeschlecht bewohnt den ganzen Erdball von Pol zu Pol. Daraus folgt aber noch nicht, daß der Einzelne den Breitegrad nach Belieben vertauschen kann. Das Klima wechseln heißt alle Bedingungen des körperlichen Daseins wechseln oder eine Art neuen körperlichen Lebens beginnen.

An der tropischen Lage Afrikas nun haben wir eine Barriere für europäische Ansiedelung wie in keinem andern Erdtheil. Unsere allerdings noch etwas spärliche Erfahrung scheint sich dem Beweise zuzuneigen, daß selbst Südeuropäer die harte tägliche Arbeit, welche im Busch und Wald, auf den Plantagen und in den Bergwerken zur Erschließung des wirtschaftlichen Werthes von Afrika absolut nothwendig ist, nicht auszuhalten im stande sind. Es bleibt mithin die unumgängliche Nothwendigkeit, bei der Entwicklung des tropischen Afrikas so gut als möglich mit den Negern sich abzufinden. Kolonisation im eigentlichen Sinne ist unmöglich, solange der weiße Mann nicht seine ganze Constitution geändert, solange er nicht eine Anpassung, die aus dem Europäer einen Afrikaner macht, an sich

erzielt hat. Es mag diese Behauptung etwas zu bestimmt klingen, aber sie wird sich schwerlich anders formuliren lassen.

Es ist nicht allein das Fieber an den Küsten, in den tief gelegenen Flußthälern, auf den Ebenen, es ist die Hitze der Tropenzone, welche den Europäer für angestrengte Arbeit unfähig macht. Dabei handelt es sich auch nicht darum, die eine oder andere übermäßig heiße Woche auszuhalten. Derartige Zumuthungen werden auch von einem europäischen Hochsommer gestellt. Was den Organismus des Nordländers aufs empfindlichste schädigt, ist die ohne jede Unterbrechung flammende Hitze des Tages und der plötzliche Temperatursturz bei einbrechender Nacht. Die Differenz ist oft eine gewaltige und schadet der Gesundheit außerordentlich.

Dies ist einer der Punkte, welcher bei der Kolonisation z. B. von Maschonaland, das europäischen Massenniederlassungen verhältnißmäßig günstig erscheint, noch erprobt werden muß.

Auf Europäer übt ferner die Regenzeit einen höchst unheilvollen Einfluß aus. Dr. Boriuz gibt folgende charakteristische Beschreibung eines tropischen Regentages. Mit den meteorologischen Erscheinungen führt er uns zugleich deren Einfluß auf die Europäer lebendig vor Augen. Zunächst bezieht sich die Schilderung auf St. Louis, kann aber für ganz Senegambien und im weitern Sinne für den Zustand des weißen Mannes während der Regenzeit überhaupt gelten.

Während der Nacht ist die Luft durch ein Gewitter abgekühlt worden, dem ein kurzer, aber ausgiebiger Regen folgte. Die Sonne erhebt sich am Morgen inmitten von Wolken, die aber bald unter ihren Strahlen sich auflösen. Es machen sich an dem frischen und angenehmen Morgen kaum einige Windstöße aus Südwest fühlbar. Den Himmel durchlaufen einige leichte weiße Wolkenflecken, die fächerartig vom Horizont ausstrahlen und langsam ihre Form ändern. Einige Augenblicke nach Sonnenaufgang zeigt das Thermometer im Schatten 27° Celsius. Unter dem Einfluß der Windstille steigt die Wärme langsam, und schon um 9 Uhr morgens ist trotz Benutzung eines Sonnenschirmes ein Gang eine höchst lästige Leistung. Der Boden, der noch vom nächtlichen Regen benetzt ist, ermüdet indessen die Augen noch nicht mit jenen lästigen Lichtreflexen, welche im Verein mit der Luftwärme, der hohen Feuchtigkeit und den Sumpfmiasmen eine der Ursachen sind, welche die Sonnenstrahlung zu dieser Jahreszeit so gefährlich machen. Um 10 Uhr ist trotz einer Temperaturzunahme um 2° die Hitze noch ganz erträglich und gestattet, eine gewisse Thätigkeit zu entwickeln. Die Brise von Südwest ist etwas stärker, aber unregelmäßig, und sie scheint jeden Moment einschlafen zu wollen. Es ist Mittag. Das Thermometer fährt fort zu steigen. Um 1 Uhr erreicht es 30°, die Sonne verhüllt sich zeitweilig, einige Kimbuswolken durchheilen den Himmel von Süd nach Nord, während der untere Wind zwischen West und Südwest herumirrt; aber diese Winde sind sehr schwach, zeitweise herrscht völlige Windstille. Um 4 Uhr sind es 31°.

Der Himmel ist zu drei Vierteln mit Wolken bedeckt, die sich am Horizont anhäufen; die Lufruhe wird vollkommen. Die Temperatur ist jetzt außerordentlich peinlich, und obgleich nach 4 Uhr das Thermometer kaum noch um einen halben Grad steigt, scheint doch die Hitze fürchterlich zuzunehmen. Man ist erstaunt, wenn man auf das Thermometer sieht, daß eine so geringe Temperaturänderung einen solchen Einfluß hat. Bei der geringsten Bewegung bedeckt sich der Körper mit Schweiß.

Es ist 6 Uhr. Die Sonne verschwindet in den dichten Wolken, welche am Horizont angehäuft sind. Sie taucht bald unter in deren Mitte und färbt sie mit sehr auffallenden kupferrothen Tinten. Die Windstille hält an. Die Temperatur bleibt hoch. Man muß ausgehen oder die Terrassen besteigen, um freier zu athmen. Nun zieht eine kleine schwarze Wolke von Südwest her, aber sie läßt bloß einige Tropfen fallen, zu wenig zahlreich, um den Boden zu benetzen.

Wir kehren zurück. Die Hitze in den Wohnungen ist erstickend, wir suchen vergebens nach einem Luftzug. Man braucht nicht mehr das Hygrometer anzusehen, um festzustellen, daß die Luft mit Wasserdampf gesättigt ist. Der Dampfdruck ist 23 mm, und es ist diese Sättigung der Luft mit Wasserdampf, welche die an sich nicht außerordentlich hohe Temperatur so erstickend macht.

Nichts läßt sich vergleichen mit dem krankhaften Angstgefühl, in dem sich die Europäer befinden. Unbeweglich ruhend ist der Körper so in Schweiß gebadet wie nach einer heftigen Anstrengung. Die Ermüdung ist aber nicht die der Arbeit; es ist eine Schwäche in den Gliedern und namentlich in den Beinen, ein unbeschreibliches Gefühl des Unbehagens, welches jede Bewegung, jede physische oder geistige Arbeit von sich ablehnt, aber doch keinen Schlaf zuläßt. Umschwärmt von Wolken von Moskitos, denen man kaum entgehen kann, sucht man vergeblich nach Luft, die zu fehlen scheint. In solchen Momenten ist es, wo der träge Gang der müßigen Stunden uns den Ueberdruß und die Leiden des Exils fühlen läßt und wo nach dem Ausdruck eines unserer Collegen „die Seele ihr Gefängniß verlassen und es der ersten besten Krankheit überliefern will“.

Es ist 10 Uhr; die Windstille ist vollkommen, die Temperatur bleibt noch immer hoch, das Gefühl der Ermüdung macht einer noch peinlichern Empfindung Platz. Der Kopf ist wie in einen eisernen Keil eingeklemmt; weder Arbeit noch Lectüre ist möglich, sie würden eine Willensanstrengung benöthigen, die uns entschwunden; die geistigen Kräfte sind noch mehr gedrückt als die leiblichen.

Man kann sich eine heiläufige Vorstellung machen von dem peinlichen Zustand, in dem man sich während der Regenzeit befindet, wenn man sich das Gefühl des Unbehagens, welches man in Europa kurz vor Ausbruch eines Sommergewitters empfindet, verzehnfacht denkt.

Unter solchen Umständen ist es wohl leicht verständlich, wie der kräftige Mann, der bei seiner Ankunft sich hervorthat durch Thatkraft und Arbeitseifer, welcher der Sonne und der schweren Mühe getrotzt hat, auf einmal seine Kräfte rasch schwinden sieht, Frische und Munterkeit verliert, den Muth aufgibt, bleich, nervös und krank wird und nur durch schleunige Heimreise noch sein Leben rettet.

Somit ist die Rolle des weißen Mannes in Afrika für absehbare Zeiten nicht diejenige der schweren Arbeit.

Wir wissen zwar, daß einzelne Männer es lange Jahre in Afrika ausgehalten haben. Emin Pascha war zwölf Jahre in der ägyptischen Aequatorialprovinz. Mancher Missionär hat viele Jahre im Innern Afrikas gearbeitet. Doch ist mit solchen Beispielen nicht viel gedient. Wir müßten Angaben haben über die Möglichkeit von dauernden Farmerniederlassungen für Europäer. In diesem Punkte sind die Erfahrungen noch zu spärlich. Sicher indes wissen wir, daß auf der ganzen tropischen Westküste ein Aufenthalt von zwei Jahren die Gesundheit bedeutend zu erschüttern pflegt.

Dasselbe gilt von einem großen Theile Ostafrikas. So sprach in der Oktober Sitzung 1896 der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre“ Gouverneur v. Wismann sich mit großer Entschiedenheit gegen die baldige Ansiedelung deutscher Bauern in Ostafrika aus, „weil man noch nicht einen Fußbreit Land in Deutsch-Ostafrika für völlig gesund erklären kann“. Nordafrika betreffend gab der englische Resident in Algier folgende Erklärung ab: „Ich glaube, daß es für Leute angelsächsischer Abkunft unmöglich ist, sich hier als eigentliche Farmer niederzulassen. Im Winter könnten sie wohl arbeiten, aber die Sommerhitze werden sie nicht aushalten. Marshall Mac Mahon machte den Versuch. Er ließ eine Kolonie Irländer kommen, Männer, Frauen und Kinder. Die Sache war ein vollständiger Mißerfolg. Viele starben, und die übrigen mußten sehr bald wieder nach Hause geschickt werden. Fieber, Sonnenstich und allgemeiner Verfall der Kräfte hatten rasch unter ihnen ausgeräumt. Südeuropäer haben bessere Aussichten. Es ist überraschend, wie die Spanier den ständigen Wechsel zwischen Hitze und Kälte fast ohne Obdach aushalten. Ein englischer Arbeiter würde in einer Woche dabei zu Grunde gehen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Nordeuropäer das Klima Nordafrikas als Arbeiter nicht und als Unternehmer nur in beschränktem Maße ertragen.“

Auch Südafrika ist nicht ohne Gefahr. Das Maschonaland gilt als besonders geeignet für Kolonisation, und doch konnte sich in Fort Victoria und in Salisbury zuerst niemand vor dem wüthenden Fieber halten. Selbst die Inder und Araber, welche doch unter den schwierigsten Verhältnissen sich in die Höhe zu arbeiten verstehen, zogen fort. Die Zunahme der weißen Bevölkerung ist zwischen Kap und Sambesi ungemein langsam, langsamer als in irgend einem andern Theile der Welt vor sich gegangen. Wenn es deshalb eine vorherrschende Meinung der alten griechischen, römischen und selbst noch der arabischen Geographen gewesen, daß die heiße

und besonders die tropische Zone Afrikas unbewohnbar sei, so ist, soweit die Europäer damit gemeint sind, ein gutes Stück Wahrheit dabei. Von europäischem Gesichtspunkte aus ist wenigstens Centralafrika für längern Aufenthalt nicht geeignet.

Fügen wir ein paar andere Beispiele hinzu.

In dem Dreieck Massaua-Asmara-Keren, welches nach dem Siege Menelik's den Italienern noch verbleibt, ist nach Menotti Garibaldi eine landwirtschaftliche Ansiedelung unmöglich, weil es an Wasser fehlt.

Das italienische Ministerium für Landwirtschaft hatte auch den tüchtig vorgebildeten Bergingenieur Baldacci nach der erythraischen Kolonie gesandt zur Beantwortung der Frage: Wie kann sich eine Besiedelung des Landes durch italienische Aderbauer mit Rücksicht auf die dortigen klimatischen und Bodenverhältnisse gestalten? Baldacci fand, daß in der schmalen Ebene, die ein Mittelding ist zwischen Steppe und Wüste, für Aderbau kein Platz sei. Es kommt also das Hochland von Asmara noch in Frage. „Wo aber“, fragt Baldacci, „ist ein wirtschaftlicher Nutzen, der uns veranlassen könnte, Kunststraßen zur Erklommung dieser Bergstufen und Brücken zur Verbindung der tiefgerissenen Thalabhänge anzulegen?“ In der That, einen solchen Nutzen gibt es nicht. Denn die zahlreichen Wasserläufe, welche auf unsern Karten verzeichnet sind, führen nur zeitweilig die nothwendige Feuchtigkeit dem dürren Erdreich zu. Aderbau nach europäischer Art und durch italienische Arbeiter, woran gedacht wurde, ist also ausgeschlossen.

In dem Ergänzungsheft Nr. 120 zu Petermanns Mittheilungen behandelt Dr. Karl Dove Deutsch-Südwestafrika. Er kommt zunächst zu der Ansicht, daß diese Kolonie das einzige unter deutscher Herrschaft stehende Gebiet Afrikas sei, in welchem deutsche Arbeiter und Auswanderer von Seiten des Klimas unbelästigt leben und arbeiten können, nicht nur wie daheim, sondern noch besser als daheim. Das leidige „Aber“ fehlt indessen auch hier nicht. Gerade das ausmerksame Studium des Klimas, welches dem Einwanderer so wohl bekommen soll, schließt die erträumte Millioneneinwanderung geradezu aus. Es handelt sich eben in unserem Südwestafrika durchweg um Steppenländer, und solche Gebiete gehören nach einer Erfahrung von Jahrhunderten der Viehzucht. In Gegenden, in welchen nur ein Zehntel der Grasmenge, wie etwa in Europa, auf einem Hektar wächst, und in welchen in jedem dritten Jahre einmal junger Nachwuchs die abgefressenen Gräser ersetzt, muß auch die dreißigfache Fläche als durchschnittliches Weidegebiet auf das

einzelne Stück Vieh zu rechnen sein. Es muß nun das Hektar mit wenigstens 1 Mark bezahlt werden. Rechnet man für ein Stück Großvieh 10 Hektar Weideland, so kommt schon bei bescheidenen Verhältnissen eine große, bald zu erlegende Kapitalsumme heraus. Soll aber der Farmer eine irgendwie entsprechende Einnahme erzielen, eine Kleinigkeit für schlechte Jahre, Kindererziehung und Bildung eines mäßigen Barvermögens hinterlegen, so bedarf er einer Herde von rund 1000 Rindern. Bis er eine Einnahme von 6000—8000 Mark machen kann, muß er im Schutzgebiet wahrscheinlich 9—10 Jahre zuwarten. Davon muß die Hälfte für eine europäische Lebenshaltung seiner Familie ausgegeben werden. Dazu kommt das in Geld überhaupt nicht auszudrückende Risiko, welches er mit seinem Vermögen insolge der Unsicherheit aller Verhältnisse erfährt.

„Der Auswanderer“, sagt Dr. Dove sehr richtig, „muß mindestens eine gleiche, womöglich aber eine bessere Existenz in der Kolonie zu gründen im Stande sein, als er sie in der Heimat geführt hat. Die Möglichkeit, Millionen zu füttern, bietet unser Schutzgebiet allerdings. Aber diese Millionen würden dabei ein Dasein führen, in welchem sie den jämmerlichsten Buschmann, der sich bettelnd und stehlend herumtreibt, beneiden müßten.“ Viehzucht im großen Stil ausgenommen, ist demnach auch das einzige klimatisch unschädliche deutsche Schutzgebiet Afrikas für Kolonisation in des Wortes eigentlichem Sinne für absehbare Zeiten nicht in Rechnung zu ziehen.

Es ist also das tropische Afrika, d. h. die Hauptmasse des Continents, welches als großes Problem der Zukunft vor den europäischen Nationen steht. Sie haben die Bestimmung dieses Erdtheils in die Hand genommen. Mit welchem Recht diese Theilung und Besitzergreifung geschehen, soll hier nicht besprochen werden. Wäre Afrika in derselben geographischen Lage wie Nordamerika oder selbst Australien, so wäre die Sache rascher geordnet. Aber in Afrika liegen alle Verhältnisse anders. Es mag sein, daß in einer noch unbestimmbaren Zukunft Mittel und Vorsichtsmaßregeln gefunden werden, welche dem Europäer die *Ullimatisierung* im großen Stile ermöglichen. Jetzt müssen alle Weißen früher oder später zurück nach der Heimat, um die schnell erschöpften Kräfte wiederzugewinnen.

Die Kolonisation von Centralafrika durch die weiße Rasse ist unmöglich. Sollen die dortigen Naturschätze gehoben werden, so kann das nur mit Hilfe der Eingebornen geschehen. Die Eingebornen werden aber

auss sich nicht weiter kommen, als von der Hand in den Mund zu leben, sie werden nicht mehr arbeiten, als absolut nöthig ist.

Wenn also Centralafrika dem europäischen Handel sich erschließen soll, so muß das von den Eingebornen unter Leitung solcher Männer geschehen, welche einen höhern Standpunkt in der Civilisation erreicht haben. Die Zukunft Afrikas hängt demnach ab von denjenigen Europäern, welchen die „Erziehung des Negers“, wenn einmal davon gesprochen werden soll, in die Hand gelegt ist. Es ist nun durchaus nicht nothwendig, ja es wäre ein unglücklicher Versuch, die Schwarzen mit einem Schlage zu europäisiren. Man kann in diesem Punkte Dr. Passarge zustimmen, wenn er gegen die „Hosennigger“ seinem Widerwillen scharfen Ausdruck verleiht.

„Bei einem Festessen und einer Temperatur von einigen 30° sitzt der schwarze Gentleman in den schwersten schwarzen Stoffen, mit Manschetten bis an die Fingerspitzen und Stehfragen bis ans Kinn, und trinkt dazu vom schwersten Wein — denn so ist es ja Mode in London. Daneben die ausgedonnerten schwarzen Ladies in schweren Toiletten mit Schinkenärmeln und Tournüren; einfach eine Scene im Affentheater und für den Neuling von überwältigender Komik.“

Es muß noch auf einen andern Punkt von nicht geringer Bedeutung hingewiesen werden. Die wahre Civilisirung der Afrikaner besteht nicht darin und kann auch nicht danach bemessen werden, daß dieselben den europäischen Handel in Flor bringen. Es ist merkwürdig, wie viele Leute sich für die „Erziehung des Negers“ interessiren, welche in der Heimat Bildung und Wohlergehen der armen Klassen keinen Pfennig werth halten. Man verräth dadurch sich selbst, aber nicht zu seinem Vortheil. Indem Förderung und Vermehrung des Gewinns an erster Stelle, ausschließlich, um jeden Preis angestrebt werden und die Civilisirung nichts anderes als ein Mittel zur Ausbeutung sein soll, fällt man in die vielen schmerzlichen und sehr verhängnißvollen Irrthümer gewisser Kolonialpolitiker.

Wenn es wahr sein sollte, daß „unsere Kolonien hauptsächlich für die wirtschaftlichen und nicht für die religiösen und philanthropischen Zwecke da sind“, dann ist es ganz richtig, zu verlangen, „der Schwarze solle nicht lernen, daß er gleichberechtigt ist mit dem weißen Elfenbein- und Palmöhlhändler“. „Es soll kein Gericht geben, wo der schwarze Halunke mit dem Europäer gleichwerthige Aussagen zu machen berechtigt ist.“ Es soll ihm mit einem Worte alles fremd bleiben, „was nicht dazu nöthig ist, um den Acker zu bebauen, europäische schlechte Ware theuer einzukaufen,

eventuell an die Schutzmächte Geld- und Blutsteuer zu zahlen“. Die Schwarzen werden einmal lachen über die naiven Kolonialgelehrten und werden, da alles Unrecht auf Erden sich rächt, jenem „weißen Halunken“ rasch und unwiderruflich sein dreimal verdientes Urtheil sprechen.

Von einsichtigen Männern ist ferner nie die Gefahr des Mohammedanismus verkannt worden. Die Mohammedaner schließen sich ab gegen die vordringenden Europäer. Nach ihrer Religion sind die Fremden ungläubige Hunde, während ihnen allein die Pforten des Paradieses offen stehen. Das eigentliche Wesen des Islam ist der ganzen christlichen Kultur so durchaus feindlich, daß darüber seit Jahrhunderten kein Zweifel gewesen ist. Sehr wahr sagt Zöllner, daß die Religion des Pseudopropheten mit ihrem Gefolge von Fanatismus, Faulheit, Grausamkeit viel von den ursprünglich guten Anlagen des Negers zerrützte, ihn durch religiösen Dünkel, durch gesetzliche Vielweiberei und gesetzliche Sklaverei für wahre Kultur ganz unempfänglich mache. „Kein größerer Förderer der Barbarei als der Islam!“ Die wahre Kultur eines Volkes besteht darin, daß jeder Zugehörige die eines freien Menschen würdige Ausbildung der häufig reichen körperlichen und seelischen Anlagen verhältnißmäßig leicht erhalten und somit in den Stand gesetzt werden kann, als tüchtiges Glied der Familie und des Staates sein Ziel hier auf Erden und im andern Leben zu erreichen. Dazu ist an erster Stelle selbstverständlich nothwendig, daß Herz und Verstand des Menschen gebildet und die erste Grundkraft der unsterblichen Seele, das Verlangen nach Gott und seinem Dienste, zu reger und richtiger Bethätigung angeleitet werde. Es haben allerdings neuere Forscher Gefallen daran gefunden, die culturelle Bedeutung des Christenthums zu läugnen oder sie sogar verächtlich zu machen. Und dieselben „Forscher“ wissen die mohammedanische Kultur rührend und rühmend genug zu feiern. Ja, Forschungsreisende, deren Unwissenheit nur durch ihre freche Frivolität übertroffen wird, haben sich schon zu der Behauptung verstiegen, daß die ganze christliche Mission nichts taue, daß man dagegen die Mohammedaner in ihren civilisatorischen Bestrebungen unterstützen müsse. Statt über Fragen abzuurtheilen, für deren Verständniß ihnen die ersten Vorbedingungen fehlen, wäre es gewiß lohnender, über andere civilisatorische Factoren oder auch über schreiende Mißstände bei der Civilisation Afrikas, z. B. über die Schnapseeinfuhr und deren verheerende Wirkungen, sich der Wahrheit gemäß zu verbreiten.

Fassen wir unsere Erwägungen kurz zusammen.

Afrika als Produktionsgebiet ist reich, aber es ist nicht ein wunderbares, üppiges Paradies. Afrika als Handelsgebiet wartet noch auf die Aufschließung und die Kultivirung von Land und Volk und wird sich deshalb nur langsam rentiren. Afrika als Kolonisationsgebiet kann der großen Masse nach für europäische eigentliche Ansiedler gar nicht, für Unternehmer nur mit Beschränkung in Betracht kommen. Der Erfolg aller jetzigen Bemühungen hängt mithin davon ab, in welchem Grade die Eingebornen für die europäischen Pläne gewonnen werden können. Diese Culturarbeit ist aber nicht der glorreiche Erfolg militärischen Drills. Sie wird nicht geleistet von schneidigen Karawanenführern. Sie wird überhaupt nicht befördert durch europäische Brutalität. Männer wie Peters, Leist, Wehlan, Schröder sind die ungeeignetsten „Pioniere der Cultur“. Wie es vor tausend und mehr Jahren in den nordeuropäischen Wäldern gegangen, so und nicht anders wird es auch in Afrika gehen. Wahre Cultur wird nur durch die langwierige, heldenmüthige, Leben und Blut einsetzende Thätigkeit jener selbstlosen Männer verbreitet, welche nach Afrika gehen, nicht um Geld zu machen, sondern um dort Gott zu Ehren ihr Leben für den Neger hinzugeben. Das sind aber unsere Missionäre. Sie sind die wahren und echten Kolonisatoren, und ihrem culturellen Wirken wie ihren Erfolgen stehen völlig anerkennende Zeugnisse von Freund und Feind zu Gebote.

Auch der wirtschaftliche Werth Afrikas wird also wachsen in dem Grade, als die europäischen Mächte es verstehen, die friedliche Thätigkeit der Glaubensboten zu unterstützen, um die Eingebornen auf jenen Grad der Gesittung zu erheben, welcher friedlichen, geregelten Verkehr mit den Weißen erlaubt, den Negern Glück und Heil bringt und denjenigen, welche die Geschicke des „letzten Erdtheils“ zu lenken sich berufen fühlen, die Last der Verantwortung, die man sich selbst auf die Schultern gelegt hat, möglichst leicht zu machen im Stande sein wird.

So steht Europa zum zweitenmal im Laufe der Geschichte mit einer neuen Culturmission einem und zwar dem in mehrfacher Hinsicht „letzten Erdtheil“ gegenüber. Die bisher gleichsam enterbte Rasse soll theilhaben an den reichen Kleinodien jener menschenwürdigen Bildung, an welcher die weißen Völker bereits durch Jahrhunderte sich erfreut haben.

Aber seitdem zum erstenmal die Lösung dieser Aufgabe versucht worden ist, seit der Entdeckung Amerikas, hat die europäische Welt eine bis zur

Wurzel greifende Aenderung, ja Ummwälzung erfahren. Das Kreuz ist nicht länger mehr der erste Stern, welcher von Norden her dem Barbaren des Südens ausleuchtet, und der Apostel ist nicht mehr der unzertrennliche Begleiter des Entdeckers und Eroberers. Die Trennung zwischen Religion und der modernen Cultur ist am klarsten sichtbar bei der Begegnung mit den Heidenvölkern. Materielle Vortheile allein mit Ausschluß aller andern Fragen bewegen die Herzen. Nicht als künftige Christen, sondern als Käufer und Kunden werden die Millionen von Centralafrika gezählt, und der Missionär wird von dem Forschungsreisenden höchstens mit wohlwollender Neutralität betrachtet. Ja man rühmt sich auf der einen Seite und ist zufrieden auf der andern, wenn dieses kühle Wohlwollen nur gleichmäßig auf alle vertheilt wird. Trennung im Glauben und deren Folgen ist deshalb nur zu häufig das erste Schauspiel, welches die Europäer den Wilden darbieten.

Wenn aber auch, so dürfen wir mit G. Clerke schließen, wenn aber auch Europa seine große Aufgabe, welche eine gnädige Vorsehung ihm verliehen hat, nicht lösen, wenn die neue Art von Civilisation auch neue Laster auf einen Boden verpflanzen wird, welcher schon Generationen hindurch versumpft da lag; wenn auch der Wilde unter allen Geschenken des weißen Mannes zuerst das gemeinste und niedrigste auswählt; wenn auch die frohe Botschaft des Heiles noch einmal für Geschlechter zu warten hat, bevor sie freudig gehört wird: so können doch selbst dann die letzten Dinge nicht schlechter sein als die ersten, und die Zukunft Afrikas wird unter irgend einer Form europäischen Einflusses sich als eine bessere darstellen, als bei dem tiefen Elend der Vergangenheit es ohne die Theilung Afrikas jemals möglich gewesen wäre.

Joseph Schwarz S. J.

Lohnvertrag und gerechter Lohn.

(Schl u B.)

Zwei Irrthümer beherrschen die Lohntheorien des liberalen Defonomismus:

Erstens, die Lohnabrede unterliegt der absolut freien Vereinbarung¹.

Zweitens, der Preis der menschlichen Arbeitskraft bestimmt sich nach denselben ökonomischen Gesetzen, wie der Marktpreis aller andern Waren.

Die traurigen praktischen Folgen jener Lehren führten zu einer Reaction in der Wissenschaft. Man suchte nach einem andern Princip für die Lohnbestimmung, als die Lohnfondstheorie und das „ökonomische Naturgesetz“ von Angebot und Nachfrage es bieten konnten.

Johann Heinrich v. Thünen² war es vor allem, der in der edeln Absicht, eine Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit anzubahnen, sich bemühte, einen „naturgemäßen“ Arbeitslohn zu bestimmen; „aber nicht für die Arbeiter und die Arbeit in der wirklichen Volkswirtschaft, sondern nur für die Arbeit in einem ‚idealen Verhältniß‘, unter bestimmten Voraussetzungen, wie sie in Wirklichkeit nicht vorkommen. Diese Voraussetzungen waren: die Verhältnisse eines isolirten Staates, und hier das Gebiet, wo das fruchtbare Land von gleicher Güte umsonst zu haben, ferner gleiche Größe der Bevölkerung, des Angebotes und der Nachfrage, kein ‚Gewerbeprosit‘ für den Unternehmer und kein ‚Lohn‘ für den Gutsadministrator u. s. w. Er beschränkte seine Aufgabe auf die Frage, welches unter diesen Voraussetzungen der naturgemäße Antheil des Kapitalisten und des Arbeiters an dem Arbeitsproducte sei.“³

Das Resultat der complicirten Berechnungen, die v. Thünen ausführte, war die Formel $\sqrt{a p}$, welche den naturgemäßen Arbeitslohn darstellen sollte; *a* bedeutet hierbei den nothwendigen Lebensunterhalt für eine Arbeiterfamilie (mit zwei Kindern), *p* aber ist gleich dem Arbeitsproduct des mit bestimmtem Kapital arbeitenden Mannes.

„In Worten ausgedrückt sagt diese Formel: Der naturgemäße Arbeitslohn wird gefunden, wenn man die nothwendigen Bedürfnisse des Arbeiters (in Korn

¹ Diese Freiheit des Arbeitsvertrages besteht thatsächlich in allen sogen. Culturstaaten bis auf den heutigen Tag fort. Nur das *Trustsystem*, d. i. die Zahlung des Lohnes in Waren, wurde beschränkt oder beseitigt.

² Der isolirte Staat u. s. w. Th. II, Abth. I: Der naturgemäße Arbeitslohn, Rostock 1850; Abth. II, Rostock 1863.

³ Vgl. G. Schönberg, Arbeitslohn, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften I, 689 f.

oder Geld ausgesprochen) mit dem Erzeugniß seiner Arbeit (durch daßelbe Maß gemessen) multiplicirt und hieraus die Quadratwurzel zieht. Da aber $a : \sqrt{a p} = \sqrt{a p} : p$, so ist der naturgemäße Arbeitslohn die mittlere Proportionalzahl zwischen dem Bedürfniß des Arbeiters und seinem Arbeitsproducte, d. h. der Lohn übersteigt das Bedürfniß in demselben Maße, wie das Erzeugniß den Lohn übersteigt.“¹

Allein wäre diese Berechnung des naturgemäßen Arbeitslohnes für die Voraussetzungen, die v. Thünen macht, auch richtig², so würde die Formel in den tatsächlichen Verhältnissen, für welche jene Voraussetzungen nicht zutreffen, praktische Geltung nicht beanspruchen dürfen.

Ferner will v. Thünen den „Antheil“ des Kapitalisten und des Arbeiters aus dem Arbeitsproducte feststellen. Das Lohnverhältniß als solches kennt jedoch, im Unterschiede von dem Gesellschaftsverhältnisse, keinen eigentlichen „Antheil“ des Arbeiters am Producte im juridischen Sinne, wie früher bereits ausgeführt wurde. Aber auch im physischen und ökonomischen Sinne läßt sich der Antheil, den der einzelne Arbeiter am Producte hat, kaum genügend feststellen. Der Reinertrag der Production hängt wesentlich von dem Absatze ab, welchen die Waren auf dem Marke finden. Außerdem ist die Ware in der Regel nicht das Product eines einzelnen, sondern vieler Arbeiter. Es stecken in ihr die verschiedenartigsten Arbeitsleistungen, von der Unternehmerarbeit angefangen bis zur niedrigsten Leistung des ungelerten Arbeiters, der noch Antheil an der Production hat. Auch das feste Kapital hat endlich seinen Antheil an der Production. v. Thünen war eben deshalb selbst nicht im stande, seine Lehre vom „naturgemäßen“ Lohn auf seinem Gute Tellow praktisch zu verwirklichen. Anstatt aus dem reinen Ertrage den Nettowert der Arbeitsleistung eines jeden einzelnen Arbeiters zu berechnen, begnügte er sich damit, auf Grundlage des Rentabilitätsdurchschnittes seines Gutes einen Gewinnantheil zu gewähren. Aus dem Ueberschusse von je 5500, später 6000 Thalern des jährlichen landwirtschaftlichen Reinertrages gab er den einzelnen Gutsleuten auf den Kopf $\frac{1}{2}$ %. Diese Antheile wurden ihnen gutgeschrieben, verzinst und als Sparkassen- und Altersversorgungsgelder kapitalisirt. Den sechzigjährigen Arbeitern sollte das für sie aufgesparte Kapital bar ausgezahlt werden.³

¹ v. Thünen a. a. O. S. 154.

² Karl Knies bestreitet dies; vgl. Knies, Credit (Berlin 1879) S. 125 ff.

³ Rippert, „Thünen“, im Handwörterbuch der Staatswissensch. VI, 225. — Ebenfowenig annehmbar und begründet ist eine andere Formel, die v. Thünen zur Bemessung des Arbeitslohnes aufstellte (a. a. O. II. Thl., S. 181. 185). Thünen setzt voraus, daß in einem größern Productionsbetriebe so viele Arbeiter verwendet werden, bis der höchste Reinertrag erzielt wird: „Da es im Interesse der Unternehmer liegt, die Zahl ihrer Arbeiter so weit zu steigern, als aus deren Vermehrung noch ein Vortheil für sie erwächst, so ist die Grenze dieser Steigerung da, wo das Mehrerzeugniß des letzten Arbeiters durch den Lohn, den derselbe erhält, absorbiert wird; umgekehrt ist also auch der Arbeitslohn gleich dem Mehrerzeugniß des letzten Arbeiters. . . Der Lohn aber, den der zuletzt angestellte Arbeiter erhält,

Interessant, aber theilweise unklar sind die Anschauungen, welche Lorenz v. Stein¹ über das Princip der Lohnbemessung sich bildete. Die Auffassung des Arbeitslohnes hat sich ihm zufolge seit hundert Jahren wesentlich verändert als irgend ein anderer Theil der Nationalökonomie. „Im vorigen Jahrhundert und unter der gesamten Schule von Adam Smith ist der Arbeitslohn noch gar nichts als der unter dem allgemeinen Gesetze von Angebot und Nachfrage stehende Preis der Arbeit als einer Ware. In unserem Jahrhundert hat die höhere sociale Entwicklung der neuen Zeit den Gedanken in denselben hineingebracht, daß dieser nach rein wirtschaftlichen Gesetzen sich bemessende Arbeitslohn hoch genug sein müsse, um die wirtschaftlichen Bedingungen auch der höhern socialen Entwicklung bieten zu können. Dadurch ist die Auffassung der rein nationalökonomischen Verhältnisse des Arbeitslohnes theils mit vollem theils mit mehr oder weniger klarem Bewußtsein in directen Gegensatz zu der socialen Anschauung getreten. Diese nun mag so verschieden sein wie sie will, immer aber bleibt in allen ihren Formen eines übrig, und das ist die unabweißbare Erkenntniß, daß dieser Arbeitslohn nun einmal unfähig ist, vermöge der in seiner Natur liegenden Begrenzung der Idee einer vollkommen frei gestalteten gesellschaftlichen Entwicklung zu entsprechen.“²

Insbondere ist es der Socialismus, der „das persönliche Eigenthum als diejenige Gewalt stigmatizirt, welche der Erhöhung des socialen Arbeitslohnes als das entscheidende Princip gegenübertritt“, und darum auch auf eine Zeit hofft, „in welcher vermöge der Aufhebung des persönlichen Eigenthums die Forderungen der neuen Gesellschaft und nicht die Gesetze der Nationalökonomie das Einkommen aus der Arbeit bestimmen werden“³. Die eigene Ansicht L. v. Steins beruht darauf, „daß man, um überhaupt zu einem Resultat zu kommen, auf das bestimteste unterscheiden muß zwischen demjenigen Arbeitslohn, welcher sich nach den Gesetzen der Nationalökonomie nun einmal unabänderlich (!) bestimmt, und demjenigen, den die Idee der gesellschaftlichen Befittung ihrerseits zu fordern hat und zum Theil leistet, nicht um jene Gesetze mit fruchtloser Mühe und vielleicht unter blutigen Kämpfen zu ändern, sondern um im Namen der höhern persönlichen Bestimmung in ihrer Weise für die sociale Entwicklung dasjenige zu thun, was jene Gesetze nun einmal nicht zu thun vermögen. Oder, wenn wir es mit zwei Worten sagen wollen, wie sich das gesellschaftliche Existenzminimum der physischen Arbeit von dem wirtschaftlichen scheidet und ewig (!) scheiden wird.“⁴

muß normirend für alle Arbeiter von gleicher Geschicklichkeit und Tüchtigkeit sein; denn für gleiche Leistungen kann nicht ungleicher Lohn gezahlt werden.“ So gelangt Thünen zu dem Satze: „Der Arbeitslohn ist gleich dem Mehrerzeugniß, was durch den in einem großen Betrieb zu lezt angestellten Arbeiter hervorgebracht wird.“ Die Ricardosche Rententheorie scheint Thüdens Gedankengang hierbei beeinflusst zu haben. Man vgl. Mithoff, Arbeitslohn, im Handbuch der Polit. Ökonomie von G. Schönberg, 2. Aufl. 1, 642.

¹ Lehrbuch der Nationalökonomie, 3. Aufl. (Wien 1887) S. 253 ff.

² A. a. O. S. 253 f.

³ Ebd. S. 255.

⁴ Ebd. S. 255 f.

Was nun die wirtschaftliche Bestimmung des Lohnes betrifft, so kann der physische Arbeitslohn „niemals höher sein als die Bedingungen des Unterhaltes der physischen Arbeitskraft“...¹ „Der auf seine äußersten Konsequenzen zurückgeführte Begriff des rein wirtschaftlichen Existenzminimums enthält zuletzt nichts als die Erhaltungsmittel der rein physischen Existenz des Arbeiters, da die Erzeugung der Kinder als der zukünftigen Arbeiter eine eigene Reproduktionsquote in diesem Arbeitslohn materiell mit enthält. Wir nennen einen solchen Lohn einen ‚Maschinenlohn‘, der durch die Concurrenz im Angebote zum ‚Hungerlohn‘ herabgedrückt werden kann, ohne eine Aussicht auf seine Erhöhung zu besitzen. Da aber der Arbeiter zugleich nicht bloß eine physische Person ist, sondern in seiner Entwicklung wie in seiner letzten Bestimmung der Idee der Persönlichkeit gehört, so erzeugt das Bewußtsein von dieser höhern Bestimmung aller Persönlichkeit die Forderung, daß die Ergebnisse der Arbeit mehr enthalten müssen, als was der rein physische Arbeitslohn zu bieten vermag.“² Die Aufgabe dieses über den rein physischen Arbeitslohn hinausgehenden Betrages ist es, die wirtschaftliche Grundlage der höhern, also geistigen Entwicklung des Arbeiters zu bilden. Das beide Bedingungen, die physische Entfaltung und geistige Entwicklung des Arbeiters, enthaltende Minimum nennt L. v. Stein das gesellschaftliche Existenzminimum; dieses werde mit dem Fortschritt der socialen Gefittung sich naturgemäß für den Arbeitenden ergeben.

Die Ausführungen v. Steins bekunden die humane Gesinnung dieses berühmten Nationalökonomens. Der Lohn soll den Arbeiter befähigen, an der aufsteigenden Entwicklung, speciell an dem geistigen Fortschritt der Gesamtheit, theilzunehmen. Es ist ja ohne Zweifel schön, in diesem Sinne von einer „aufsteigenden Klassenbewegung“³ zu reden. Aber ein eigentliches Princip zur Bemessung der Lohnhöhe wird damit keineswegs gewonnen. Auch steht L. v. Stein noch allzusehr im Bannkreise der liberal-ökonomischen Idole. Er redet von „unveränderlichen“ Naturgesetzen der Nationalökonomie, während er gleichwohl die Aenderung dieser „mathematischen“ und „unabänderlichen“ Gesetze von der historischen Entwicklung erwartet. Einen großen Mangel an Klarheit in den philosophischen Grundanschauungen bekundet es ferner, wenn v. Stein den Widerspruch zwischen den Lehren der liberalen Nationalökonomie einerseits und der Idee der „gesellschaftlichen Gefittung“ andererseits constatirt, zugleich jedoch in diesen Lehren und der ihnen entsprechenden Praxis nichts Mißbräuchliches, sondern das „Gesetzliche“ des wirtschaftlichen Lebens findet. Was sodann L. v. Stein über die gesellschaftliche Entwicklung sagt, läßt den Menschen gewissermaßen als ein willenloses Wesen am Gängelbände der socialen Evolution erscheinen, während doch der Mensch offenbar als das gestaltende Subject und als die Hauptursache des Fortschrittes vermöge seiner geistigen Natur sich darstellt. Die historische Entwicklung ist nicht bloß das äußere, ergänzende Correctiv der in sich selbst unabänderlich unsittlichen Nationalökonomie. Vielmehr fassen wir die Aufgabe der Gegen-

¹ Lehrbuch der Nationalökonomie S. 256.

² Ebd. S. 265.

³ Ebd. S. 266.

wart und Zukunft dahin auf, daß die Nationalökonomie von innen heraus geheilt werden muß, indem ihre Lehren nach ethischen und socialen Principien bestimmt, die Unternehmungen der praktischen Wirtschaftspolitik aber von den Rücksichten der Gerechtigkeit und des Gemeinwohles geleitet werden.

Paul Leroy-Beaulieu nennt in seinem „Essai sur la répartition des richesses“¹ drei Kategorien von Ursachen, welche auf die Bestimmung der Lohnhöhe Einfluß haben: die Beziehung zwischen Kapital und Population, sodann die Steigerung der Productivität der Arbeit des Arbeiters insolge einer Hebung der technischen Kenntnisse, durch bessere Methoden, vollkommenerere Arbeitstheilung u. dgl., endlich die Geseze, Sitten und Gewohnheiten eines Volkes.

Allerdings sollte man erwarten, daß in einem an Kapitalien reichen Lande im Verhältniß zur Zunahme der Reichthümer auch die Arbeitslöhne steigen würden und die Lage der arbeitenden Klasse sich naturgemäß verbessern müßte. Allein die Thatsache, daß in den industriell am höchsten stehenden Ländern die Noth der Arbeiter zeitweilig eine überaus große gewesen ist, beweist doch zur Genüge, daß bei dem bloßen Vorhandensein von bedeutenden Kapitalien der Weg zur Realisirung eines entsprechend hohen Lohnes noch sehr weit bleiben kann. Der dritte Bestimmungsgrund der Lohnhöhe aber — Geseze und Sitten — wird offenbar nur dann von Bedeutung sein, sofern vorab sich eine richtige und genügend klare Rechtsüberzeugung über das Lohnverhältniß und den Lohn in einem Volke gebildet hat. Daß wir leider heute diese Voraussetzungen noch nicht erfüllt sehen, dafür trifft eben den liberalen Oekonomismus die Verantwortung, da er es war, der mit seinen unmoralischen Lehren Geist und Gewissen der Völker verwirrt hat. Es bliebe also nur der zweite Bestimmungsgrund, den Leroy-Beaulieu also ausdrückt: „Die Löhne folgen, wenigstens zum Theil, wenn keine künstliche Ursache sich entgegenstellt, dem aufsteigenden und absteigenden Gange der Productivität der Arbeit des Arbeiters.“²

Die klug beigelegten Klauseln deuten schon an, wie wenig mit diesem Bestimmungsgrunde für unsere Sache gewonnen ist. Die gesteigerte Productivität der Arbeit gewährt dem Arbeiter, ähnlich wie das Vorhandensein größerer Kapitalmassen, die Möglichkeit eines bessern Loses, sichert ihm aber keineswegs tatsächlich den Besitz eines hohen oder auch nur ausreichenden Lohnes. Solange in einer auf freiwirtschaftlichen Principien beruhenden Gesellschaftsordnung dem Arbeiter von keiner öffentlich-rechtlichen Instanz, sei es Berufsstand sei es Staat, irgend ein Schutz gewährt ist, kann der kapitalistische Unternehmer auch bei den größten Erfolgen der Production seine Arbeiter darben lassen, — wenn nur ein reichliches Arbeitsangebot vorhanden ist.

Viel besser ist die Lehre über den Arbeitslohn von Hermann Koesler³ behandelt worden. „Das Einkommen der Arbeit oder der Arbeitslohn wird re-

¹ 4^e édition (Paris 1897), p. 383. Vgl. auch desselben Autors Précis d'Economie Politique. 4^e édition (Paris 1894) p. 164 ss.

² L. c. p. 382 s.

³ Vorlesungen über Volkswirtschaft (Erlangen 1878) S. 420 ff.

gulirt durch die Größe der Arbeitsleistung.“ Dieses Princip brauchte und konnte in der Zunftperiode nicht mit der Strenge zur Geltung gebracht werden wie heute, insbesondere wegen der häuslichen Gemeinschaft der Gesellen mit den Meistern, ferner wegen des „regelmäßigen Ausrückens der erstern auf die Stufe der letztern, so daß die Lohnperiode mehr eine vorübergehende und vorbereitende Vorstufe der Zunftarbeit war und als Durchgang zur Meisterschaft keinen selbständigen Arbeitsmaßstab vertrat. Diese Momente sind in der kapitalistischen Wirtschaftsperiode zum größten Theile hinweggefallen. In der Neuzeit ist der Geldlohn das Regelmäßige und damit das Heraustrreten der Arbeit aus der Lebensgemeinschaft mit dem Kapital. Ferner kann die Arbeit jetzt nicht mehr als bloße Vorstufe des Kapitals angesehen werden, sondern sie bildet eine besondere gesellschaftliche Klasse, welcher im großen und ganzen der Uebergang zur Selbständigkeit des Kapitals verschlossen ist.“¹ Darum fordert Roesler für die heutigen Verhältnisse, daß, „soweit es sich um die objective und allgemeine Regulirung des Lohnes handelt, die Arbeitsanstrengung gelohnt werde im Verhältniß der damit verbundenen Arbeitsleistung, deren Maß die productive Leistung ist“². Damit ist die Verwendung des Principes des Unterhaltes bei der Lohnbestimmung nicht ausgeschlossen. Nur müsse darauf Rücksicht genommen werden, daß der Unterhalt ein überaus dehnbare Begriff sei. „Es wäre daher ganz correct zu sagen, der Lohn müsse immer gleich sein dem nothwendigen Unterhalt der Arbeit, jedoch nach dem Maßstabe der Arbeitsleistung.“³

Sehr anerkennenswerth ist es endlich, wenn Gustav Cohn⁴ den Muth hatte, innerhalb seiner nationalökonomischen Untersuchungen die Wahrung der

¹ U. a. D. S. 422. Die Darlegungen Roeslers geben uns willkommene Gelegenheit, auf einen Einwand zu antworten, der von hochgeschätzter Seite mit Rücksicht auf unsere frühern Ausführungen über die Natur des Arbeitsverhältnisses gemacht wurde. „Der Lohnvertrag ist doch wesentlich vom Dienstbotenvertrag verschieden“, so schreibt man uns; „es kann daher auch das Patronagesystem doch nicht wohl principiell auf jenen ausgedehnt werden, wie wenig es thatsächlich entbehrt zu werden vermag.“ Allerdings halten auch wir dafür, daß zwischen Dienstbotenvertrag und dem heutigen Arbeitsvertrag ein wesentlicher, d. i. spezifischer Unterschied besteht. Das schließt jedoch u. G. nicht aus, daß die beiden Vertragsarten in der höhern Gattung der *societas inaequalis* zusammentreffen. Auch fassen wir das Patronagesystem nicht als einen innern Bestandtheil des Dienstverhältnisses der industriellen Arbeit auf, sondern vielmehr als etwas, was sich an dieses Dienstverhältniß anknüpft, dasselbe über sein inneres Wesen hinaus ergänzt, — als eine Blume, die auf dem Boden und unter der Voraussetzung eines von christlichen Gesinnungen getragenen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter zum Besten aller Beteiligten ihr Leben entfaltet. Wir glauben daher, daß ein eigentlicher Unterschied zwischen der Auffassung, die oben zum Ausdruck gelangte, und unserer persönlichen Anschauung — soweit wir zu urtheilen vermögen — nicht besteht.

² U. a. D. S. 426 f.

³ Ebd. S. 428.

⁴ Grundlegung der Nationalökonomie (Stuttgart 1885) S. 613 ff.

Gerechtigkeit bei Bemessung der Lohnhöhe zu fordern, und wenn er überdies betonte, daß, wo es sich um das Maß des Werthes der menschlichen Arbeitsleistung handle, der Würdigung der menschlichen Persönlichkeit Rechnung getragen werden müsse. Zu einer vollkommenen Ausnützung seines principiell unanfechtbaren Standpunktes gelangt indessen auch Gustav Cohn nicht.

Wir könnten die Aufzählung von Nationalökonomern, die in der Lohntheorie sich mehr oder minder, ganz oder theilweise von den Lehren der liberalen klassischen oder der nachklassischen Schule emancipirten, um ein Erkleckliches vermehren. Indessen die ausgeführten Beispiele genügen, um wenigstens typisch die Geistesbewegung zu kennzeichnen, welche die Lohnfrage hervorgerufen hat.

Für den vernünftig und christlich denkenden Nationalökonomern und Socialpolitiker wird es zunächst außer Frage sein, daß für die Lohnbemessung das Princip der Gerechtigkeit die oberste und letzte Entscheidung darbietet. Die Lohnfrage ist eine Frage des natürlichen Rechtes und der natürlichen Gerechtigkeit. So hatte schon der edle und machtvolle Vorkämpfer einer christlichen Socialreform Karl Freiherr von Vogelsang gelehrt. Er wies der Socialwissenschaft die Aufgabe zu, im Verein mit der Moraltheologie aus den ewigen naturrechtlichen Grundsätzen über den gerechten Lohn, welche die alten, bewährten Moralisten nur auf die Hausdiener anzuwenden Veranlassung hatten, diejenigen Folgerungen abzuleiten, vermöge deren das moderne Verhältniß zwischen Arbeiter und Unternehmer auf der Basis der Gerechtigkeit geordnet werden könne¹.

Die für die Bemessung des Lohnes in Betracht kommende Art der Gerechtigkeit aber ist die *iustitia commutativa*, die sogen. ausgleichende Gerechtigkeit, die den Tauschverkehr in seinem ganzen Umfange beherrscht und regeln soll.

Wenn irgendwo im Tauschverkehr Leistung und Gegenleistung einander gegenüberstehen, fordert die Gerechtigkeit Gleichwerthigkeit zwischen beiden. Das ist das Princip der Aequivalenz, welches das ganze mittelalterliche Geschäfts- und Verkehrsleben beherrschte und insbesondere der kirchlichen Zins- und Wuchergesetzgebung zu Grunde lag. Wilhelm Endemann, der eifrige Erforscher der mittelalterlichen Wirtschafts- und Rechtslehre, hat sich leider ein richtiges Verständniß dieses so überaus wichtigen Principes nicht zu verschaffen vermocht. Und doch er-

¹ Vgl. Die socialen Lehren des Freiherrn Karl von Vogelsang. Von Dr. Wiard Kopp. St. Pölten 1884. S. 369 f.

gibt sich das Aequivalenzprincip mit zwingender Logik aus dem Begriff und Wesen jedes Tauschgeschäftes. Oder haben die Tauschenden etwa die Absicht, einander Geschenke zu machen? Wenn die Hausfrau auf den Markt geht, um Gemüse einzukaufen, so ist ihr allerdings in gewissem Sinne das Gemüse mehr werth als das Geld, welches sie dafür hingibt. Das Geld kann sie nicht kochen. Für ihre individuelle Lage und für die Bedürfnisse der Familie erscheint ihr jetzt das Gemüse so nothwendig, daß sie dafür ihr Geld hinzugeben bereit ist. Allein sie will der Gemüsehändlerin durchaus kein Geschenk machen, sondern genau so viel und so gutes Gemüse erhalten, daß derselbe Werth, den sie in Geld hingibt, in der Form der gewünschten Nahrungsmittel ihr eigen wird. Ebenso wenig ist die Gemüsehändlerin geneigt, der fremden Frau ein Geschenk zu machen. Sie will für ihr Gemüse so viel Geld erlangen, als das Gemüse werth ist. Also gleiche Werthe werden hier miteinander vertauscht. So verhält es sich bei jedem Tausche.

Nun aber vollzieht sich auch innerhalb des Arbeitsverhältnisses ein Tausch. Zwar ist der Arbeitsvertrag kein bloßer Tauschvertrag und das Arbeitsverhältniß in seiner Totalität aufgefaßt durchaus kein gewöhnliches Tauschverhältniß. Allein es schließt einen Tausch ein. Es wird hier Arbeit geleistet, und der Lohn stellt die Gegenleistung dafür dar.

Die ausgleichende Gerechtigkeit fordert daher, daß der Lohn dem Werthe der Arbeitsleistung gleich sei. Kurz gesagt: Gerecht ist der Lohn nur dann, wenn er dem Werthe der Arbeit entspricht¹.

Von höchster Bedeutung erscheint darum die Frage: Nach welchen Gesichtspunkten bestimmt sich der Werth der Arbeit?

¹ So lehrt auch der hl. Thomas von Aquin (S. Th. I. II. qu. 114, a. 1): „Id enim merces dicitur, quod alicui *recompensatur* pro retributione operis vel laboris, quasi quoddam pretium ipsius. Unde sicut reddere iustum pretium pro re accepta ab aliquo est actus iustitiae, ita etiam *recompensare* mercedem operis vel laboris est actus iustitiae. Iustitia autem *aequalitas* quaedam est.“ Worin diese *aequalitas* bestehe, und daß es Gleichheit des Werthes sei, sagt der hl. Thomas In lib. III. sent. dist. 33, qu. 3, a. 4, quaestiunc. 6 ad 2: „Commutatio proprie est, quando ex mutuis operibus fit aliquid alicui debitum sicut ex hoc, quod unus laboravit in vinea alterius, alter constituitur ei debitor in tanto, quantum valet labor eius; et in his dirigit commutativa iustitia; est enim in ea *aequalitas* commutationis, quia *quantum* unus dedit alteri, debet tantum ab eo recipere. Et propter hoc *commutativa* dicitur.“ — Vgl. auch die vorzügliche Abhandlung über den gerechten Lohn in Ch. Antoine S. J., Cours d'Economie Sociale (Paris 1896) p. 553 ss.

Die Handarbeit — und diese haben wir hier zunächst im Auge — erzeugt irgend ein Product, mag dieses unmittelbar die Bestellung des Aekers, die Veredlung eines Rohstoffes, die Regelung des Ganges der Maschine u. dgl. sein. Ist es nun dieses Product, ist es das von der Arbeit als deren Effect in der materiellen Ordnung Erzeugte, was der Lohn bezahlt? Nein. Das Product mit seinem Werthe steht und bleibt im Eigenthum des Unternehmers. Andererseits kann jener Effect nicht lediglich auf Rechnung der Arbeit des Lohnarbeiters gesetzt werden. Zum Zustandekommen des Productes bezw. dessen Werthes und seiner Realisirung tragen noch andere Ursachen und Bedingungen bei, die Güte des Rohmaterials, die technische Vollkommenheit der Maschine und der in dem Unternehmen durchgeführten Arbeitstheilung, die geschäftliche Fähigkeit des Leiters der Unternehmung nach der technischen und kaufmännischen Seite hin. Der Arbeiter kann aber nur eine Ausgleichung dessen fordern, was er seinerseits zum Zustandekommen des physischen Productes und seines Werthes beigetragen, eine Ausgleichung lediglich für das, was er hierzu geboten, gethan und geopfert hat — also eine Ausgleichung für die Anwendung einer dem geforderten Werke proportionirten Arbeitskraft während einer bestimmten Zeit, für die Kraft, Geschicklichkeit, Intelligenz und Ausbildung, die ein solches Werk erfordert, für die Verantwortung und für die Gefahren, die mit einer derartigen Arbeit naturgemäß zu übernehmen sind. Daß ein geringeres oder größeres Angebot von Arbeitskräften für Arbeiten bestimmter Art und die größere oder geringere Nachfrage hiernach auf den Werth der Arbeit Einfluß haben, bestreiten wir nicht. Wir glauben jedoch, daß in einer berufsgenossenschaftlich organisirten Gesellschaft dieser Einfluß ohne Schädigung des wirtschaftlichen Lebens eine höchst wünschenswerthe Regelung erfahren könnte. Der Staat zahlt seinen Richtern deshalb, weil es viele junge Juristen gibt, keinen schlechtern Gehalt. Freilich ist die Stellung des Staates hierbei, um nur eines hervorzuheben, wesentlich verschieden von der Lage des der Concurrenz ausgesetzten Unternehmers. Allein muß denn die Concurrenz eine regellose sein, um den Sporn des Wettseifers dem wirtschaftlichen Leben zu erhalten? Und muß gerade die Arbeiterklasse immer die Kosten dieser wilden Concurrenz tragen?

Doch setzen wir einmal voraus, wir befänden uns in dem Zustande der absoluten Freiwirtschaft — eine Annahme, die mit Bezug auf die Lohnbemessung von der Wirklichkeit sich nicht entfernt. Kann bei

dieser Voraussetzung der Unternehmer in ganz beliebiger Weise den Lohn herabdrücken nur deshalb, weil sich billigere Hände zur Arbeit anbieten?

Leo XIII. verneint diese Frage in seinem Rundschreiben über die Arbeiterfrage mit aller Entschiedenheit. Er bezeichnet eine absolute Untergrenze, unter welche auch das umfangreichste Angebot von Arbeit den Lohn nicht sinken läßt, es sei denn mit Verletzung der natürlichen ausgleichenden Gerechtigkeit, — eine Grenze, unter welcher der Arbeiter sich an und für sich nicht einmal rechtsgiltig seinerseits verpflichten kann. Vernehmen wir darüber die eigenen Worte des Heiligen Vaters: „Arbeiten heißt seine Kräfte anstrengen zur Beschaffung des Lebensunterhaltes und zur Besorgung aller irdischen Bedürfnisse. ‚Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen‘ (1 Mos. 3, 19). Zwei Eigenschaften wohnen demzufolge der Arbeit inne: sie ist persönlich, insofern die bethätigte Kraft und Anstrengung persönliches Gut des Arbeitenden ist; und sie ist nothwendig, weil sie den Lebensunterhalt einbringen muß und eine strenge natürliche Pflicht die Erhaltung des Daseins gebietet. Wenn man nun die Arbeit lediglich, soweit sie persönlich ist, betrachtet, wird man nicht in Abrede stellen können, daß es im Belieben des Arbeitenden steht, in jeden verringerten Ansatze des Lohnes einzuwilligen; er leistet eben die Arbeit nach persönlichem Entschlusse und kann sich auch mit einem geringen Lohne begnügen oder gänzlich auf denselben verzichten. Anders aber stellt sich die Sache dar, wenn man die andere unzertrennliche Eigenschaft der Arbeit mit in Erwägung zieht, ihre Nothwendigkeit. Die Erhaltung des Lebens ist die nothwendige Pflicht eines jeden. Hat jeder ein natürliches Recht, den Lebensunterhalt zu finden, so ist hinwieder der Dürftige hierzu auf die Händearbeit nothwendig angewiesen. Wenn also auch immerhin die Vereinbarung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, insbesondere hinsichtlich des Lohnes, beiderseitig frei geschieht, so bleibt doch immerhin eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit bestehen, die nämlich, daß der Lohn nicht etwa so niedrig sei, daß er einem genügsamen, rechtschaffenen Arbeiter den Lebensunterhalt nicht abwirft. Diese schwerwiegende Forderung ist unabhängig von dem freien Willen der Vereinbarenden. Gesezt, der Arbeiter beugt sich aus reiner Noth, oder um einem schlimmern Zustande zu entgehen, den allzu harten Bedingungen, die ihm nun einmal vom Arbeitsherrn oder Unternehmer auferlegt werden,

so heißt das Gewalt leiden, und die Gerechtigkeit erhebt gegen einen solchen Zwang Einspruch.“¹

Es ist also nach Ansicht des Heiligen Vaters eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit, daß der Arbeiter, der seine ganze Arbeitskraft einen Tag lang in den Dienst eines andern stellt, als Lohn den Lebensunterhalt eines ehrbaren und nüchternen Arbeiters für den Tag erhalte.

Daß dabei die ausgleichende Gerechtigkeit gemeint sei, unterliegt keinem Zweifel. Leo XIII. verwirft nämlich im Contexte der angeführten Stelle die Meinung derer, welche glauben, die Gerechtigkeit werde nur dann verletzt, wenn entweder der Lohnherr einen Theil der vereinbarten Zahlung zurückbehält, oder der Arbeiter nicht die vollständige Leistung verrichtet. Der Papst nennt diese Auffassung eine lückenhafte und fügt noch einen weitem Fall der verletzten Gerechtigkeit bei, wenn nämlich der Lohn nicht für die Beschaffung des Lebensunterhaltes eines ehrbaren und nüchternen Arbeiters ausreiche. Weil es sich nun in den beiden ersten Fällen um Fragen der ausgleichenden Gerechtigkeit handelt, so gilt dasselbe auch von dem letzten Falle, der mit den andern auf dieselbe Stufe gestellt wird.

Die Begründung der Lehre Leos XIII. leitet sich aus der unbestreitbaren Thatsache her, daß auch der ärmste ungelernete Arbeiter ein Mensch ist und ein Mensch bleibt. Er gehört als wirtschaftlicher Arbeiter zwar der ökonomischen Ordnung an, aber nicht der Ordnung der ökonomischen materiellen Güter. Er ist nicht Object oder Mittel der ökonomischen Thätigkeit, sondern Subject, wenn auch in Unterordnung unter seinen Herrn. Diese Wahrheit nun muß in der Bemessung des Werthes der Arbeit Beachtung finden und zur Geltung kommen. Die Bestimmung des Werthes der menschlichen Arbeit kann daher sich nicht lediglich und allein nach denselben ökonomischen Gesichtspunkten vollziehen, wie die Werthbemessung bei Waren. Andere Momente treten da hinzu: die natürliche und naturrechtliche Bestimmung der Arbeitskraft, dem Menschen das Leben in würdiger Weise zu erhalten. Gott, der diese Bestimmung der Arbeitskraft gegeben, hat ihr ja auch die Befähigung verliehen, unter normalen Verhältnissen so viel zu leisten, daß der Arbeiter einen würdigen Lebensunterhalt verdienen kann. Das ist der Standpunkt, den Leo XIII. in der Lohnfrage einnimmt. Er bedeutet den vollständigsten Bruch mit der liberalen Lohntheorie.

¹ Officielle (Herbersche) Ausgabe S. 60 f. (61 f.).

Während bei der Ware die sachlichen Eigenschaften und ihre größere oder geringere Seltenheit über den Werth derselben entscheiden, wird bei der Arbeit nicht nur die sachliche Leistung, das der materiellen Ordnung angehörige Wirken des Arbeiters für die Bemessung des Arbeitsmerthes berücksichtigt, sondern neben und über diesen ökonomischen Momenten auch die Arbeit ins Auge gefaßt, insofern sie als Act der menschlichen Arbeitskraft sich über die materielle Ordnung erhebt und in sich einen natürlichen, nothwendigen, unter normalen Verhältnissen indispenfablen Zweck für den Arbeiter selbst hat. Erst beide Momente, das ökonomische mit dem natürlichen verbunden, bieten den adäquaten Bestimmungsgrund der Lohnhöhe; aber nicht in dem Sinne, als ob der absolute Minimallohn eine Erhöhung des ökonomisch bemessenen Lohnes bedeute. Er bildet vielmehr nur einen Bestandtheil des ökonomisch bemessenen Lohnes, aber einen nothwendigen Bestandtheil, der dem „Gesetz von Angebot und Nachfrage“ entrückt bleibt und nur in ganz außerordentlichen Verhältnissen gekürzt werden kann. Der Arbeitgeber soll gewiß keinen Schaden leiden. Er braucht nicht mehr zu zahlen, als der Arbeiter ihm wirklich materiellen Vortheil bietet. Aber er soll auch nicht den Umstand, daß gerade ein starkes Angebot von Händen vorliegt, benützen, um den Lohn unter jene absolute Minimalgrenze herabzudrücken. Daß der Unternehmer sich durch überwerthige Löhnung positiv schädige, kann ihm nicht als Rechtspflicht bei Schließung des Arbeitscontractes aufgelegt werden, wohl aber muß er aus Gründen der Gerechtigkeit gegen seine Arbeiter mitunter auf einen ökonomisch möglichen höhern Gewinn verzichten¹.

¹ Die Frage liegt nahe, ob Leo XIII. Lehre vom absoluten Minimallohn sich mit jener Theorie decke, die den Werth der Waren und der Arbeit durch die Produktionskosten bemißt. Der Lebensunterhalt des Arbeiters stellt ja gewissermaßen die Produktionskosten der Arbeitskraft dar. Im Grunde genommen hätte dann Leo XIII. in anderer Form nur die Lehre vom „natürlichen“, „normalen“, „nothwendigen“ Lohn, wie sie auch von der liberalen Schule verfolgt wurde, wiederholt. Wir beschränken uns an dieser Stelle darauf, kurz folgendes zu erwidern:

1. Die Produktionskostentheorie bemißt den Werth einer Ware nach den Anwendungen, die deren Entstehen erfordert, also vom genetischen Standpunkt aus. Leo XIII. bemißt dagegen den Werth der Arbeit nach teleologischem Gesichtspunkte. Wenn man festhält, daß der Mensch und die Befriedigung seiner Bedürfnisse der Zielpunkt der ganzen ökonomischen Ordnung sind, so wird man sofort erkennen, daß die teleologische Auffassung des Werthes die für die ganze Werthlehre entscheidende sein muß. Welche Bedeutung hat die Ware u. s. w. für den Menschen, und zwar sowohl ihren specifischen Eigenschaften nach, wie

Wie der Unternehmer an einer willkürlichen Bestimmung und Aenderung der Lohnhöhe lediglich um seiner eigenen Bereicherung willen durch Gerechtigkeitspflichten verhindert wird¹, so sind auch andererseits

als Individuum, also dem Grade ihrer Güte und dem Grade ihrer Seltenheit nach? — das sind die Momente, die bei der ökonomischen Bemessung des Werthes den directen Maßstab liefern. Die Ricardosche und die Marx'sche Werththeorie, die einseitige Produktionskostentheorie, haben diesen Standpunkt verkannt. Damit bestreiten wir nicht, daß die Produktionskosten für alle in beliebiger Menge herstellbaren Güter und unter der Voraussetzung der freien Concurrenz insofern einen indirecten Maßstab des Werthes abgeben, als sie die praktisch und auf die Dauer mögliche Untergrenze des Tauschwerthes darstellen. — Für die menschliche Arbeit kommt nun nach Leo XIII. ein besonderer, aber ebenfalls teleologischer Gesichtspunkt zur Geltung, der nicht aus dem Bereich der ökonomischen Bewerthung entnommen ist. Er fragt nämlich nicht bloß: Was ist die Arbeitsleistung für den Unternehmer und in letzter Linie für den Consumenten werth, sondern welche natürliche und naturrechtliche Bestimmung hat sie für das Subject der Arbeitsleistung? — Gewiß, auch der Produktionskostentheorie und den Theorien über den „natürlichen“ und „nothwendigen“ Arbeitslohn ist etwas Teleologisches beigemischt. Aber nicht der Mensch, nicht der Arbeiter ist das Ziel dieser Teleologie, sondern die Production selbst und deren Fortdauer. Wenn der Arbeiter verhungert, wenn er nicht die Produktionskosten seiner Arbeitskraft und eines seine Stelle später ausfüllenden Kindes erhält, dann muß die Production aufhören, und darum stellt der Lebensunterhalt den „natürlichen“ Lohn dar. Es liegt auf der Hand, wie himmelweit verschieden hiervon der principielle Standpunkt Leos XIII. ist.

2. Der Heilige Vater fordert als Minimallohn einen solchen Entgelt der Arbeit, der ausreicht für das menschenwürdige Dasein des ehrbaren und nüchternen Arbeiters. Die liberale Theorie muß sich, wenigstens in Kraft ihrer Principien, mit einem Lohn begnügen, der gerade das Verschwinden der Arbeiterklasse verhindert.

3. Uebrigens bezeichnet die Encyklika eine Rechtsgrenze für den Lohn, ein *minimum iuris*, welches des größern Gewinnes und des größern Arbeitsangebotes wegen nicht verletzt werden darf, — die liberale Theorie dagegen nur ein *minimum facti*, eine tatsächliche Grenze. Dieses *minimum facti*, das lediglich im Interesse der Fortdauer der Production gesetzt ist, kann jedoch immerhin durchbrochen werden, da die Löhne „Concurrenzpreise“, „geschäftliche Preise“ sind, Preise, über die der individuelle Vortheil, nicht die Gerechtigkeit, entscheidet.

¹ Die Ansicht, der Unternehmer verfehle sich niemals gegen die Gerechtigkeit, so lange er nicht Trug und Gewalt anwende und den laufenden Marktpreis der Arbeit als Lohn bezahle, dürfte mit der Lehre der päpstlichen Encyklika kaum vereinbar sein. Wenn nämlich der Unternehmer einen den Anforderungen eines würdigen Lebensunterhaltes des Arbeiters entsprechenden Lohn ohne eigene positive Schädigung ganz wohl zahlen kann, und wenn der Marktpreis bloß deshalb unter jene absolute Minimalgrenze gesunken ist, weil das Arbeitsangebot als ein relativ großes sich darstellt, so könnte nach der Lehre der Encyklika der Hinweis auf den laufenden Marktpreis dem Unternehmer schwerlich etwas nützen.

für den Arbeiter Grenzen gesetzt, über welche hinaus er sich nicht rechtsgültig binden kann. Als dem Eigenthümer seiner Arbeitskraft steht ihm ein möglichst weiter Spielraum für contractliche Abmachungen zur Verfügung. Insofern er aber als Mensch zur pflichtmäßigen Erhaltung seines Lebens einer gewissen Lohnhöhe bedarf, kann er unter normalen Verhältnissen nach den Grundsätzen der Moral in rechtsverbindlicher Weise nicht auf jene nothwendige Lohnhöhe verzichten. Damit ist auch der zweite Grundsatz der liberalen Lohntheorie, demzufolge die Lohnbestimmung dem freien Ermessen der Pacifcenten überlassen sei, gerichtet.

Wiederholt haben wir bei Erwähnung des absoluten Minimallohnes die Klausel beigelegt: unter normalen Verhältnissen sei die besprochene Lohnhöhe die nach den Grundsätzen der ausgleichenden Gerechtigkeit erlaubte Untergrenze des Lohnes. Damit ist auf seiten des Arbeiters eine dreifache Voraussetzung gemacht: seine Arbeitskraft, seine Arbeitsleistung, seine Bedürfnisse müssen normal sein. Auf seiten des Unternehmers wird vorausgesetzt eine solche allgemeine Geschäftslage der betreffenden Branche, welcher der Unternehmer angehört, daß die Zahlung des absoluten Minimallohnes ohne eigene positive Schädigung den Unternehmern dieser Branche möglich ist. Individuelle Verhältnisse des einzelnen Unternehmers kommen dabei weniger in Betracht, weil für die Preisbildungen überhaupt das Individuelle hinter dem Allgemeinen zurückstehen muß.

Schwierig ist die weitere Frage, ob die Minimalgrenze des Lohnes so zu wählen sei, daß mit dem Lohne der entsprechende und würdige Unterhalt der Arbeiterfamilie bestritten werden könne.

Wir fassen unsere Auffassung hierüber kurz in folgende Punkte zusammen:

1. Außer Frage ist, daß die Gewährung eines höhern als des Individuallohnes unter Umständen für den Unternehmer zu einer Pflicht der Liebe und der Billigkeit werden kann. Wer steht ihm näher als der Arbeiter? Darum wird er gerne bereit sein, demselben bei der Sorge für seine Familie zu helfen. Auch ist es durchaus billig, daß er die vereinbarte Lohnhöhe überschreitet, wenn er durch des Arbeiters Mühe höhere als die erwarteten Vortheile erlangt.

2. Sodann kann es nicht bezweifelt werden, daß die Arbeiter und Arbeitercoalitionen befugt sind, alle sittlich erlaubten, legalen und mit Aussicht auf Erfolg verbundenen Mittel anzuwenden, um einen für

den würdigen Unterhalt der Arbeiterfamilie ausreichenden Lohn zu erlangen. Hat ja doch an und für sich jeder Arbeiter das natürliche Recht, eine Familie zu gründen, und ebenso unbestreitbar die natürliche Pflicht, für die begründete zu sorgen.

3. Nicht minder gewiß ist es, daß die menschenwürdige Erhaltung der Arbeiterfamilie, die Fortpflanzung eines gesunden und kräftigen Arbeiterstandes ein eminentes öffentliches Interesse darstellt. Darum wird es ohne Zweifel Aufgabe der Staatsgewalt sein, ihrerseits mit allen ihr rechtlich, nach Maßgabe des natürlichen Staatszweckes, zu Gebote stehenden Mitteln die auf Erhaltung des Familienlohnes innerhalb der Grenzen der wirtschaftlichen Möglichkeit gerichteten Bestrebungen zu unterstützen.

4. In der Frage aber, ob vom Standpunkte des reinen Naturrechtes aus der Familienlohn als absolute, durch die ausgleichende Gerechtigkeit geforderte Minimalgrenze des Lohnes für den erwachsenen und vollkräftigen Arbeiter sich erweisen lasse, sind die Ansichten getheilt.

Wenn es die unbestreitbare natürliche und naturrechtliche Bestimmung der Arbeitskraft des arbeitenden Familienvaters ist, nicht nur für den Arbeiter selbst, sondern auch für die Familie den Unterhalt zu verdienen, so dürfte auf den ersten Blick die Entscheidung zu Gunsten des Familienlohnes als selbstverständlich erscheinen. Dennoch hat man dem gegenüber darauf hingewiesen, daß zwar der verheiratete Arbeiter die Pflicht habe, für seine Familie zu sorgen, daß er aber keineswegs die Pflicht gehabt habe, zu heiraten. Somit trage jene Pflicht nur einen subsidiären, hypothetischen und zufälligen Charakter an sich, ähnlich wie auch jemand zufällig die Pflicht haben könne, Schulden zu bezahlen, ohne daß dem Lohnherrn hieraus die Verpflichtung erwachse, mit Rücksicht auf jene hypothetische und zufällige Pflicht den Lohn zu erhöhen. Dieser Einwand wird unseres Erachtens schon durch die Bemerkung widerlegt, daß die Ehe zwar kein Individualgesetz sei, wohl aber ein Menschheitsgesetz und darum allerdings nicht für den Einzelnen, jedoch für die Menschheit als ein *praeceptum legis naturae* sich darstelle. Folgerichtig wird der weitaus größte Theil der Arbeiter von dem natürlichen Rechte der Eheschließung Gebrauch machen und dementsprechend wird naturgemäß dem Gros der Arbeiterschaft auch die natürliche Pflicht obliegen, für eine Familie zu sorgen. Die Lohnbestimmung aber richtet sich nicht

nach den wenigen Ausnahmefällen, in denen vereinzelt Arbeiter ehelos bleiben, sondern nach der großen Masse und dem, was naturgemäß gewöhnlich geschieht.

Doch muß zugegeben werden, daß bedeutende Autoritäten verschiedene Gründe gegen die naturrechtliche Verpflichtung des Unternehmers zur Zahlung des Familienlohnes vorgebracht haben. So betonte insbesondere Cardinal Zigliara in dem bekannten Responsum Romanum an den hochw. Erzbischof von Mecheln (September 1891), daß die Arbeit nur die persönliche That des Arbeiters sei und die Familie als solche nichts dazu beitrage. Der Arbeitgeber hat es in seinem Vertragsverhältnisse nur mit dem Individuum, dem einzelnen Arbeiter zu thun. Die Gründung der Familie ist und bleibt für das Individuum eine freie That. Die Arbeit bezieht sich daher nur subsidiär und zufällig auf die Familie, insofern der Arbeiter mit den Seinigen den Lohn theilt. Für die Erhaltung des Menschengeschlechtes und der nationalen Bevölkerung Fürsorge zu treffen, das mag der öffentlichen Gewalt obliegen, ist aber nicht eine naturrechtliche Pflicht des Lohnherrn als solchen. — Ferner kann man sagen: wenn auch der natürliche Zweck der Arbeit, dem Arbeiter seinen Lebensunterhalt zu gewähren, auf den Werth der Arbeit bestimmend wirkt, und zwar derart, daß die ausgleichende Gerechtigkeit verletzt wird, falls der Lohn dem ehrbaren und nüchternen Arbeiter sein Leben nicht erhält, so erklärt sich das daraus, daß es sich hier zugleich um einen Ersatz von wirklichen Aufwendungen handelt, die thatsächlich für den Zweck des Dienstes gemacht werden. Der Arbeiter muß seinen Tagesunterhalt bestreiten, um einen Tag lang arbeiten zu können; er verbraucht wirklich seine Lebenskraft im Dienste des Herrn. Die adäquate Gegenleistung wird darum dieses Opfer, diese Leistung vergelten müssen, und zwar indispensabel, weil die Pflicht der Selbsterhaltung es so erheischt. Bei der Familie aber trifft das nicht zu, weil der Lebensunterhalt der Familie in keiner Weise einen Bestandtheil der Leistung und der Opfer des Arbeiters zum Zweck des Dienstes bildet. Die Beurtheilung der Tragweite dieser Argumentation sei dem Leser überlassen.

Nur einige Worte noch fügen wir bei über die Stellung, welche die Encyclika *Rerum novarum* zur Frage des Familienlohnes einnimmt. Eine ausdrückliche und unzweifelhafte Entscheidung über die Frage, ob die Zahlung des Familienlohnes schon an und für sich vom rein naturrechtlichen Standpunkte aus Pflicht des Unternehmers sei, bietet

das päpstliche Rundschreiben nicht. Doch läßt sich nicht verkennen, daß der Heilige Vater den Familienlohn wünscht. Das ergibt sich, abgesehen von einzelnen directen Aeußerungen¹, schon allein aus der Thatfache, daß Leo XIII. mit allem Nachdruck für die Beschränkung bezw. Beseitigung der Frauen- und Kinderarbeit eintritt. Die nothwendige Voraussetzung solcher Beschränkungen ist aber die Zahlung eines Lohnes, der im wesentlichen auch für den Unterhalt der Frau und namentlich für den Unterhalt der noch nicht bis zur Arbeitsfähigkeit entwickelten Kinder ausreicht. Wenn daher ohne Familienlohn eine das Familienleben und das nationale Wohl schwer schädigende Frauen- und Kinderarbeit nicht in ausreichendem Maße beschränkt werden kann, so spricht dies zu Gunsten der Ansicht, daß der Familienlohn schon im bloßen Naturrecht begründet sei. Ist einmal der teleologische Gesichtspunkt für die Bemessung des Individuallohnes zur Anwendung gekommen, dann muß man dieses Princip auch in der Frage des Familienlohnes mit voller Consequenz festhalten. Oder wollte man etwa annehmen, das Naturrecht widerspreche sich selbst, indem es einerseits den Ruin des Familienlebens und des Gemeinwohles der Völker unmöglich wollen kann, andererseits aber der Arbeit nur einen solchen natürlichen Werth aus deren natürlicher Bestimmung erwachsen läßt, der selbst unter normalen Verhältnissen dem Uebermaß der Frauen- und Kinderarbeit Thür und Thor öffnet? Freilich wird bei der nähern Festsetzung der Schranken für Frauen- und Kinderarbeit dem positiven Rechte gar vieles überlassen bleiben müssen. Andererseits verhehlen wir nicht, daß wir persönlich zu der Annahme hinneigen, die Arbeit müsse unter normalen Verhältnissen durch ihren natürlichen Werth vermöge ihrer naturrechtlichen Bestimmung einen solchen Lohn als gerechte Gegenleistung erfordern können, der die Mutter am häuslichen Herd und an der Wiege des Kleinen beläßt und nicht das arme, schwache Arbeiterkind vorzeitig der Fabrik überliefert.

¹ Vgl. Officielle Ausgabe S. 18 (19). 62 (63).

Die neueste Messung der Gravitationsconstante durch P. Karl Braun S. J.

Ungefähr hundert Jahre sind verflossen, seitdem Henry Cavendish mit seiner Drehwage den unumstößlichen Beweis dafür lieferte, daß ebenso, wie die Himmelskörper gegeneinander gravitiren, auch alle Körper auf der Erde gegenseitig sich anziehen, daß also ein und dasselbe Band der allgemeinen Massenanziehung alle wägbare Materie der Welt durch die Vermittlung des unwägbaren Aethers umschlingt, zusammenführt und zusammenhält. Die Gravitation oder Massenanziehung war damit als die fundamentalste, allgemeinste und am gleichförmigsten wirkende Kraft unter allen Naturkräften erkannt. Diese Erkenntniß lieferte den Schlüssel zum Verständniß einer Fülle von Naturerscheinungen. Denn die Gravitation ist es, welche dereinst die durch den Weltraum dünn ausgestreuten Massen zu dicht geballten Fixsternen, Planeten und Monden zusammengezogen hat, sie heute in ihnen noch fester und fester zusammenpreßt und so zur Ursache wird der nahezu unerschöpflichen Mengen von Wärme und Licht, welche die am Firmamente glänzenden Sterne Tag und Nacht nach allen Richtungen hin ausstrahlen. Sie wies den Sternen ihre Bahnen an und hält das wundervoll harmonische Räderwerk der Weltenuhr seit Jahrtausenden in regelrechtem Gang, sie bewirkt aber auch die langsam und regelmäßig sich vollziehenden „Perturbationen“ am Himmel, die säcularen Schwankungen der Ebenen, in welchen die Planeten kreisen, die kaum merkliche Veränderung ihrer Bahnen, die regelmäßige Bewegung der Erdaxe, die wechselnden Erhebungen und Senkungen der Oeane, den Temperaturabsall von unten nach oben in unserer Atmosphäre. Grund genug, dieser Naturkraft das höchste Interesse zuzuwenden. Daran hat es denn auch bei Astronomen und Physikern nie gemangelt. Wenn trotzdem der physikalische Vorgang der Gravitation bis zur Stunde unserem Verständnisse dunkel geblieben, weit dunkler als die elektrischen und magnetischen Vorgänge, so laßt dieses darauf schließen, daß die Erforschung dieser Naturkraft ganz besondere Schwierigkeit darbieten muß. Einen schlagenden Beweis hierfür liefern gerade auch die Anstrengungen, welche den Physikern die Ermittlung der einen Größe, der Gravitationsconstante, schon gekostet hat.

Die Gravitationsconstante ist eine rein wissenschaftliche Größe, für den Astronomen und Physiker aber von der höchsten Wichtigkeit. Man versteht darunter die Zahl, welche die Intensität der Massenanziehung in absolutem Maße mißt, oder concreter ausgedrückt, diejenige Kraft, mit welcher die Masse vom Gewichte eines Grammes auf eine andere ebenso schwere Masse im Abstände von 1 cm anziehend wirkt. Wenn diese Größe durch das Experiment festgestellt worden ist, so kann man mittelst derselben die Masse und mittlere Dichte unserer Erde und wieder mittelst dieser die Masse und Dichte anderer Himmelskörper berechnen. Schon Cavendish hatte seine Drehwaage auch dazu benutzt, die Intensität der Massenanziehung zu messen, und daraus die Masse und Dichte der Erde abgeleitet. Aus 29 Versuchen berechnete er für letztere Größe als Mittelwerth 5,48. Das will sagen, wenn die Masse in der Erde überall gleich vertheilt wäre, so würde die Volumeneinheit der Erde 5,48mal so schwer sein als die Volumeneinheit reinen Wassers bei 4° C.

Um dem Leser annähernd einen Begriff zu geben von dem Apparate, dessen Cavendish sich bediente und den man mit Recht die „Weltenwaage“ genannt hat, sowie auch von der Sorgfalt, mit der gleich zum erstenmal dieses Messungsergebnis angestrebt worden ist, wollen wir seine Beobachtungsmethode kurz erläutern. Wie oben angedeutet wurde, handelte es sich darum, die anziehende Kraft zu messen, welche zwei bekannte Massen, die wir uns immer als kugelförmig vorzustellen haben, in bekannter Entfernung aufeinander ausüben. Die Größen der beiden Massen seien m und m_1 und der Abstand ihrer Mittelpunkte a . Bezeichnen wir ferner die Gravitationsconstante mit k und die Anziehung beider Kugeln mit P , so ist auf Grund des allgemeinen Gravitationsgesetzes:

$$P = \frac{m m_1 k}{a^2}.$$

Diesen Werth P liefert die experimentelle Messung unmittelbar, mit ihm ist dann der Werth von k leicht zu berechnen. Die Anziehung P , welche leider nur eine minimale Größe hat, wird so ermittelt, daß sie mit einer andern bekannten Kraft ins Gleichgewicht oder in Wechselwirkung gebracht und dabei durch die bekannte Kraft gemessen wird. Cavendish wählte zum Messen die Torsionskraft eines langen Silberdrahtes. Coulombs zahlreiche Versuche hatten nämlich gezeigt, daß die elastische rückwirkende Kraft, welche bei der Torsion oder Drehung eines frei hängenden, mit dem obern Ende festgeklemmten Drahtes geweckt wird, dem Drehungs-

winkel proportional ist. Hat man durch eine vorausgeschickte Untersuchung für einen bestimmten Draht ermittelt, welche Torsionskraft der Drehung um die Winkleinheit entspricht, so weiß man nachher, welche Kräfte durch die Drehung um beliebige Winkel hervorgebracht werden. An dem Silberdraht befestigte Cavendish einen horizontalen, leichten Stab aus Tannenholz, der an den Enden zwei kleine, 730 gr schwere Metallkugeln trug. Dieses System, das die eigentliche Drehwage bildet, wurde in einen Holzkasten eingeschlossen. Zwei einander gegenüberliegende Glasfensterchen gestatteten einen Einblick auf die Bewegung des Holzstabes. Außerhalb des Kastens waren zwei über drei Centner schwere Metallkugeln auf einem drehbaren Gestell so angebracht, daß beim Bewegen des Gestelles die Mittelpunkte aller vier Kugeln immer auf demselben horizontalen Kreise verblieben, dessen Centrum in die Verlängerung des Silberfadens fällt. Alles dieses befand sich in einem abgeschlossenen, ummauerten Raume, der zur Zeit der Beobachtung nicht betreten werden durfte. Die großen Kugeln mußten deshalb von außen her durch eine Transmiffion bewegt werden. Für die genaue Ablefung der Ablenkung des Wagebalkens waren einerseits zwei Fernrohre gegenüber den Fensterchen des Holzkastens in die Mauern eingelassen, andererseits Elfenbeinscalen an jedem Ende des Wagebalkens befestigt. Wenn die großen Kugeln in eine zum Wagebalken senkrechte Stellung abgedreht lagen, so übten sie auf die kleinen Kugeln keinerlei ablenkende Kraft aus, weil ihre Wirkungen von beiden Seiten her sich aufhoben. Sie bewegten den Wagebalken aber aus seiner Ruhelage und versetzten ihn bleibend in eine abgelenkte Stellung, wenn sie den kleinern Kugeln genähert waren. Die dann vorhandene Torsionskraft des Silberdrahtes war das Maß für die zwischen den Kugeln wirkende Anziehung P . Diese konnte außerdem noch in anderer Weise aus der Aenderung der Schwingungszeit hergeleitet werden, welche der frei schwingende Balken erfährt, wenn man die großen Kugeln so stellt, daß sie mit den kleinen Kugeln in der Ruhe in einer geraden Linie liegen. Cavendish gebrauchte beide Bestimmungsmethoden.

Vierzig Jahre nach Cavendish führte Reich diese Messungen aus. Er brachte einige Verbesserungen an der Drehwage an und stellte sie in einem Bergwerke Freibergs auf, in der Hoffnung, so den störenden Einfluß der Temperaturschwankungen besser zu vermeiden. Aus der ersten Beobachtungsreihe im Jahre 1837 zog er für die Erddichte den Mittelwerth 5,49, aus einer zweiten im Jahre 1849 aber die Zahl 5,58. — Um

dieselbe Zeit widmete sich Baily im Auftrage der Londoner astronomischen Gesellschaft der gleichen Arbeit. Sie zeichnet sich durch die Sorgfalt und die große Zahl von Beobachtungen aus. Mehr denn zweitausend Versuche lieferten als Erddichte die Zahl 5,67.

Cavendish, Reich und Baily suchten gewiß ihre Sache so gut als möglich zu machen, sie waren zudem sehr geschickte, umsichtige und zuverlässige Forscher. Indessen gar manches von dem, was in den fünfziger Jahren noch für gut und exact gehalten wurde, mußte zwanzig Jahre später entweder geradezu für unbrauchbar angesehen werden oder entsprach doch nicht mehr dem Grade von Genauigkeit, welchen die unterdessen verfeinerten Beobachtungsmethoden und die vermehrten und verbesserten Beobachtungsmittel verlangten. Das letztere Geschick traf denn auch die erwähnten Messungen der Gravitationswirkung. 1870 nahmen deshalb die beiden ausgezeichneten Forscher Cornu und Baille diese Untersuchung von neuem auf. Zuvörderst verlegten sie sich auf das Studium der Drehwage selbst. Sie suchten alle ihre Tugenden und Untugenden genau kennen zu lernen und alles auszuforschen, was auf ihr Spiel einen guten oder bösen Einfluß übt. Dabei entdeckten sie systematische Fehler, welche den frühern Bestimmungen anhafteten. Wenn sie dementsprechend die Baily'schen Messungen umrechneten, so lautete deren Endergebniß 5,55 statt 5,67. Sie machten sich dann selbst an das Messen. Die Drehwage, an der sie wieder neue Verbesserungen aubrachten, stellten sie in einem Keller der École polytechnique zu Paris auf. Alle Schwingungen des Wagebalkens wurden elektrisch notirt. Nach ihren Beobachtungen wäre die Dichte der Erde gleich 5,50.

Ph. von Jolly, Professor in München, kam (um 1880) auf den Gedanken, die Erddichte mit der gemeinen Wage zu wägen. Es liegt in der That nahe, in diesem Instrument das einfachste und geeignetste Mittel zur Messung der Gravitationsintensität zu erblicken. Man hat ja — so könnte man denken — nur eine Kugel zuerst wie gewöhnlich auf der Wage zu äquilibriren, und dann eine andere schwere Kugel von bekanntem Gewichte in einer bestimmten Entfernung unter die Schale mit der Kugel zu legen und neuerdings zu äquilibriren. Das bei der zweiten Nequilibrium hinzuzufügende Gewicht mißt dann sofort die Anziehung zwischen den beiden Kugeln. So glatt und einfach läuft indes diese Bestimmungsmethode leider nicht ab. Denn die unter die Schale gelegte schwere Kugel wirkt nicht bloß auf die andere Kugel, sondern auch auf alle Theile der

Wage selbst, und zwar in verschiedener, uncontrolierbarer Weise. Follh hegte die Ueberzeugung, diesen Uebelstand umgehen zu können. An die Schalen einer großen, aber empfindlichen Wage hängte er mittelst Drähte zwei andere Schalen, die 21 m tiefer zu liegen kamen als die obern. Ein solches Monstrum von Wage fand selbstverständlich in einem gewöhnlichen Zimmer kein Unterkommen. Er richtete sie deshalb in einem Thurme ein. Als er dann eine hohle, mit Quecksilber gefüllte Glaskugel von der obern Schale auf die untere brachte, steigerte sich ihr Gewicht wegen der Annäherung an den Erdmittelpunkt um 31,9 mg. Sie ersuhr aber bei der gleichen Ortsveränderung eine um 0,589 mg größere Gewichtszunahme, wenn vorher unter die untere Schale eine Bleikugel von 1 m Durchmesser gelegt wurde. Also betrug die Anziehung zwischen beiden Kugeln bei einem Abstände von 56,86 cm ihrer Mittelpunkte 0,589 mg. Hieraus berechnet sich eine Erddichte von 5,692.

Im Jahre 1887 versuchte Wilfing die Messung der Gravitation mit einem Apparate, der an Einfachheit die gemeine Wage noch übertrifft und seiner Anlage nach fast ebensogut ein Pendel als eine Wage genannt werden kann. Damit der Leser eine allgemeine Idee davon gewinne, möge er sich an der Wage alles bis auf den Wagebalken entfernt denken, dann sich vorstellen, dieser Balken liege nicht wagerecht, sondern stehe senkrecht und endige auf jeder Seite mit einer Kugel von bekanntem Gewichte. Diesen Kugeln werden beim Messen der Gravitation andere größere Kugeln in gleicher Höhe gegenübergestellt, die eine oben rechts, die andere unten links. Dadurch wird der Wagebalken aus der Verticalstellung abgelenkt. Wird nun ferner mittelst Rollen zug das größere Kugelpaar in die entgegengesetzte Lage verschoben, so daß jetzt die eine oben links, die andere unten rechts zu liegen kommt, so wird der Betrag der Ablenkung verdoppelt. Diese Ablenkung gibt aber wieder einen Anhaltspunkt zur Berechnung der Erddichte. Wilfing fand sie so gleich 5,58.

In demselben Maße, als die Zahl solcher Bestimmungen sich mehrte, verminderte sich das Zutrauen in die Genauigkeit und Sicherheit der erzielten Resultate. Die geringe Uebereinstimmung der Zahlen ließ klar erkennen, daß immer noch systematische, der Meßmethode anlebende Fehler sich einschleichen, die größer sind als die wahrscheinlichen Beobachtungsfehler. Dieses regte in erhöhtem Grade zu neuen Versuchen an. So sehen wir denn im letzten Jahrzehnt vier Forscher nebeneinander mit zäher Ausdauer und mit dem Aufgebote all ihrer geistigen Kräfte, ihres Beobachtungs-

talentes und ihres Geschickes im Experimentiren dieser Aufgabe sich unterziehen. Unter ihnen trat zuerst der Engländer Pointing (1891) mit dem Endergebniß an die Oeffentlichkeit. Er hat zur gewöhnlichen Wage gegriffen, aber die oben erwähnten Uebelstände, die diesem Instrument anhaften, auf einem ganz andern Wege als Jolly zu umgehen gesucht. Schon 1888 hatte er die eigentlichen Beobachtungen und Messungen abgeschlossen und sich dann daran gemacht, diese unmittelbaren Beobachtungsergebnisse rechnerisch zu verarbeiten. Da kamen denn ungehörige Unregelmäßigkeiten in den Zahlenreihen zum Vorschein, die auf eine unvorhergesehene Störung hindeuteten. Als solche wurde schließlich die Neigung des Fußbodens im Wagezimmer erkannt, diese aber war verursacht worden durch das große Gewicht der anziehenden Kugel, welche abwechselnd bald unter die eine, bald unter die andere Kugel an den Enden des Wagebalkens geschoben worden war. Die gemachten Beobachtungen konnten somit nicht gebraucht werden, und das Beobachten mußte von neuem unter geänderten Versuchsbedingungen begonnen werden. Drei Jahre später veröffentlichte Pointing die Zahl 5,4934 als das Endergebniß seiner mühevollen, nicht sehr glücklichen Arbeit.

Der Jahrgang von 1894 der *Proceedings of the Royal Society* zu London brachte einen kurzen Bericht über den Ausgang der Forschungen des Professors Boys, die seit 1889 im Gange gewesen waren. Dieser Forscher war wieder zur Drehwage zurückgekehrt, nachdem er dieselbe sehr vortheilhaft geändert hatte. Wir machen nur auf zwei Punkte aufmerksam. Einmal hatte er ihre Dimensionen gegen früher bedeutend verkleinert. Sodann ersetzte er die bisher beliebten Metalldrähte durch Quarzfäden. Herrn Boys war es nämlich gelungen, geschmolzenen Quarz in die feinsten Fäden auszuziehen, indem er denselben mittelst eines leichten Pfeils mit großer Geschwindigkeit fortschleuderte. Diese Fäden erwiesen sich durch eine äußerst vollkommene Elasticität ausgezeichnet und boten deshalb für den Aufhängefaden der Drehwage ein Material, wie es besser nicht gefunden werden kann. Die neue Drehwage führte zur Erddichte 5,5270.

Am meisten Aufsehen erregten die in Spandau gemachten Messungen. Trotz der kräftigsten Unterstützung, die ihnen von den verschiedensten Seiten her zugewandt wurde, dauerten sie zwölf volle Jahre und lenkten allmählich die Aufmerksamkeit aller Physiker auf sich. Von 1884 bis 1889 wurden die Arbeiten von F. Richarz und A. König betrieben, nachher durch erstern in Gemeinschaft mit O. Krüger-Menzel fortgeführt und voll-

endet. Ihre Methode lehnte sich an diejenige von Jolly und Pointing an. Das preußische Kriegsministerium hatte ihnen eine Bleimasse von etwa 2000 Centnern aus den Beständen der Geschützgießerei in Spandau zur Benutzung überlassen. Um einen weiten Transport dieser schweren Masse zu vermeiden, räumte man für ihre Arbeiten eine der erdgedeckten Kasematten in der Citadelle der Festung ein. Nur der innerste Theil der Kasematte diente ihnen zu den Beobachtungen, weil dieser von täglichen Temperaturschwankungen ganz unberührt blieb. Damit auch die vom Witterungswechsel herrührenden Temperaturänderungen möglichst abgeschwächt würden, umgaben sie den Beobachtungsraum mit einem doppelten Bretterverschlag und füllten den Zwischenraum zwischen demselben mit Sägemehl aus. Da dieses sich gegen das Eindringen der Winterkälte nicht als genügend erwies, führten sie in 3 m Entfernung vom ersten noch einen zweiten ähnlichen Bretterverschlag auf. Raum waren sie damit fertig, durch doppelte Verschanzung sich des einen Feindes zu erwehren, so stellte sich auch schon ein zweiter ein, der in ihrem unterirdischen Verließe noch schlimmer war: die Feuchtigkeit. Zu deren Beseitigung bekleideten sie die Innenseite des Beobachtungsraumes mit verlötheten Blechplatten und stellten zwei kolossale Bleipfannen auf voll concentrirter Schwefelsäure, die bekanntlich die Wasserdämpfe aus der Luft begierig absaugt. Die Wage war nun auch noch gegen die Wärmezufuhr von seiten des Beobachters zu feien. Zu dem Ende wurde einerseits der Wäageapparat mit Zubehör mit einer doppelten Blechumhüllung umgeben und andererseits der für den Beobachter bestimmte Platz mit doppelter Zinkwand versehen. Die eigentliche Wage mit dem obern Schalenpaar umschlossen sie außerdem noch mit einem hölzernen Gehäuse, das passend eingefetzte Glasfenster hatte. Nicht nur die Beobachtungen, sondern auch sämtliche Handtirungen, wie z. B. das Vertauschen und Umlegen der Gewichte auf den Schalen, verrichtete der Beobachter mittelst Stangen, Ketten, Schnüre u. s. w. von seinem fixen Posten aus. Wurde allein schon für dieses Außenwerk solch ein Aufwand gemacht, so geschah noch um vieles mehr für das feinere Detail der Wäageeinrichtung. So wurde dann schließlich die eigentliche Beobachtung, die erst im Jahre 1891 beginnen konnte, mit größter Sorgfalt und allen verfügbaren Mitteln durchgeführt. Dieses wissenschaftliche Unternehmen, unter den bisherigen ähnlichen sicher das großartigste, schloß 1896 mit der Zahl 5,505. Ob diese Zahl unter den bisher gefundenen die beste ist? Wir möchten es fast bezweifeln.

Die neueste Messung der Gravitation, derentwegen wir eigentlich diese Zeilen zu schreiben unternommen haben, verdanken wir dem Jesuitenpater Karl Braun¹. Während von seinen Vorgängern der eine einen hohen Thurm, der andere die Tiefe eines Bergwerkschachtes, wieder ein anderer einen Keller oder das Innere einer Festungskasematte aufzusuchen sich genöthigt sah, um die umfangreichen Einrichtungen zu bergen, begnügte er sich mit der Ecke seines bescheidenen Wohnzimmers im Ordenshause zu Mariaaschein in Böhmen. Still und zurückgezogen, von der Mitwelt kaum beachtet, gehemmt durch eine Unzahl von Schwierigkeiten, entfaltete er auf diesem engen Raume zehn Jahre lang eine rastlose und angestrengte, aber auch erfolgreiche wissenschaftliche Thätigkeit, welche ganz gewiß hinter derjenigen seiner Vorläufer, die unter viel günstigeren Verhältnissen arbeiteten, nicht zurücksteht. Gar selten dürfte der Mann sich finden lassen, der den Muth gehabt hätte, unter seinen Verhältnissen ein so kühnes Wagniß auch nur anzufangen, geschweige denn zu vollenden. Was ihn zu diesem Unternehmen bewog, berichtet er selbst.

„Die Arbeit wurde von mir unternommen, hauptsächlich weil ich durch Schwerhörigkeit verhindert wurde, meine frühere Thätigkeit als Physik-Lehrer fortzusetzen oder in anderer Weise eine gedeihliche Wirksamkeit zu entfalten, und weil ich doch ein lebhaftes Verlangen hegte, meine letzten Jahre in einer für die Wissenschaft gedeihlichen Weise auszufüllen. Ich wählte gerade diese Arbeit, weil ich für seine Messungen durch vieljährige Uebung einiges Geschick erlangt zu haben glaubte, und weil ich auch einige für dieselbe vortheilhafte Gedanken gefaßt hatte, welche ich gern realisiren wollte.“

Einer dieser „vortheilhaften Gedanken“ war ohne Zweifel der, die Wägungen in luftleerem bezw. in stark luftverdünntem Raume vorzunehmen. Schon dieser eine Umstand, diese Idee zum erstenmal nicht bloß gefaßt, sondern auch erfolgreich verwirklicht zu haben, gibt seiner Arbeit ein merkliches Uebergewicht über die ähnlichen frühern². Er ermöglichte es ihm auch, auf eine Reihe von umständlichen Vorsichtsmaßregeln zu verzichten, welche den andern Forschern so viel zu schaffen machten, und seinen

¹ Er veröffentlichte darüber eine werthvolle und gediegene Abhandlung unter dem Titel: Die Gravitationsconstante, die Masse und mittlere Dichte der Erde nach einer neuen experimentellen Bestimmung von Dr. phil. et theol. Karl Braun S. J. im LXIV. Bande der Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Dieselbe ist auch als Sonderabdruck ausgegeben worden.

² Später faßte allerdings auch Boys den Plan, das Vacuum zu solchen Messungen zu benutzen, die Ausführung glückte ihm aber nicht.

delicaten Messungen im gewöhnlichen Wohnzimmer mit vollster Ruhe und Unge störtheit obzuliegen. Andererseits verursachte ihm aber auch gerade dieses Vacuum große Verlegenheiten. Erst 1889, nachdem er seine Drehwage längst aufgestellt und unterdessen bei vollem Luftdruck lange Beobachtungsreihen durchgeführt hatte, konnte er dazu gelangen, eine „ordinäre“ Luftpumpe sich anzuschaffen. 1890 begann er die Messungen in verdünnter Luft, anfangs bei einer Evacuierung bis zu 9 cm, später dann bei einer bis zu 17 mm Barometerstand. Denn ein höheres Vacuum konnte er mit seiner Pumpe nicht erreichen. Nachdem er so schon eine umfangreiche Gruppe von gut brauchbaren Beobachtungsreihen in Sicherheit gebracht hatte, beschloß er Ende 1892 zu größerer Luftverdünnung überzugehen, koste es, was es wolle. Er verfertigte sich deshalb selbst eine Quecksilberluftpumpe, die ihm denn erlaubte, das Vacuum bis auf 1 mm Barometerstand und noch weiter zu treiben. Im Sommer 1894 konnte er schließlich zum Messen bei einer Verdünnung bis zu 5 und 2 mm übergehen.

Die Vorrichtung zur Luftverdünnung gibt der Drehwage des P. Braun ein eigenthümliches Gepräge. Außerdem erlaubte sie, die Dimensionen ganz bedeutend zu reduciren, was schon Cornu und Boys als sehr zweckdienlich erkannt hatten. Das Fundament der Wagevorrichtung ist eine kräftige Steinplatte in Gestalt eines Quadranten mit nur 63 cm Halbmesser. Sie ist in eine Ecke eines allseits von soliden Mauern umschlossenen, gewölbten, etwa 4 m hohen Zimmers eingemauert. Mit ihr ist zunächst regulirbar verschraubt ein eiserner Ring, in welchem der runde Glästeller von 30 cm Durchmesser, die Unterlage des luftleeren Raumes, unbeweglich fest sitzt. Dieser Teller trägt unter einer hohen, starken Glasglocke¹ die eigentliche Drehwage. Das Gestell der letztern ist eine Art Dreifuß und aus Messingröhren sehr sinnreich gefertigt. Zu dem vertical zwischen den drei Füßen aufsteigenden Rohre ist oben, 64 cm über dem Teller, ein Röhrchen, an dem der Aufhängedraht befestigt ist, verschiebbar eingesteckt. Der aus Kupferdrähten gefertigte Querbalken der Wage steht 7 cm vom Teller ab und trägt vergoldete Kugeln an seinen Enden in 12 cm Abstand von der Mitte. Etwa 80 cm über dem Teller ist eine kräftige, in der Mitte rund ausgeschnittene Holzplatte in die Mauern festgelegt. Sie bildet die Unterlage für einen breiten Ring aus Zink, der an Eisendrähten die schweren

¹ Wie ausgezeichnet luftdicht diese Glocke den Innenraum gegen außen abzuschließen gestattete, beweist schlagend die Angabe, daß „das Vacuum unter derselben mehrere Jahre lang vollständig unverändert sich erhielt“.

Kugeln trägt, welche anziehend auf die kleinen vergoldeten Kugeln wirken sollen. Ein wohl ausgedachter Mechanismus gestattet, den Zinkring und die daran hängenden Kugeln in genau controllirbarer Weise zu drehen und zu verschieben. Solcher großen Kugeln kamen zwei Paare zur Verwendung, nämlich zwei 5 kg schwere Messingkugeln und zwei eiserne, mit Quecksilber gefüllte Hohlkugeln mit einem Gewicht von etwas mehr als 9 kg. Diese Kugeln waren aufs sorgfältigste gearbeitet und in Bezug auf Gestalt und sonstige Beschaffenheit genau geprüft worden. Zum Abhalten der Temperaturschwankungen und Luftströmungen wurde zunächst um die Glasglocke ein Mantel aus Zeug gelegt und außerdem noch eine cylindrische Hülle von Blech angebracht. Dann wurde das ganze Wägungssystem mit einem Schrein aus Holz umschlossen, der vom Boden bis zur Decke des Zimmers reichte und an die Mauern fest anschloß, aber keinen Theil des Apparates berührte. Der Innenraum des Schreines wurde durch drei horizontale Querwände in drei Abtheilungen geschieden mit drei wohl verschließbaren Thüren. Da diese zur Zeit der Beobachtungen geschlossen bleiben mußten, so wurde durch Fensterlücken dafür gesorgt, daß das Licht von außen zu den zu beobachtenden Theilen eintreten und dann von diesen auf genau bestimmbarem Wege nach außen ins Auge des Beobachters gelangen konnte. Für diesen Zweck sowie für die Winkelablesungen dienten sehr scharfsinnig und kunstreich verbundene Spiegel, Linsen, Prismen, Glascalen, Fernrohre. Ihre Anordnung läßt sofort einen sehr erfahrenen, lang geschulten Astronomen und Physiker erkennen¹.

So im großen Ganzen der Rohbau der Drehwage des P. Braun. Für die weitem sehr beachtenswerthen Feinheiten, die zur genauen Einstellung der Kugeln und anderer Theile, zur Ausschließung elektrischer Einflüsse u. dgl. m. noch angebracht waren, müssen wir den Leser auf die gedruckte Abhandlung verweisen. — Wer nun bedenkt, daß P. Braun das allermeiste dieser Einrichtungen nicht bloß ausdenken, sondern auch selbst anfertigen und mechanisch ausarbeiten mußte, wird leicht begreifen, daß allein schon der Aufbau des Wägeapparates nicht nur außergewöhnliches mechanisches Geschick voraussetzte, sondern auch eine Riesenarbeit verlangte. Er weist hierauf selbst hin mit den Worten:

¹ Um den Leser das Verschlungene dieses Lichtweges wenigstens ahnen zu lassen, führen wir nur das eine an, daß das in den Apparat eingetretene Licht, bevor es ins Auge des Beobachters zurückkehrte, 12mal reflectirt und an 48 Glasflächen gebrochen wurde und dabei einen Weg von 18 cm im Glas machen mußte.

„Die übrigen Theile (außer der Glasglocke für den luftleeren Raum) mußte ich zum sehr großen Theile eigenhändig herstellen, theils weil ein Feinmechaniker in der Nähe nicht zu finden war, und wegen der Eigenartigkeit des Apparates das Hin- und Hersenden nach Prag oder Wien zu schwierig geworden wäre, theils auch aus pecuniären Rücksichten. Deshalb, und auch weil die Gesundheit oft viel zu wünschen ließ, hat sich die Arbeit, die ich in fünf bis sechs Jahren zu vollenden hoffte, weit länger hinausgezogen.“

Außer dem Hauptapparate waren manche Nebenapparate erforderlich. Unter diesen erwähnen wir zwei Arten von Distanzmessern. Sie wurden von P. Braun erfunden und hergestellt und sollten dazu dienen, die Abstände der Aufhängedrähte sowie der Kugeln mit schärfster Präcision zu bestimmen. Eine ganz originelle Einrichtung wurde von ihm geistreich ausgedacht, um die sogen. „Wanderungen“ des Aufhängedrahtes zu corrigiren. Ihre Anfertigung kostete ihm ein ganzes Vierteljahr, lohnte aber dann sein Bemühen durch die große Sicherheit und Leichtigkeit, mit der sie das Torsionspendel immer in dieselbe Ruhelage einstellen ließ. Zur Bestimmung und Normirung der Höhenlage der Kugeln construirte er sich ein einfaches, sehr zweckdienliches Kathetometer. Wieder andere Vorrichtungen ersann er zur Correction der Excentricität des Aufhängedrahtes. Für die Zeitbestimmung schaffte er sich einen Regulator oder eine Normaluhr an. Ihren Gang studirte er im voraus durch astronomische Vergleichung mit den Sonnenhöhen und controllirte ihn dann wieder alle 8 bis 14 Tage von neuem durch dasselbe Mittel. Hierzu waren aber wieder ein Spiegelsextant mit Fernrohr und ein Quecksilberhorizont nöthig geworden. Um die Zeit möglichst sicher und präcis zu notiren, brachte er dann die Uhr mit einem Chronographen in elektrische Verbindung in einer Weise, wie er sie früher im Haynaldschen Observatorium angewandt und erprobt hatte. Nicht damit zufrieden, so für die automatische Festlegung der Zeitdauer für die einzelnen Vorgänge gesorgt zu haben, kam er auf die gelungene Idee, sich auch noch eine automatische „Weckvorrichtung“ zu construiren, die ihn im richtigen Momente an die Luke des Apparates rufen sollte. Doch vernehmen wir darüber seine eigenen interessanten Bemerkungen:

„Die Beobachtungen sind überaus lästig und langwierig; aber unerträglich wären sie, wenn man jedesmal ca. $3\frac{1}{2}$ Stunden hindurch beständig gleichsam die Augen auf den Apparat gerichtet halten müßte. Denn zwischen den einzelnen Durchgängen (des Torsionspendels) ist jedesmal eine Pause von 6 bis 8 Minuten, welche, so vielmal wiederholt, eine ansehnliche, gänzlich verlorene Zeit ergeben

würde. Und andererseits kann man diese Zeitabschnitte nicht für andere Arbeiten verwenden, ohne zu riskiren, daß manche Durchgänge versäumt würden. Wenn aber auch nur einer versäumt wird, ist die ganze Beobachtung gewöhnlich ganz verloren. Ich habe also eine Art Zifferblatt konstruirt, welches durch die Kette des Chronographen in 10 Minuten einmal umgedreht wird. Auf demselben stehen die Zahlen 1 bis 10, und ein Dreharm in der Richtung auf 10 gestattet, das Zifferblatt beliebig zu drehen. Wenn dieser Dreharm an einer metallenen Zunge vorbeigeht, schließt er den Strom für ein elektrisches Läutewerk. Will ich nun eine freie Zeit z. B. von 7 Minuten anderweitig verwenden, so drehe ich die Scheibe, daß 7 neben der Zunge steht. Dann wird nach 7 Minuten das Läutewerk anfangen zu ertönen. Mit aller Ruhe kann inzwischen etwas anderes gearbeitet werden. Gerade vor Beginn des nächsten Durchganges wird man sicher durch das Läutewerk aufmerksam gemacht, daß man wieder an das Ocular eilen muß.“

Um den Stand der Temperatur und des Luftdruckes unter der Glasglocke überwachen zu können, wurde unter ihr ein Thermometer und ein abgekürztes Barometer aufgestellt, sowie durch passend angebrachte Fensterchen für deren Beleuchtung und Sichtbarkeit gesorgt.

Der Schwerpunkt des Unternehmens lag selbstverständlich nicht in der Construction des Apparates, sondern in dessen Benutzung zum Beobachten und Messen. Dieses aber stellte noch höhere Anforderungen an das Geschick, das Talent und die lang erprobte Uebung des Forschers. Dem eigentlichen Messen oder Wägen mußten übrigens noch umständliche, langwierige Vorarbeiten vorausgehen. Denn es mußten die zahlreichen „Constanten“ des Apparates vorher ein für allemal festgelegt werden, d. h. die Größen der vom Apparate herrührenden Factoren, welche auf die Bestimmung des Endergebnisses einen meßbaren Einfluß übten, wie das Gewicht und die Distanzen der Kugeln, die Trägheitsmomente der Hebelarme mit und ohne Kugeln, die Torsionskraft des Drahtes, der Winkelwerth der Scalentheile u. s. w., mußten mit der größten Genauigkeit ausgewerthet werden. — Die Messung der Gravitation wurde nach zwei Methoden vorgenommen, durch die Deflexions- und die Oscillationsmethode, indem bald die Ablenkung der kleinen Kugeln durch die großen, bald die Aenderung der Schwingungszeit des Torsionspendels experimentell ermittelt wurde. Die Ablenkung wurde durch Beobachten der Mittellage beim Schwingen gewonnen. Bei diesen Messungen gibt sich überall die peinlichste Genauigkeit und Umsicht zu erkennen. Zum Beweise führen wir nur an, wie P. Braun die Zeit des Anfangs jeder Beobachtung ermittelte:

„Um im allgemeinen die Antrittszeiten möglichst genau zu bestimmen, habe ich bei fast allen Beobachtungen nicht nur das einfache Verfahren, welches man

als ‚Auge und Auge-Methode‘ bezeichnen könnte, befolgt, sondern auch gleichzeitig den Chronographen verwendet. Ich verfuhr so: den genauen Moment des Antrittes markirte ich durch einen kleinen Schlag, und bei Benutzung des Chronographen war dies ein Schlag auf den Taster selbst. Dann zählte ich nach einem gewissen, durch viele Uebung ziemlich sichern Zeitgeföhle zwei Sekunden weiter. Diese kleine Zeit reichte vollständig hin, um den Blick auf den Sekundenzeiger einer sehr guten, gerade unterhalb des Oculars unter einem Leseglas auf einem Consol liegenden Ankeruhr zu richten und sich daran zu orientiren. Am Ende der zweiten Sekunde hatte ich also genau den Stand des Zeigers. Von diesem rechnete ich nun zwei Sekunden zurück, und die so sich ergebende Zeit wurde notirt bis auf Zehntel-Sekunden. Am Schlusse der Beobachtung wurden alle Zahlen besser geschrieben und dabei auch der Excentricitätsfehler des Sekundenzeigers corrigirt. Bei solchen Zeitnotirungen ist der mittlere Fehler nur circa 0,11 Sekunden, wie ich mich durch vielfache Controlle überzeugte. Fast nach jedem Durchgange wurde die Ankeruhr mit dem Regulator verglichen, worin ich durch Uebung ebenfalls eine Sicherheit bis auf durchschnittlich 0,05 Sekunden erreichte. So konnte der Gangfehler der Ankeruhr eliminirt werden. Bei den wichtigern Zeitnotirungen der Oscillationsbeobachtungen zog ich es aber vor, jene Uhrvergleichungen durch eine Curve darzustellen und auszugleichen und danach alle einzelnen Antrittszeiten von Ankerzeit auf Regulatorzeit zu reduciren, wodurch — wie mir scheint — eine noch etwas größere Genauigkeit erzielt wurde.“

Sehr zahlreiche Reihen von Beobachtungsdaten nach beiden Methoden hat P. Braun so gewonnen. Doch damit war die Arbeit noch lange nicht abgethan. Es kam jetzt die Arbeit der Correctionen. Durch eigens hierzu angestellte Untersuchungen war die Größe der systematischen Fehler zu finden, welche durch verschiedene Umstände nothwendig veranlaßt wurden. Solche Umstände sind unter andern die elastische Nachwirkung, die Asymmetrie der Schwingungen, die Dämpfung, die Temperaturänderungen. Mittelfst dieser neuen Daten waren diejenigen der Grundbeobachtungen zu verbessern. Nachdem so das erste Beobachtungsmaterial die richtige Gestalt erhalten hatte, mußte daraus das Endergebniß für die Gravitationsconstante, die Masse und Dichte der Erde herausgerechnet und der wahrscheinliche Beobachtungsfehler ermittelt werden, welcher diesem Resultate noch anhaftet. Wir wollen den Leser mit einer nähern Erklärung dieser Arbeit nicht weiter behelligen. Er wird uns wohl glauben, wenn wir ihm sagen, daß diese Rechnerei die unangenehmste und lästigste aller Arbeiten war. P. Braun hat auch, ohne dieselbe vollständig abgeschlossen zu haben, einstweilen das bereits sicher Erzielte veröffentlicht, um für einige Zeit sich etwas auszuruhen.

„Einen wichtigen Theil [der Arbeit], die Durchführung derselben Experimente mit einem Suspensionsfaden aus Quarz, konnte ich gar nicht mehr in Angriff

nehmen. Und auch von den übrigen Arbeiten konnten einige Einzelheiten, namentlich die Ablejung aller Chronographenstreifen, noch nicht durchgeführt werden. Dennoch veröffentlichte ich die Arbeit jetzt, weil ich begründete Furcht hege, daß sonst aus der Veröffentlichung gar nichts werden könnte. Ich denke dann noch nachträglich manche Einzelheiten mit mehr Muße durchzuarbeiten."

Darin hat P. Braun sehr gut gehandelt; denn auch jetzt schon ist seine Arbeit ein Meisterwerk der Specialforschung von klassischer Vollendung.

Welches ist nun sein Endergebniß? Er findet für die Erddichte 5,52725 mit einem wahrscheinlichen Beobachtungsfehler von nur 0,0012 — also ein Resultat, das mit demjenigen von Professor Boys sehr nahe übereinstimmt und das wir unter den bisherigen für das beste halten. Die Masse der Erde berechnet P. Braun zu 5 Quadrillionen 987 047 Trillionen Kilogramm und endlich die Gravitationsconstante, den wichtigsten Werth unter all den dreien, zu $665,786 \times 10^{-10}$ oder $\frac{665,786}{1000000000}$ Dynen. Wie gering diese Kraft sei, kann der Leser daraus entnehmen, daß der Gewichtsdruck eines Gramms gleich 981 Dynen, also der Druck eines Milligramms fast genau gleich 1 Dyne ist.

L. Dressel S. J.

Livlands größter Herrmeister.

(Schluß.)

IV. Wolter von Plettenberg und die katholische Reaction.

Trotz der Uebereinkunft auf dem Tage zu Wolmar im Juli 1525 führte gerade die Hauptforge Plettenbergs, daß „die Lande in Eins seien“, bald zu bedenklichen Verwicklungen. Am 24. Juni 1524 war der alte Erzbischof von Riga, Jasper Linde, gestorben, und entsprechend der päpstlichen Ernennung folgte ihm der bisherige Coadjutor Johann Blankenseld ohne weiteres in alle Rechte und Würden. Schwierigkeiten schienen um so weniger zu erwarten, da es noch im Jahre 1423 Blankenselds Agenten geglückt war, den Rath von Riga dahin zu bringen, daß er die Wahl des Coadjutors anerkannte, und auch die Ritterschaft des Stiftes ihm gehuldigt hatte.

Johann Blankensfeld war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die Livlands Kirchengeschichte aufweist, und wäre eines bessern Geschickes werth gewesen, als die Zukunft es ihm aufgespart hatte. Er war 1471 in Berlin als Sohn des dortigen Bürgermeisters Thomas Blankensfeld geboren und hatte in Frankfurt a. O.¹, nachmals auch in Bologna seine Studien gemacht. An letzterer Hochschule hatte er 1505 die Würde eines Doctor utriusque iuris sich erworben². Als „sonderlich geschickter und beim Hof zu Rom und am kaiserlichen Kammergericht geübter Herr“ war er in die Dienste des Deutschordens getreten, versah die Stelle eines Kaplans beim Hochmeister Albrecht von Brandenburg und wurde dann Procurator des Ordens in Rom, wo er trefflich seines Amtes waltete, bis Leo X. ihn 1515 zum Bischof von Reval ernannte und ihn zugleich mit Titel und Vollmacht eines Legatus a latere umkleidete. Der Chronist Grefenthal, Blankensfeld im übrigen sehr ungünstig, beschreibt den erwählten Erzbischof-Coadjutor von Riga als „Bischöffen von Reval und Dorpat, von Verstand, Geschicklichkeit, Erfahrungheit und Beredsamkeit — dann er eßliche Jahr zu Frankfurt a. O. ein Professor iuris gewesen, auch an des Papstes, Kaisers, auch anderer Könige, Fürsten und Herren Höfen

¹ Nach Angabe der Quellen war er in Frankfurt für einige Zeit Lehrer des geistlichen Rechtes.

² Der Rostocker Dombachant Dr. theol. Heinrich Boger als poeta laureatus hat damals diese Promotion in einem großen lateinischen Gedichte gefeiert, das die „Mittheilungen aus der Livländ. Geschichte“ XIII, 287 neuerdings zum Abdruck gebracht haben. Blankensfeld selbst nennt den Historiker und Philosophen Joh. Garzo zu Bologna († 1505) seinen Lehrer. Dem von diesem verfaßten Leben des Einsiedlers Antonius ist vorangedruckt: Ad clarissimum virum dominum Ioannem Blanchfeldum Berlinensem prohemium in vitam divi Antonii Abbatis. Bonon. 1503, und: Ioannes Blanchfeldus Io. Garzoni praeceptoris suo clarissimo S. P. D. — Der Liber Confraternitatis B. Mariae de Anima Teutonicorum de Urbe verzeichnet unter dem 26. April 1513: Ioannes Blankfeldt, utriusque iuris doctor, illustrissimi principis marchionis Brandenburgensis electoris imperii ac magni magistri Prussiae et ordinis Theutonicorum consiliarius ac procurator generalis. Blankensfeld stand auch als Bischof noch in hoher Gunst beim Hochmeister Albrecht von Brandenburg, der auf seine Treue und Geschicklichkeit das größte Vertrauen setzte. Wiederholt hat er ihn, zur Berathung in wichtigen Angelegenheiten zu ihm nach Preußen zu kommen oder neuerdings Sendungen nach Rom zu übernehmen. Blankensfeld wich aus. Dagegen erzeigte er während des Polenkrieges Albrecht eifrige Dienste durch Rath und That, schickte ihm Geld, Getreide und sogar seinen eigenen Marschall. Am 4. October 1520 kündigte er wieder 100 Last Roggen an, die er Albrecht schicken wolle, „um seine alte Liebe und Treue als ein Brandenburg zu beweisen“.

bekannt war — und ein sonderlicher Eiferer für die Päpstliche Religion.“

Er galt natürlicherweise als dem Deutschorden sehr ergeben. Ein Zermürfniß mit dem Herrmeister war während seiner zehnjährigen bischöflichen Administration nicht vorgekommen, in einem Schreiben an den Rath von Reval¹ nennt ihn dieser noch am 8. März 1524 „den Ehrwürdigen, unsern lieben Herrn und Freund von Dorpat“, und zwei Jahre später ließ Herzog Albrecht von Preußen den Herrmeister an die großen Dienste erinnern, welche Blankensfeld als Ordensprocurator in Rom der Gesamtheit des Deutschordens erwiesen habe².

Daß Blankensfeld gesonnen war, der Neuerung gegenüber Ernst zu gebrauchen, das hatte er bereits in Dorpat bewiesen, und dazu war er gerade vom Erzbischof Jasper wie vom Papste auf den Metropolitanstuhl von Riga berufen worden. Mit Zustimmung des Domkapitels und eines Theiles der Ritterschaft nahm er zunächst Besitz von den erzbischöflichen Schlössern Kokenhusen und Lemsal. In dem erstern fand er zwei neugläubige Prediger und einen Schulrector derselben Gesinnung in voller Thätigkeit vor. Er verwies sie aus dem Bereich des Stiftes, verbot ihnen auch die Stadt Riga und stellte den katholischen Gottesdienst wieder her. Aehnlich verfuhr er in Lemsal.

Auch an Riga hatte er Botschaft gesendet und die Stadt zur Huldigung und Eidesleistung aufgesordert; zugleich hatte er ihr die alten Privilegien erneuert und bestätigt. Der inzwischen eingeführten Religionsneuerung hatte er jedoch in dem Instrumente mit keinem Worte Erwähnung gethan, wohl aber für sich und die Seinigen innerhalb der Stadt die Einräumung zweier Kirchen verlangt. Haß und Mißtrauen der Neugläubigen waren ihm jedoch von Dorpat her vorausgegangen; die Huldigung wurde verweigert. Eine zweite Gesandtschaft zu Anfang des Jahres 1525 erhielt von den Rathsherrn noch ungünstigern Bescheid, „dieweil sie sehen und im Werk erfahren, daß des neu erwählten Erzbischoffs alle sein Sinn, Anschläge und Vermögen dahin gerichtet sei, wie er die reine Religion und das wahre Wort Gottes hindern und vertilgen möge“. Als Vorbedingung

¹ Hansen, Aus baltischer Vergangenheit S. 124.

² Instruction für Wolf v. Heideck und Georg v. Klingenbeck, Botschafter des Herzogs, 1526 im Corp. hist. dipl. Liv. II. XVI, Nr. 2055. Napiersky, Index Corpor. Historico-Diplomat. Livoniae II, Nr. 2933. Vgl. Voigt, Geschichte Preußens IX, 449 f.

einer Huldigung verlangten sie sichere Garantien für das von ihnen aufgerichtete, den Katholiken gegenüber exclusiv unduldsame Kirchenwesen.

Plettenberg rieth dem Erzbischof zum Nachgeben. Die Stadt sei doch nicht mehr von dem neuen Wesen abzubringen, und der Kaufmann hier zu Lande habe „stets seinen eigenen Kopf gehabt“. Allein das Gewissen des Bischofs entschied anders als die Geschäftsklugheit des alten Kriegsmannes. Blankensfeld war zu so entwürdigenden Concessionen nicht bereit. Dagegen beschloß die Stadt „einträchtig und endlich, den Blankensfeld und überhaupt keinen Bischof oder Erzbischof zu ewigen zukünftigen Zeiten als Herrn zu empfangen“. Im Widerspruch zu dem Kirchholmer Vertrage, welcher dem Erzbischof mit dem Ordensmeister gemeinsam die Oberherrlichkeit über die Stadt zusprach, richtete sie schon im Sommer 1524 und dann in aller Form durch feierliche Botschaft Sonntag vor Bartholomäi (24. August) an Plettenberg das Anerbieten, künftig ihn und seinen Nachfolger „für ihren einzigen natürlichen Landesherrn zu behalten, ihnen allein zu huldigen und zu schwören“. Dafür verlangten sie ungehinderte Freiheit in der Ordnung ihres Religionswesens und Schutz gegen den Erzbischof und dessen Nachfolger. Dringend baten sie Plettenberg, auf diesen Vorschlag einzugehen, „damit sie nicht“, wie sie drohend hinzusfügten, „nöthig haben, einen weitem Schutzherrn zu suchen, der sich durch einige binnländische Herren und Fürsten vor etlichen kurzen Jahren aus eigenem Antrieb erboten hat.“ Der Wink war deutlich, und Plettenberg wußte, daß es keine bloßen Worte waren; die Gefahr fremder Einmischung bestand wirklich. Gleichwohl lehnte er das Ansinnen der Stadt, obschon es mehrmals dringlich erneuert wurde, beharrlich ab.

Aber schon glaubte Erzbischof Blankensfeld in der Stellung des Ordens zu ihm eine ungünstige Wandlung zu bemerken. In der Unklarheit über den Schritt, welchen Albrecht von Brandenburg gethan, hatte er sich den 15. Mai 1525 an dessen befreundeten Secretär Christoph Gattenhofer mit der Bitte gewendet, ihm über den Zustand des Ordens in Preußen reinen Wein einzuschütten. Bereits am 6. Juni ließ er ein zweites Schreiben folgen, in welchem er Albrecht von Preußen, den er noch immer für seinen Gönner hielt, um Rath bitten läßt „wegen der Verfolgungen durch den Orden“ in Livland. Plettenberg schien unterdessen noch immer die Hoffnung auf Vermittlung und auf einen friedlichen Ausgleich mit Riga aufrecht zu halten. Zu diesem Zwecke hauptsächlich war der Ständetag von Wolmar (Juli 1525) berufen worden. Aber der gehoffte Erfolg blieb aus:

„Ist solches auch auf einem gemeinen Landtage in Angehör und Gegenwärtigkeit des genannten Herrn Erzbischofs, seiner Lehensleute und Anhänger und aller gemeinen Stände dieses Landes vorgehalten und bestanden und [haben die Vertreter von Riga] sich auf keine andere Meinung weder durch unsern noch des genannten Herrn Erzbischofs fleißige Ansuchung wollen lenken lassen.“

Auf andere Weise sollte dieser Ständetag eine Erledigung der Sache herbeiführen. Vor den versammelten Landständen war auch ein Abgesandter des Herzogs von Preußen erschienen, um den Treubruch seines Herrn zu rechtfertigen. Während er officiell diesen undankbaren Auftrag zu erfüllen suchte, trat er im geheimen in Unterhandlungen mit Riga, damit diese Stadt den Herzog von Preußen zum Schutzherrn wider den Erzbischof und ihre übrigen Widersacher annehme. Riga war geneigt, auf den Vorschlag einzugehen; allein Plettenberg waren die sehr geheim geführten Verhandlungen doch nicht verborgen geblieben, und jetzt sah er Gefahr im Verzug. Von Kaiser und Reich war für die Aufrechthaltung der Rechtsordnung in Livland nichts zu erwarten; eine Hoffnung auf Sinnesänderung der Rigenfer war ebensowenig vorhanden, wie Plettenberg wohl erkannte, „vornehmlich nachdem diese unsere Getreue auf solchem ihrem Vornehmen und Plan ein ganzes Jahr unbeweglich verharret und verblieben“. Plettenberg beschloß daher, dem Ansinnen der Stadt zu willfahren und die Oberherrlichkeit über dieselbe mit Ausschluß des bisherigen Mit-Oberherrn, des Erzbischofs, für sich allein zu übernehmen. Einem Vorwurf wegen Vertragsbruches suchte er durch diplomatische Deutung der Kirchholmer Vereinigung zuvorzukommen: „womit wir dem Kirchholmschen Vertrag für uns und unsern Orden zuwiderzuhandeln nicht Willen haben, diemeilen selbiger Vertrag nicht mit sich bringt, daß wenn einer von den beiden Herren in zukünftigen Zeiten von der Stadt Riga aus Ursachen ausgeschlossen würde, daß alsdann der andere Herr sollte verpflichtet sein, seine lieben Getreuen vorzuladen oder etwas Freundliches dem andern Herrn zu Gunsten vorzunehmen.“

So ritt denn der Meister von Livland, begleitet von dem Landmarschall Johann Plather, gen. von dem Brole, und dem Comthur zu Goldingen, Gerd von Brügggen, am 21. September 1525 in die Stadt ein, die ihm schon auf freiem Felde einen festlichen Empfang entgegengebracht hatte.

Freie Regelung des Kirchenwesens innerhalb der Stadt und Stadtmarken wurde vom Meister im weitesten Sinne zugesichert, nicht bloß für das, was au

der alten Religion bereits „in kraft des göttlichen Wortes verändert, erneuert und aufgerichtet“ worden war, sondern auch für alles, „was dieses selbe göttliche Wort weiter verlangen mag, was zur Ehre Gottes und Nothdurft der Seelen Seligkeit sein möge, was man mit kräftiger, heiliger, klarer Schrift beweisen, wahrnehmen und aufrecht halten kann“. Alle bisherigen Privilegien der Stadt wurden theils erneuert theils neuerdings anerkannt; ein Rechtsstreit, welcher über den Besiß gewisser Ländereien zwischen Stadt und Orden obgeschwebt, wurde zu Gunsten der Stadt für beendet erklärt. „Und sie haben darnach“, sagt die Urkunde des Meisters, „geschworen und ungeschworen, einhellig und einträchtig, uns als ihrem einigen, natürlichen Landesheerrn aus eigenem Antrieb gehuldigt und geschworen. Welches mir alles für uns und unsere Nachfolger angenommen, unbeschadet dem Erzbischof an seiner Herrlichkeit.“

Die Rigenjer beeilten sich, das Ereigniß gebührend zu feiern. Ihrer Sache versichert, bemächtigten sie sich jetzt des erzbischöflichen Hofes in der Stadt, nahmen die Kleinodien des Domes in Verwahr des Rathes und vertrieben die Domherren aus ihren Behausungen.

Für den Orden und dessen Machtstellung unmittelbar schien das Ereigniß des 21. September eine außerordentliche Errungenschaft, für die Livländische Conföderation in diesem Augenblick vielleicht die einzige Rettung. Aber freilich bedeutete es eine Erschütterung des Rechtsprincips, die Legitimation der vollendeten Thatsache einer durch die Umstände erfolgreichen Empörung der Unterthanen gegen ihren Herrn, zugleich auch die Anerkennung und Perpetuirung des neuen Kirchenwesens innerhalb der Grenzen Livlands. Auf dem Wege solcher Zugeständnisse pflegt es selten beim ersten Schritte zu bleiben. Auch der Meister von Livland wurde — sei es durch die Macht der Umstände, sei es durch das Verführerische des Erfolges — noch weiter mit fortgerissen.

Was man von seiten Rigas anstrebte, war mehr als das bis jetzt Erreichte. Man wollte nichts anderes, als daß Plettenberg das Beispiel Albrechts von Brandenburg nachahme, den geistlichen Fürsten die Herrschaft abnehme und ganz Livland zu einem weltlichen Fürstenthum vereinige. Noch bevor der Meister zu dem Vertrag vom 21. September sich herbeigelassen, bereits unter dem 12. Juni 1525, hatte Rohmüller, der intrigante Stadtschreiber von Riga, eine Denkschrift abgesetzt, die er dem Landmarschall Johann Plather und allen Gebietigern des Ordens in Livland zustellen ließ. Aus der Heiligen Schrift sollte dieselbe den Nachweis erbringen, „daß Papst, Bischöfe und geistlich Stand kein Land und Leute besitzen, vorstehen und regieren mögen“. Als Pflicht des Meisters wurde

es hingestellt, daß er hierin den Willen Gottes zur Durchführung bringe: „Daß aber der löbliche Deutsche Orden hier ins Land gefördert, ist ohne Zweifel aus göttlicher Vorsehung und Ordnung . . . hergekommen . . .; deshalb ist der Herr Meister pflichtig, sich der Sache anzunehmen, weil Seine Gnaden allein als eine verordnete Obrigkeit von Gott vermerkt und erkannt wird, auch die göttliche Vorsehung, sein Wort und Evangelium es fordert und dahin drängt“. So offen trat für diesen Plan die Agitation hervor, daß im Beginn des Jahres 1526 die Stadt Lübeck Riga zu dieser Aussicht beglückwünschte. Es galt nur noch, den ehrlichen und bedächtigen Herrmeister zu einem Gewaltstreich fortzureißen.

Der Prälatenstand Livlands ruhte für den Augenblick sozusagen auf der Person Johann Blankensfelds allein, sowohl wegen dessen persönlicher Bedeutung wie wegen dessen Stellung als Erzbischof von Riga und Bischof von Dorpat zugleich. Im Bisthum Reval hatte er am 17. März 1525 an Georg von Tiefenhausen einen Nachfolger erhalten. Schon seit Jahren war Blankensfeld der Gegenstand der heftigsten Anfeindungen und Anklagen von seiten der Neugläubigen gewesen; 1524 hatte er auf dem Landtag selbst Beschwerde erhoben über offene Verleumdungen, die von Dorpat her über ihn verbreitet wurden¹. Als Erzbischof von Riga war er nicht nur in seinem guten Recht, sondern erfüllte lediglich seine Pflicht, wenn er gegenüber der Auslehnung der Stadt und der Usurpation von seiten des Meisters bei Papst und Kaiser Klage führte. Es handelte sich für ihn nicht um persönliche Herrschgелüste, sondern um die Rechte seines Bischofs-sizes, um die Aufrechthaltung der katholischen Religion, ihrer Freiheit, ihrer Kirchen, Corporationen und Besitzungen zunächst in Stadt und Stift Riga, mittelbar aber in ganz Livland. Deshalb kann es auch nicht berechtigtem Tadel unterliegen, daß Blankensfeld zum Schutz seiner unterdrückten bischöflichen Rechte die Hilfe desjenigen katholischen Souveräns anrief, der allein im stande gewesen wäre, Hilfe zu bringen, des benachbarten Königs von Polen. Wie unangenehm dies Blettenberg immer sein mochte, er konnte eine Klage darüber nicht erheben. Noch viel weniger konnte dies die Stadt Riga, die ja selbst vorher zur Sicherstellung ihrer Neuerung und ihres Kirchenraubes mit Albrecht von Preußen über ein Bündniß unterhandelt und dem Meister mit dem Anschluß an einen auswärtigen Potentaten offen gedroht hatte.

¹ Schiemann, Rußland, Polen, Livland II, 206.

Da verbreitete sich plötzlich durch ganz Livland die Kunde, der Erzbischof habe die Hilfe des Moskowiters angerufen und diesen zu einem Einfall in Livland eingeladen. Je weniger irgend jemand etwas Bestimmtes wußte, je weniger Beweise vorlagen, um so größer war die Aufregung. Als Bischof von Dorpat unmittelbarer Grenznachbar des moskowitzischen Reiches, hatte Blankensfeld schon früher mit dieser fremden Macht in mancherlei besondere Verhandlungen eintreten müssen. Namentlich während des Krieges zwischen Preußen und Polen hatte er als Freund und Vertrauter Albrechts von Brandenburg vielfach dessen Correspondenzen und Verbindungen nach Rußland hin vermittelt. Albrecht stand damals mit dem russischen Großfürsten in förmlichem Bündnißverhältniß, so daß er sogar im Frühjahr 1520 zu Plettenbergs großem Verdruß einen polnischen Kriegsgefangenen an Rußland auslieferte und 1521 von Rußland Unterstützungsgelder bezog. Aber auch im Interesse der eigenen Unterthanen und des eigenen Territoriums gab es für einen Bischof von Dorpat mannigfache Veranlassungen, mit der benachbarten Großmacht Beziehungen zu unterhalten.

So konnte es denn bei der Feindseligkeit der aufgeheßten neugläubigen Bevölkerung Dorpats an angeblichen Indicien seines Landesverrathes nicht fehlen. In jüngstverfloßener Zeit hatte Blankensfeld an den Bischof von Wilna ein Schreiben gerichtet, um ihm wegen der Widersetzlichkeit Rigas und Dorpats seine Noth zu klagen und seinen Rath zu erbitten. Was noch schlimmer war, er hatte in Neuhausen eine russische Gesandtschaft empfangen und den Gesandten Ehrengeschenke überreichen lassen. Hierauf gründete sich die Anklage, der Erzbischof stehe mit Lithauen und Rußland in landesverrätherischer Verbindung wider den Deutschorden in Livland¹.

¹ Es hieß, Blankensfeld habe dem Russen versprochen, ihm einige Schlösser einzuräumen, wenn dieser Stadt und Stift Dorpat der bischöflichen Gewalt wieder unterwerfen würde. Mit Recht wies Blankensfeld hin auf das Absurde dieser Verdächtigung: Was für ein Nutzen sollte ihm daraus entspringen? Käme der Russe mit der ganzen Macht, die er aufzustellen im Stande sei, so könne ja jeder ermessen, was dann aus dem Bischof werden würde; schicke der Großfürst aber nur eine geringe Truppenzahl, so möchte das dem Bischof wenig helfen, zumal die Russen für Belagerung von Städten und Schlössern wenig tauglich. Die russische Gesandtschaft sei mit hilfreichen Anerbietungen zu ihm gekommen; er habe die Hilfe ausgeschlagen und zu verstehen gegeben, daß Livland keiner Hilfe bedürfe und daß Meister und Stände dem Bischof schon zu seinem Rechte verhelfen würden; die Gesandtschaft sei von ihm beschenkt worden, aber bloß dem livländischen Lande zum Besten, damit der Großfürst gute Nachbarschaft halte. Vgl. Brahm ann, Die Reformation in Livland. Mittheilungen V, 79 f.

Gresenthal, ein dem Erzbischof abgesetzt feindseliger Chronist¹, schildert den Hergang:

„Ueber solchen der Stadt Riga Beginnen ist der Erzbischof Joh. Blankensfeld heftig ergrimmt, und dieweil er den Deutschherrn-Meister wegen seines Schutzes und Beistandes gegen die Stadt Riga mit allerlei List und Praktiken zu widerstehen sich bestreift, ist eine gemeine Sage und Geschrey im Land erschollen, wie sich dieser Erzbischof mit dem Muskoviter wider den Deutschherrn-Meister verbunden haben sollte. Da geschah groß Jammer . . . und nahm ihn die Ritterschaft zu Riga in Bewahrung auf Konneburg des Freitags vor Weihnachten, darüber merkliche Tage und Landestage geschehen und viel Aufruhr im Lande entstanden.“

Seit dem 22. December 1525 war der Erzbischof ein Gefangener seiner eigenen Unterthanen auf seinem eigenen Hauptschlosse Konneburg, welches man zur Capitulation gezwungen hatte. Auch alle andern erzbischöflichen Schlösser waren von der Ritterschaft des Stiftes Riga gewaltsam eingenommen worden.

Wie Plettenberg zu diesen Vorgängen seiner innern Gesinnung nach eigentlich stand, ist schwer zu sagen. Es scheint, daß er an der Festnahme des Erzbischofs nicht ganz unbetheiligt war und daß er wenigstens in der Zeit der ersten Aufregung an Blankensfelds Verrath und eine nahe Russengefahr wirklich glaubte. Schon in den ersten Tagen des Januar 1526 ordnete er den Vogt von Randau, Heinrich von Galen, nach Deutschland ab, um für den gefürchteten Krieg Reiter und Fußvolk zu werben und von Albrecht von Preußen ungehinderten Durchzug der geworbenen Truppen durch dessen Land zu erbitten. In der Instruction des Gesandten, datirt vom 2. Januar 1526², hat Plettenberg niedergelegt, was bis zu jenem Tage über den angeblichen Verrath des Erzbischofs mittheilbar erschien.

Es sollte dem Herzog von Preußen mitgetheilt werden, wie „dem Meister zu Livland eine Zeitlang hiebevorn und jekunt täglich sehr viele Zeitungen, mündliche auch schriftliche Warnungen aus allen Orten zugetragen werden und vorkommen, wie der Ehrwürdigste Herr Bischof zu Riga xc. durch mannigfaltige Botschaften und Schriften, auch in eigener Person mit dem Großfürsten in der Moskau und seinen Statthaltern zu Pleskau hin und wieder gehandelt, damit die Reussen diese Lande in Ernst anzugreifen und zu überziehen erweckt, und sich mit Geschütz und allerlei Kriegsnothdurft in großer Heeresmacht dazu zu thun anschießen. Derhalb der ehrwürdigste gn. Erzbischof im nächst vergangenen Sommer zum gemeinen Landestage von etlichen Ständen dieser Lande und nun abermals von

¹ Monumenta Livon. V, 52.

² Ibid. V, p. v.

meinem gnädigen Herrn dem Meister ist beschuldigt worden. Darauf sich dann Ihre Gnaden dieser Beschuldigung zu entledigen dazumal mit hohem Fleiß unterstanden. Dann aber als je mehr man das Gerücht unterstoßen und dämpfen wollte, je mehr es weiter und klarer an den Tag gekommen ist, [sah sich] mein gnädiger Herr der Meister solches den gemeinen und allen Ständen dieser Lande zu erinnern und fürzugeben, auch an die achtbare Ritterschaft der beiden Stifte Riga und Dorpat, damit die Lande ihres Gnädigen Herren halben unbeschädigt bleiben, ernstliche Protestation und Verwahrung zu thun aus bedenklicher Noth verursacht. Worauf die achtbare Ritterschaft des Stifts zu Riga mit reifem Rathe die Sache zu Herzen gefaßt [und] einmüthiglich zugetreten, ihren Gnädigen Herrn in fürstlicher, guter Enthaltung [= Gewarhsam] auf Konneburg bis zur Zeit, ehe er sich gegen die gemeine Lande der Zusage genugsam verantwortet, zu bleiben besperret, Sr. Gnaden Diener allesamt abgestanden, der Ritterschaft und den Landen zugesallen, dazu alle Schlösser beider Stifte von der Ritterschaft eingenommen. . .“

Zur Anarchie oder zügellosen Adels Herrschaft wollte es jedoch Plettenberg in den beiden Stiften Blankenfelds nicht kommen lassen; er vermittelte. Der Erzbischof erhielt wieder die Freiheit und versprach dagegen, auf dem nächsten Ständetag zu erscheinen, um sich zu verantworten. Auf Geheiß des Meisters ging eine vorbereitende Versammlung in Rujen diesem wichtigen Tage voraus. Noch herrschte große Erregung; erbitterte Worte fielen gegen den Erzbischof; die Boten der Städte thaten es allen zuvor. Riga trat offen mit seinem Plan hervor, das ganze Land unter ein weltliches Regiment und so zu Frieden und Einigkeit zu bringen. Am 15. März 1526 trafen dann die Stände in Wolmar zusammen. Die Abgeordneten der Städte, Riga voran, begannen sofort, mit dem Meister Fühlung zu suchen. Allein Plettenberg war und blieb undurchdringlich; sie „konnten Seiner Gnaden eigentliche Meinung nicht vermerken“.

Die Stände waren unter sich noch keineswegs einig. Die Ritterschaften der Stifte von Dorpat und Oesel, die Herren aus der Wiek und aus Kurland hielten sich merklich zurück. Die Rigasche Ritterschaft aber gab jetzt die Erklärung ab: „Weil ihr Herr (der Erzbischof) sich von Jugend auf bei Papst, Kaiser, Fürsten und bei jedermann als ehrlich und aufrichtig bewährt hätte, ihnen auch nicht bekannt sei, wessen er beschuldigt würde, so sähen sie keinen Grund, ihren Herrn zu verlassen.“ Im Schmähens wider den abwesenden Erzbischof wetteiferte nur die Ritterschaft von Harrien und Bierland, wengleich zum großen Theile noch katholisch, mit den Vertretern der neugläubigen Städte. Die vorherrschende Stimmung wider Blankenfeld war, wie es im Protokoll heißt, „einigermaßen hart“. Robert

v. Staël, sonst ein Vertrauensmann Plettenbergs¹, ließ sich öffentlich verlauten: wenn der Erzbischof nach Wolmar komme — möge er nun Recht oder Unrecht haben —, so solle er lebendig die Stadt nicht verlassen.

Unterdessen zog Blankensfeld mit großem Gefolge heran und lagerte schon nahe der Stadt an der Na. Er wußte jedoch, und konnte hierüber genügend sichere Kunde erlangen, daß in Wolmar sein Leben nicht sicher sei. Statt persönlichen Erscheinens schickte er achtzehn angesehenere Herren als seine Vertreter. Schon vorher hatte die Rigasche Ritterschaft für ihn freies Geleite verlangt; dies war aber verweigert worden. So zog er wieder nach Konneburg zurück. Seinen Gesandten gelang es nach manchen Schwierigkeiten, daß sie als Bevollmächtigte des Erzbischofs gehört und daß die Verhandlungen wegen der über ihren Herrn verbreiteten Anklagen nur vor einem engern Ausschuß und im geheimen geführt wurden. Die Verhandlungen brachten kein Resultat. Beweise gegen den Erzbischof hatte man nicht; die Zeugenaussagen gründeten sich auf leeres Gerede². Wie es mit der Sache in Wirklichkeit stand, zeigt ziemlich unverdächtig Blankensfelds vertrauliches Schreiben vom 28. März 1526 an die beiden Gesandten des Preußenherzogs in Livland, welche letztern er auch jetzt noch als Gönner und Bundesgenossen betrachtete. Er versichert in demselben auf das bestimmteste, daß die ausgestreuten Gerüchte jeder Begründung entbehrten³.

Des Bischofs eigenen Behauptungen und Erklärungen wollte man aber bei den Wortführern der Stände Livlands nicht glauben; denn durch das Gerücht und den Verdacht, in welchen er gerathen war, galt er als „lonelos“. Vergebens suchten Bischöfe und Kapitel von Desel und Reval zu vermitteln. Blankensfeld seinerseits war nicht gesonnen, einer feindseligen Uebermacht sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Indessen mußte es auch über Rigas großen Plan zur Entscheidung kommen. Die ganze Ausregung wider Blankensfeld und über die vermeintliche Ruffengefahr war wie darauf berechnet, denselben zur Durchführung zu bringen. Sollte Livland zu einem Fürstenthum geeinigt werden unter einem einzigen weltlichen Herrn, so war jetzt der richtige Moment; einen

¹ Plettenberg hatte ihn u. a. 1519 zur Führung „merklicher Geschäfte“ nach Deutschland geschickt und ihn mit Geleitsbrief versehen.

² Bunge's Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands II, 93 f.; Mittheilungen V, 87 f.

³ *Napiersky*, Index Corpor. Historico-Diplomat. Livoniae II, Nr. 2937; vgl. ebenda Nr. 2946.

günstigern Augenblick konnte die Zukunft nicht mehr bringen. Der rebellischen Stadt Dorpat fiel es zu, die Rolle des Versuchers zu spielen. Sie machte Plettenberg das Anerbieten, unter Lossigung von ihrem bischöflichen Landesherrn sich ihm als einzigem Herrn zu unterwerfen, so wie Riga es gethan. Schlug hier der Meister ein, so war die Bahn der friedlichen Revolution, aber auch der Weg zur Alleinherrschaft betreten¹.

Plettenberg antwortete als biederer Soldat:

Die Stadt anzunehmen wäre er nicht geneigt, ehe sie sich deshalb mit der Ritterschaft und dem Kapitel verglichen; er habe gelobt, die Ritterschaft des Stiftes Dorpat zu beschützen [zu Wolmar; Juli 1524]; diese aber liege im Streit mit der Stadt. Wenn der Meister es unternähme, einen Stand wider den andern zu unterstützen, so könne dies nur zu Unlust und Aufruhr im Lande führen. Es sei nöthig, daß vorher die Händel zwischen beiden Parteien beigelegt würden.

Damit war nicht bloß die Unterwerfung Dorpats abgelehnt; der ganze Plan Rigas mit der Alleinherrschaft des Meisters war gescheitert.

Blankensfeld indes war zu klar schauend, um sich über seine Lage zu täuschen. Die Erfahrung mit Riga stand ihm vor Augen. Was Plettenberg für diesmal noch abgelehnt hatte, vielleicht mit kluger Berechnung abgelehnt hatte, konnte er ein anderes Mal annehmen, und damit schwand

¹ In diesem Sinne müssen die oft übertreibenden Schilderungen der baltischen Historiker verstanden werden, welche leicht ins Poetische fallen, wenn sie auf die Ereignisse dieses Tages kommen. So spricht Vossius (Die Gebrüder die Negküll zu Fickel S. 10 f.) von „jener allgemeinen und scheinbar tiefgehenden Erhebung des ganzen Landes im Jahre 1526, als alle Stände desselben in nie dagewesener Einmüthigkeit dem Fürstmeister Plettenberg sich unterstellten . . . als diese Stände in dem ersten Taumel ihren kleinen Eigennutz und Hader zurückstellend und übersehend dem Manne, welchem ihre Herzen als dem unwandelbaren Hort in aller Noth des Landes zujauchzten, die Landeskronen darboten. Der greise Fürst erkannte den Taumel — er entsagte“. — E. Seraphim in seiner populären „Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands“ I (Reval 1895), 298: „Wie sich die Zukunft gestalten würde, das lag jetzt in Plettenbergs Hand; verstand er es, das Glück, das sich ihm darbot, zu fassen, des Schicksals Gebot zu vollziehen, so war er auch der Meister der Zukunft. Ein Wink von ihm, und die unter dem Eindruck des eigensüchtigen Vorgehens Blankensfelds stehenden Stände machten ihn zum alleinigen Herrn, zum Fürsten des Landes. Doch es war anders beschlossen. Die Weisheit des Meisters scheute vor gewaltigem, frisch zugreifendem Entschlusse zurück, und das erlösende Wort fiel nicht. Selbst nicht einmal die Subjection Dorpats nahm er an. . . Das war gewiß sehr correct — aber nicht die correcten, sondern nur die genialen Menschen leiten die Welt in neue Bahnen.“ Weit besonnener und richtiger urtheilten Schiemann, Rußland zc. II, 219 f., und E. Schirren, Baltische Monatschrift III, 446 ff.

dem Erzbischof der Boden unter den Füßen. Schon zu Ostern 1526 knüpfte er mit Plettenberg Verhandlungen an. Einem Abgesandten des Meisters versicherte er hoch und heilig, daß er frei sei vom Landesverrath, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als dem Lande Friede und Eintracht zu erhalten. Er erbot sich aus freien Stücken — was immerhin ein vorausgegangener Wink Plettenbergs ihm nahegelegt zu haben scheint¹ —, damit der Meister allen Gefahren um so besser begegnen könne, als Erzbischof von Riga und Bischof von Dorpat sich diesem mit Eid und Rath zu unterwerfen und seine Suffragane (Desel und Kurland) zu gleicher Unterwerfung zu bewegen. Dieser Antrag wurde von Blankensfeld nicht nur mündlich dem Kanzler des Meisters ausgesprochen, sondern auch in schriftlicher Urkunde unterbreitet.

Daraufhin trat im Juni 1526 abermals ein Ständetag in Wolmar zusammen. Am 12. Juni ließ Blankensfeld seine Rechtfertigungsschrift überreichen; die Bischöfe von Reval und Kurland führten seine Sache. Eine persönliche Zusammenkunft mit dem Erzbischof lehnte Plettenberg für jetzt noch ab, solange jener „sich des schweren Gerüchtes nicht entledigt habe“. Noch gab es schwierige und stürmische Verhandlungen. Am ungebärdigsten zeigte sich Dorpat, das Blankensfeld als Landesherrn durchaus nicht mehr anerkennen wollte. Gleichwohl kam man zum Ziel. Am Mittag des 15. Juni wurden die Vertreter von Riga und Reval auf das Schloß gefordert, und der Komtur von Doblen und der Bogt von Kandau eröffneten den Städteboten im Namen des Meisters:

„Da der allmächtige Gott die Sache mit dem Erzbischof und den Prälaten zu einem weisen Ende gebracht habe, sei es des Meisters Wille, daß der ehrsame Rath in Riga und Reval allen Einwohnern und besonders den Predigern vorschreibe, von nun an alle schändliche Nachrede und Schmähung, die man nicht mit Wahrheit und Billigkeit begründen könne, abzustellen, damit sich ein jeder vor Schaden hüte.“

Am 16. Juni kam der Receß zwischen dem Orden und den Prälaten zu stande:

Der Erzbischof von Riga, zugleich als Bischof von Dorpat, und seine Suffragane von Desel, Reval und Kurland samt ihren Kapiteln und Mitterschaften gelobten durch Lehenseid, dem Orden treu und gehorsam zu sein, Heeresfolge, Rath und Hilfe zu leisten. Dagegen versprach der Orden, sie alle in Schutz und

¹ So auch Schieman a. a. O. II, 221.

Schirm zu nehmen. Alle inländische Feindschaft solle aufhören oder durch gerichtliche Entscheidung beigelegt werden. Bei Verlust von Ehre und Leben war jedermann verboten, die umliegenden Landschaften oder überhaupt ausländische Fürsten um Beistand anzurufen. Blankensfeld insbesondere verpflichtete sich noch, ohne Wissen und Willen des Meisters nichts gegen die Stadt Riga vorzunehmen, überdies um die Bestätigung dieses Vertrages bei Papst und Kaiser sich zu bemühen.

Blankensfeld seinerseits hatte verlangt, sich gegen die über ihn verbreiteten Anschuldigungen öffentlich rechtfertigen zu dürfen. So that er folgenden Tages vor den versammelten Ständen in der Gildenstube in langer, emphatischer Rede. Auch den Streit wegen des Dorpater Schlosses brachte er zur Sprache, welches die Stifftische Ritterschaft noch immer besetzt hielt. Der Meister bestimmte, daß gerichtlich hierüber entschieden werden solle.

So hatte denn seit dem 16. Juni 1526 der Herrmeister wenn auch nicht die alleinige Gewalt, so doch die alleinige Schirnherrschaft über ganz Livland. Der Orden hatte einen großen Triumph gefeiert und nahm eine Machtstellung im Lande ein wie nie zuvor. Aber auch der religiösen Neuerung blieb ungestörter Besißstand und freies Feld. Blankensfeld als Erzbischof war nur der bitteren Noth gewichen. Er hatte unter dem Druck der Umstände, um nicht vollends alles zu Grunde gehen zu lassen, schwere Zugeständnisse gemacht, schwerer, als er durfte und konnte, und schwerer, als das Gewissen eines rechten Bischofs sie trägt.

„Und damit dieser Erzbischof Blankensfeld“, schreibt der Chronist, „die Beschuldigung wegen der Conspiration und Verbündniß mit dem Muskowiter, auch die Gefahr Leibes, Ehr und Gutes von sich ablehnen und abwenden möchte, hat er solche Punkt und Artikel der Landstände einzugehen und anzunehmen — gleichsam aus Furcht und Gewalt hierzu gedrungen — gegen die Seinen sich verantwortet.“

Sobald als möglich reiste Blankensfeld von Wolmar ab. Nach kurzem Aufenthalt in Konneburg verließ er Livland am 3. August und eilte nach Rom. Die Erstürmung und Verwüstung der Stadt durch das Söldnerheer des Connetable von Bourbon am 6. Mai 1527 traf ihn nicht mehr hier; er hatte sich bereits auf den Weg gemacht zum Hoflager des Kaisers. Zwei Tagreisen vor Valencia, wo er dieses endlich zu erreichen hoffte, am 9. September 1527, raffte ein unerwartet früher Tod ihn hinweg. Sein letzter Gedanke galt seiner Kirche, die er beraubt und verwüstet hinterließ¹.

¹ Auch sein unmittelbarer Nachfolger im Erzbischöflichen Amt schreibt über ihn an den Papst aus Lübeck am 1. August 1529: „Ioannem archiepiscopum in

Er empfahl den Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, Dompropst zu Köln und Straßburg, als seinen Nachfolger für Riga, den einflußreichen kaiserlichen Vicekanzler Balthasar Merklin für Dorpat. Nur von Männern, die an auswärtigen Mächten einen Rückhalt hatten, war für diese Stifte und die in denselben preisgegebene katholische Sache noch Rettung zu hoffen.

Beide wurden auch wirklich vom Kaiser zur Wahl empfohlen und Georg von Braunschweig durch das Rigasche Domkapitel als Erzbischof postulirt. Eine Besetzung der Bischofsstühle durch Auswärtige, namentlich aber des Erzbisthums Riga durch einen auswärtigen Fürstensohn, wollte jedoch Plettenberg nicht. Auf sein Betreiben wurde den 6. Februar 1528 ein Einheimischer, der bisherige Dompropst von Riga, Thomas Schöning, zum Erzbischof gewählt, der sich denn auch mit Georg von Lüneburg über dessen Ansprüche gütlich abfand. Das Kapitel hatte aber dem Gewählten zur Pflicht gemacht, das Stift in seinem frühern Bestande wieder herzustellen. Schöning ließ es an Thätigkeit nicht fehlen. Um eine Stütze zu haben, nahm er einen Bruder des abgefallenen Herzogs von Preußen, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, der sich bis jetzt äußerlich noch zum katholischen Bekenntniß gehalten hatte, zum Coadjutor an und verschrieb ihm schon für jetzt sieben der erzbischöflichen Schlösser. Der Coadjutor kam 1530 wirklich ins Land. Umsonst verweigerte ihm zwei Jahre lang der Meister die Anerkennung. Der Brandenburger behauptete sich dennoch, wenn er auch in seinem Kampf um das Bisthum Desel 1534 unterlag. Weder für das Land noch für die katholische Sache war dieser Fürstensohn ein Segen; auf seinem Andenken ruht wenig Ehre.

Unterdeffen blieben aber die Schritte, die Erzbischof Schöning beim Kaiser gethan, nicht vergeblich. Am 15. Januar 1530 erließ ein kaiserliches Pönal-Mandat, welches dem Meister anbefahl, die alten Rechte über Riga dem Erzbischof zurückzugeben.

Der Kaiser erwähnt darin den einzigen Grund, welchen Plettenberg in dieser Angelegenheit für sich geltend machte, daß er nämlich „bedrohlicherweise sürgebe, als sollte solches großen Aufruhr gebären“. Der Kaiser ließ dies nicht gelten; er wollte, daß Recht geschehe. Die Bischöfe von Desel-Reval, Dorpat und Kurland sollten für Ordnung der Angelegenheit Schiedsrichter sein. Der Schieds-

Hispaniis non procul Caesarea curia dum in arduis ecclesiarum suarum ac universae Patriae Livoniae negotiis eius Maiestatem adire constituisset animam exhalasse. . . .“

spruch erfolgte: „Herr Johansen, Bischof zu Dörpt, und Herr Jürgen von Tiefenhausen, Bischof zu Desel und Reval, haben das Verbündniß, so anno 1526 [zu Wolmar; 16. Juni] aufgerichtet, getödtet und entzweigeschnitten und die Siegel abgeschnitten.“

Am 14. August 1530 traf Erzbischof Thomas zu Dalen, drei Meilen von Riga, ein Abkommen mit der Stadt auf zwei Jahre. Der religiösen Neuerung sicherte er darin ungestörten Fortbestand zu.

Plettenberg hatte alles schweigend geschehen lassen. Um des Friedens willen entsagte er ohne Widerstreben der großen Errungenschaft des Jahres 1526. Seine letzten Jahre waren trübe. Er sah die Neuerung immer weiter sich ausbreiten und insolgedessen das Land immer mehr in Zersetzung übergehen. Die zwiespältige Wahl für das Bisthum Desel, wo dem rechtmäßigen Bischof Reinhold v. Buxhövden der Rigasche Coadjutor Wilhelm von Brandenburg als Prätendent gegenüberstand, entsachte 1531 bis 1534 blutige Fehden und endlose Streitigkeiten; auch zwischen dem Erzbischof und der Stadt Riga gab es der Handel genug. Riga seinerseits stand durch Vermittlung des Herzogs von Preußen bereits im Frühjahr 1531 in nähern Beziehungen zu den evangelischen Fürsten und Ständen Deutschlands; unter dem 27. December 1532 schloß es einen förmlichen Bündnißvertrag mit einer auswärtigen Macht, demselben Herzog Albrecht von Preußen, zur Beschützung des evangelischen Glaubens. Die förmliche Aufnahme der Stadt in den Schmalkaldischen Bund (6. November 1541) und ihre Zahlung schwerer Hilfs Gelder an die evangelischen Fürsten in Deutschland sollte Plettenberg nicht mehr erleben. Dagegen konnte es ihm nicht entgehen, was die Vereinigung in sich barg, welche die gemeine Ritterschaft des Erzstiftes Riga am 4. Januar 1532 mit Bürgermeister, Rath und Gemeinheit der ehrbaren Stadt Riga schloß: „so wie die evangelischen Stände im römischen Reiche das lautere Wort Gottes zu schützen“. In Bremen, dessen Komturei dem Meister von Livland unterstand, wurde am 10. Mai 1531 der Komtur Rudolf von Bardewisch nebst vier Knechten von dem rasenden Pöbel in größlicher Weise gemordet. Plettenberg sandte drei Bevollmächtigte dahin, denen auch 1532 vom Rath der Stadt Genugthuung wurde. In Reval brach 1532 eine verheerende Seuche aus, und der herrliche Bau des Mönchsklosters nebst der zugehörigen Kirche wurde durch eine Feuersbrunst zerstört.

Papst Clemens VII., dessen Blick schon längst mit banger Sorge auf Livland gerichtet war, hatte unterdessen am 25. Januar 1531 an

den Deutschorden daselbst ein sehr wohlwollendes Schreiben ergehen lassen¹ mit der Aufforderung, dem bereits in hohem Greisenalter stehenden Herrmeister einen guten Katholiken als Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge zur Seite zu stellen:

„Ihr geliebte Söhne wisset, was in einem frühern Jahre in Preußen sich ereignet und mit welcher Schadenfreude der Satan frohlockt hat, daß jener Theil vom Körper Eures Ordens abgerissen und für ihn gewonnen wurde, und auch wir können nicht ohne Schmerz daran denken. Auch das habt Ihr vor Augen gesehen — was wir gleichfalls recht wohl wissen —, welchen Trug und welche Hinterlist seitdem derselbe Feind Gottes angewendet hat, um Euch in dasselbe Verderben hineinzuziehen, um so des Gesamtkörpers Eures Ordens und der ganzen Beute sich zu bemächtigen. Bis jetzt hat der Herr ihm dies gewehrt, und wir hoffen von seiner Barmherzigkeit, daß er es ihm auch ferner wehren werde. Denn wir gewahren, daß bei Euch die Glieder noch gesund sind (*sana in vobis membra adhuc sentimus esse*); daß aber nicht etwa das Haupt schwach sei, dafür muß vor allem Sorge getragen werden; denn Ihr habt ja selbst gesehen, daß gerade aus dieser Ursache jenes Verderben über Euern Orden in Preußen hereingebrochen ist. Deshalb, meine Söhne, ermahne ich Euch durch Jesus Christus und verpflichte Euch bei seiner Barmherzigkeit, daß Ihr mit heiliger und reiner Gesinnung zu der Wahl hinzutretet und darauf vor allem achtet, daß Ihr von der Wahl eines solchen nichts wissen wollet, der von der heiligen und wahren Religion nichts wissen will.“

In demselben Sinne schrieb der Papst an den Römischen König Ferdinand; auch den Kaiser machte er auf die Gefahr aufmerksam, daß in Livland ein Häretiker zum Herrmeister gewählt werden könnte. Er empfahl als passenden Candidaten für das Meisteramt den Sohn des Herzogs Karl von Münsterberg-Deß in Schlesien. Am 19. April 1532 erfolgte endlich ein päpstliches Schreiben in der gleichen Angelegenheit an Plettenberg²:

Der Papst gibt vor allem seinem Schmerz und seiner Trauer darüber Ausdruck, daß schon seit längerer Zeit viele in Preußen und manche auch in Livland von der wahren und rechtgläubigen Religion abgefallen seien. Die Verantwortlichkeit seiner hohen Stellung erlaube es nicht, daß er unthätig zuschaue, während die geheiligten Stände innerhalb der Kirche in Gefahr schweben oder zu Grunde gehen. Da man aus dem, was sich bereits zugetragen habe, ohne große Schwierigkeit voraussehen könne, was die nächste Zukunft bringen werde, so ermahne er den Meister als das Oberhaupt jenes Landes mit aller Zuneigung väterlicher Liebe zu eifriger Wachsamkeit, strenger Aufsicht und kluger Umsicht, damit nicht derselbe

¹ *Raynald.*, *Annal.* a. 1531, n. 59.

² *Theiner*, *Vetera Monumenta Poloniae etc.* II, 497.

Feind, welcher bereits die preußischen Ordensritter in seine Reuse gelockt, auch die livländischen Deutschherren, welche bis jetzt noch nicht mit der Makel der Häresie gebrandmarkt seien, hinterlistig angreife und in dieselbe Grube stürze.

Um den Orden und die Stände in Livland vor einer religiösen Umwälzung noch mehr sicherzustellen, rath der Papst, auf die Bitten des Herzogs Karl I. von Münsterberg-Dels einzugehen, welcher für seinen Sohn Johann die Aufnahme in den Deutschorden und die Nachfolge im Meister-Amte von Livland wünschte¹.

Karl von Münsterberg, in den ersten Jahren der dem Auftreten Luthers folgenden Unklarheit und Verwirrung der religiösen Neuerung geneigt, hatte sich seit 1525 innerlich wie äußerlich treu seiner Kirche wieder angeschlossen² und besaß das volle Vertrauen des Kaisers wie des Römischen Königs Ferdinand, welche gleichfalls seine Wünsche zu Gunsten seines Sohnes durch Empfehlungen unterstützten.

Plettenberg besann sich lange, ehe er antwortete. Sein Schreiben trägt das Datum des 5. October 1532. Mit aller Ehrfurcht gegen das höchste Haupt der Christenheit stellte er die außerordentlichen Schwierigkeiten dar, welche die Verwaltung und Regierung Livlands mit sich bringe. Nur wer von zartem Alter an in den Verhältnissen des Landes aufgewachsen, Sprachen und Gewohnheiten kenne, habe Aussicht, mit Erfolg zu regieren. Daran habe man sich bis jetzt immer gehalten. Die Wahl eines auswärtigen Fürstensohnes wäre eine Neuerung, die nothwendig zu Parteiung, Empörung, Fehde, Mord, Aufruhr und Kampf führen werde, nicht nur von seiten auswärtiger Feinde, sondern auch im Innern, unter den livländischen Ständen selbst. Der alte Meister weist hin auf die schlimmen Früchte, die es getragen, daß man „auf päpstliche und kaiserliche Empfehlungsschreiben hin“ Albrecht von Brandenburg zum Hochmeister des Ordens gewählt habe. Zum größten Schaden des Ordens und des gesamten deutschen Adels habe dieser Preußen vom Gehorsam

¹ Es handelt sich um dessen Sohn Johann. Von 1531 bis 1533 stand Karl von Münsterberg über diese Angelegenheit in directer Verhandlung mit Plettenberg. Auch Gesandte des römischen Königs Ferdinand verwendeten sich 1532 zu Gunsten des Münsterbergers. Das Schreiben Herzog Karls an den Papst vom 17. October 1530 (bei *Theiner*, *Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae* II, 469) spricht allerdings von dem andern Sohne Joachim (der später als Bischof von Sebuse die Neuerung einführte) und erbittet dessen Aufnahme in den Johanniter-Orden, kündigt aber zugleich weitere Anliegen an, welche sein Gesandter, Magister Jakob Byncke, mündlich darlegen soll.

² *Soffner*, *Geschichte der Reformation in Schlesien* (Breslau 1887) S. 183 f.

des Papstes wie des Kaisers losgerissen, ungeachtet all der großen Opfer, welche der übrige Orden zu seiner Unterstützung gebracht hatte. Nach so vielen guten Zusicherungen und Versprechungen, die er früher gegeben, siehe er jetzt dem Orden in Livland geradezu feindselig entgegen, und es sei nur zu fürchten, daß der Durchzug von Deutschland nach Livland durch Preußen künftig noch vollends verwehrt werde.

Plettenberg bittet den Papst, den Orden in Livland bei dessen alten Statuten und Gewohnheiten zu belassen und dergleichen Bitten wie die des Herzogs von Münsterberg nicht mehr entgegenzunehmen. Er will jedoch den Wünschen des Papstes wenigstens einiges Entgegenkommen zeigen; deshalb erklärt er sich des weitern:

„Ich meinerseits, wenn auch von Alter beschwert, besitze Gott sei Dank noch so viel Gesundheit, so viel Nüctigkeit und Kraft des Körpers wie des Geistes, daß ich hoffen darf, auch ferner um nichts unglücklicher und schlechter im Gehorsam gegen Ew. Heiligkeit und die kaiserliche Majestät und treu der christlichen Religion meines Amtes zu walten. Demgemäß hoffe ich, dieses Land Livland, so wie ich zunächst von Ew. Heiligkeit und dem Römischen Reiche, dann aber auch von unsern Vorfahren, die mit ihrem Blut es unterworfen und vertheidigt, es überkommen habe, zum Nuß und Frommen ganz Deutschlands und zahlreicher Herren vom Adel, welche dieses Land auszusuchen pflegen, auch fernerhin nach Kräften zu erhalten.

„Gleichwohl habe ich mit der Gnade Gottes und unter der Zustimmung meines Rathes die Angelegenheit so geordnet, wie die strenge Pflicht, die ich meinem Orden gegenüber habe, es erheischte, und ich hoffe, darüber vor Gott, Ew. Heiligkeit und der kaiserlichen Majestät mich verantworten zu können. Um ein ungestörtes und friedliches Regiment in diesem Lande Livland zu erhalten, habe ich schon seit längerer Zeit mich dahin entschieden und, entsprechend den uralten Statuten, Privilegien, Freiheiten, Gewohnheiten und Wahlrechten meines Ordens, zu meinem Nachfolger für den Fall meines Todes einen Mann angenommen, der geeigenschaftet ist, unserem Orden und diesem ganzen Lande vorzustehen, der nicht weniger von den Nachbarländern wie von diesem unserem Lande gute Kenntniß hat, und der das preußische Beispiel nicht nachahmen wird, wie ihm ja auch wird vergönnt sein, mit Gottes Gnade die Geister beruhigt, fest im Glauben Christi und in der Treue gegen unsern Orden vorzufinden.“¹

Dem Wunsche des Papstes wurde insofern entsprochen, als der Meister schon im nächsten Jahre 1533 wirklich einen katholischen Ritter, seinen bisherigen Landmarschall Hermann von Brüggeneu gen. Hasenkamp, der

¹ Quique ne Prussiensium vestigiis insistet, ita ut animos solidos adeoque firmos in Christi fide ac ordinis nostri religione Deo dante hic usque reperiri licebit.

aus der Wahl hervorgegangen war, zu seinem Coadjutor annahm. Botschafter des Meisters gingen an den Römischen König Ferdinand wie an den Deutschmeister als den Administrator des Hochmeisteramtes, um die Bestätigung zu erwirken.

Am 25. März 1532 hatte Plettenberg einer andern Bestätigung halber an den Papst geschrieben¹. Es handelte sich um den neuerwählten Bischof von Dorpat Johann Beber, aus einer alten Dorpater Familie. Merkwürdigerweise erwähnt Plettenberg in diesem Briefe mit keiner Silbe der um sich greifenden Häresie; er spricht nur von der Ruffengefahr und von dem großen Nutzen, welchen die Bestätigung dieser Wahl „diesem unsern ganzen Vaterlande“ bringen werde. „Eure Heiligkeit“, versichert Plettenberg nochmals, „werden dadurch mich und meinen Orden, die Kirche von Dorpat und dieses ganze Vaterland mit noch innigern Banden der Ehrfurcht und der Hingabe Eurer Heiligkeit und dem heiligen Apostolischen Stuhle verbinden.“ Ueberhaupt erscheint in allen officiellen Schriftstücken aus dieser Zeit Livland in seiner Gesamtheit — also abgesehen von den drei Hanse-Städten — als ein ganz katholisches Land². In dem Schutzvertrage, welchen die Prälaten Livlands den 18. Februar 1534 „wider alle in- und ausländische Gewalt und Angriffe“ für sich, ihre Kapitel und Ritterschaften mit dem Orden schließen, heißt es ausdrücklich³:

„Wir Thomas, von Gottes Gnaden der heiligen Kirchen zu Riga Erzbischof, Johannes zu Dorpat, Hermann zu Kurland, Johannes zu Reval Bischöfe, und wir Wolter von Plettenberg Meister, Hermann von Bruggeney, anders genannt Hasenkamp, Landmarschall Teutschen Ordens zu Livland, thun kund, bekennen und bezeugen öffentlich und mit Kraft dieses unseres offenen untersiegelten

¹ Theiner, Vetera Monumenta II, 491.

² Noch unter dem 1. August 1533 ertheilt Clemens VII. dem Christian v. Lode, Cleriker der Diocese Camin, Anwartschaft auf eine bis drei Pfründen in den Sprengeln von Riga, Desel oder Reval. Cardinal Lorenz Campeggi erläßt den 9. Juli 1534 als delegirter Richter literae compulsoriales in der Streitsache der Deselschen Bischofswahl. Im gleichen Jahre 1534 schrieb man in das Rechnungsbuch der Großen Gilde zu Reval den Spruch (vgl. Hausen, Aus Baltischer Vergangenheit S. 146):

Gätten wir alle einen Glauben,
Gott und den gemeinen Nutzen vor Augen,
Guten Frieden und rechte Gerichte,
Ein Ellenmaß und [gleiche] Gewichte,
Eine Münze und gutes Geld,
So stünde es wohl in aller Welt.

³ Monumenta Livoniae V, 392. Nr. 117.

Briefes, für uns und unsere würdigen Kapitel, Gebietiger, alle unsere ehrenfesteste Ritterschaft, Mannschaften, ehrsamten Städte, Riga, Dorpat und Reval, und für alle andere unsere Unterthanen und Stände sämtliche, niemand ausgenommen, daß wir — Gott dem Allmächtigen zum Lobe, Päpstlicher Heiligkeit, Römischer Kaiserlicher Majestät, unserem allergnädigsten Herrn, und dem heiligen Reiche zu Ehren und zu Ablegung allerlei vergangener, gegenwärtiger, auch zukünftiger Argwöhnigkeit, Mißglauben, Perikel, böser Weiterung, Aufruhrs und Schadensstiftung, Unterhaltung guter Polizei, treuherziger Zuversicht, Friedens, Liebe und Einigkeit zwischen uns allen und jedem im gemeinen Lande — mit wohlbedachtem Muth, gehaltenen Rathschlägen und guter Vorbetrachtung, einander christlich, getreulich und freundlich verknüpft, vereinigt und versprochen, und geloben auch, bei gutem christlichem Glauben sämtlich und unverschiedentlich uns untereinander in allen christlichen, heiligen und rechtmäßigen Sachen freundlich, getreulich und gültlich zu meinen und zu fordern“ . .

Der Vertrag verbürgt sodann für alle Stände den bestehenden Rechtszustand und gerichtliche Austragung entstehender Zwistigkeiten „bei Ehren, Treuen und festem christlichen Glauben unverschiedentlich, laut und Inhalts der Röm. Kaiserl. Majestät und des heilig. Reiches güldenen Bullen, Reformation, Landfriedensordnung, Mandaten und Abschieden, jedoch bei allem Päpstliche Heiligkeit und Röm. Kaiserl. Majestät [als] hohe Obrigkeit hier einbegriffen, wie es doch ohne das in sich ist vorbehalten“.

Weiterer Neuerung und Vergewaltigung war durch diesen Vertrag neuerdings ein Riegel vorgehoben.

Der alte Meister blieb währenddessen unausgesetzt thätig an seinem Posten. Die Regierung führte noch immer er allein. Unter dem 29. December 1534 lud er wieder einen Ständetag nach Fellin auf Sonntag vor Lichtmeß 1535. Am 6. Januar 1535 kommen in seinem Auftrag Vertreter Livlands mit litauischen Bevollmächtigten zusammen, um Grenzstreitigkeiten zu reguliren. Bereits hatte der unermüdlche Greis zum 13. März wieder einen Landtag nach Wolmar einberufen¹; denn die Streitigkeiten Wilhelms von Brandenburg mit dem Deseler Bischof waren noch immer nicht erledigt. Dem greisen Meister aber sollte der Friede werden.

Am Sonntag Oculi, den 28. Februar 1535, wohnte der Herrmeister Wolter von Plettenberg in der Johanniskirche zu Wenden der heiligen Messe bei. Als die heilige Handlung zu Ende ging, bemerkten die Ritter

¹ „Anno 25, sonnabends vor Jubica, sind auf Verschreiben des hochwürdigten, in Gott verschiedenenen Fürsten und Herrn Wolter von Plettenberg seligen Gedächtnisses zu gemeiner Tagesleistung binnen Wolmar angekommen der ehrsame Herr ic. . .“ (Mon. Livon. V, 439. Nr. 139.)

seiner Umgebung, daß ihr Herr und Fürst sanft entschlafen sei¹. Gleich Salomo hatte er volle 40 Jahre das Land regiert, ein ganzes Menschenalter hindurch ihm den Frieden erhalten.

Wolter von Plettenberg, als Regent wie als livländischer Patriot im edelsten Sinne, hat allen Anspruch auf den Nachruhm, der ihm zu theil geworden ist. „Tiefer als irgend ein Staatsmann vor oder nach ihm hatte er das Lebensgesetz dieses Landes begriffen,“ urtheilt von ihm ein Biograph², „seine Mittel gewägt, die Höhen gemessen, zu denen es hinaufzureichen vermochte. Fern jeder eiteln Ueberschätzung, jeder träumerischen Ueberstürzung, saßte er fest das Erreichbare ins Auge und erstrebte nicht mehr und nicht minder. Erhalten wollte er und erneuern, stützen und krönen, vollenden und veredeln: nicht zerstören, nicht alles wagen, wo nichts zu gewinnen stand als unabwendbarer Untergang. Nur wer Freude hat am Unmöglichen, wird ihn der Schwäche anklagen.“

Als Katholik aber scheint Plettenberg zu derjenigen Klasse von Menschen zu gehören, welche die Religion als „Privatsache“ anzusehen pflegen und derselben für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens einen maßgebenden Einfluß nicht zuzugestehen geneigt sind. Er für seine Person ist der katholischen Religion treu geblieben, aber er hat — mag es nun berechnigte Staatsweisheit und zwingende Noth, mag es kurzfristige Weltklugheit und eine Art confessionellen Indifferentismus gewesen sein — amtlich nichts gethan, die Neuerung zu unterdrücken, und nur wenig, um sie zu hemmen, auch da, wo es scheinen möchte, daß er dazu im stande gewesen wäre. Man mag aus der Schwierigkeit seiner Stellung vieles entschuldigen; man mag es anerkennen, daß er trotz vielfacher Versuchung ein charaktervoller und treuer Katholik geblieben ist: man wird sich aber kaum dem Eindruck entziehen können, daß er, wenn vielleicht auch nur aus Mangel an religiösen Kenntnissen, nicht, wie er sollte, ein eifriger und praktischer Katholik gewesen ist.

¹ So, gestützt auf die alte Ueberlieferung, Jęgór v. Sivers (Wenden, seine Vergangenheit und Gegenwart [Riga 1857] S. 21). Nach andern wäre Plettenberg in der Schloßkapelle, nach wieder andern in seinem Gemache verschieden, aber alle Nachrichten stimmen überein, daß er völlig angekleidet und gerüstet war, als der Tod ihn überraschte. Schiemann (Rußland zc. II, 226) berichtet nach einer alten Quelle, daß er starb „in gutem Alter, sitzend auf einem Stuhle und umgürtet mit seinem Schwert“. Daß die Ueberlieferung auch im protestantischen Volksmunde den gefeierten Helden sterben läßt in der Kirche und während der heiligen Messe, ist immerhin bedeutungsvoll.

² C. Schirren in der Baltischen Monatschrift III, 448.

Noch fünf Meister des Deutschordens folgten in Livland auf Plettenberg. Vom vierten derselben, Wilhelm von Fürstenberg, ist bekannt, daß er der religiösen Neuerung anhing; der fünfte, Gotthard von Ketteler, wurde zum Verräther und offenen Apostaten. Mit ihm hat der Deutschorden in den Ostseeprovinzen und zugleich die Einheit und Freiheit Livlands 1561 ihr Ende erreicht.

Auch von den katholisch gesinnten Nachfolgern Plettenbergs hat keiner mehr es gewagt, die stets weiter um sich greifende und ungestüm nach Alleinherrschaft strebende religiöse Neuerung zurückzudämmen. Plettenberg, der es anfangs vielleicht mit Erfolg hätte thun können, hatte es absichtlich vermieden, sich in den religiösen Streit zu mischen. Da er starb, waren die Dinge bereits zu weit gediehen. Livland war damals vielleicht das einzige Land, wo die verschiedenen Confessionen bürgerlich völlig gleichberechtigt und, wie es scheint, ohne schärfere religiösen Hader nebeneinander lebten. Die Städte waren überwiegend lutherisch, das Land katholisch. Aber der religiöse Umsturz wirkte im stillen weiter und griff um sich. Mit der fortschreitenden religiösen Neuerung schritt auch die Demoralisation des Ordens und die Zerfetzung aller innern Verhältnisse in erschreckender Weise voran.

„Wie zersezend hatte die Reformation in unserer Heimat gewirkt!“ schreibt ein neuerer Autor, dessen Werk sonst von blindestem Vorurtheil für den Protestantismus ganz durchtränkt ist¹; „leicht errungen, gegen keine schmerzlichen Anfechtungen vertheidigt, hatte sie nur den Proceß der Auflösung beschleunigt, die Klust der Stände erweitert, die Kraft des Landes zerrieben.“

Selbst die kriegerische Mannhaftigkeit war nach zwei Jahrzehnten aus dem Ritterstaate gewichen; es war nur noch eine entnerbte und entehrte Masse, reif zum Untergang oder zur Knechtschaft. Nur ganz vereinzelt noch kommen ritterliche Gestalten an die Oberfläche, die vorübergehend dem Blicke wohlthun. Obenan steht unter ihnen Jürgen Uexküll, der heldenmüthige Vertheidiger von Neuhausen, in der Geschichte seines begabten, tapfern, aber unruhigen Geschlechtes vielleicht die glänzendste Erscheinung. Die letzte sympathische Gestalt, mit welcher die Annalen Altlivlands ihren Abschluß finden, ist der tapfere Komtur von Marienburg, Philipp Schall von Bell, dank seiner Tüchtigkeit zum Landmarschall erhoben. Als solcher führte er das Heer des Ordens in der blutigen Schlacht bei Ermes am 2. August 1560. Hier sank Livlands Ordensfahne in den Staub, um niemals

¹ Seraphim a. a. O. I, 328.

mehr erhoben zu werden. Die tüchtigsten Ordensgebietiger und die Blüthe der einheimischen Ritterschaft verbluteten auf der Walfstatt. Philipp selbst, sein Bruder Werner Schall von Bell, Bogt von Rosfitten, 11 andere Komture und 120 Gewappnete fielen lebend in die Gewalt der Moskowiter. Auch dem Feinde hatte der heldenhafte Landmarschall Bewunderung abgenöthigt. Fürst Kurbšky, der feindliche Feldherr, ehrte ihn als Helden und feierte ihn noch später als „den heldenmüthigen Mann, der berühmt im ganzen Lande und in Wahrheit der letzte Schutz und die letzte Hoffnung des livländischen Volkes“.

Kurbšky zog den Gefangenen auch zur Tafel. „Ohne Furcht und allen Schreden“ erzählt hier der Held dem barbarischen Ueberwinder von seines Ordens und seines Landes bessern Zeiten¹; er rühmt die Ritter, die einst an die Düna gekommen, zu Ehren der Mutter Gottes gekämpft, mit den Litauern geschlagen und die Russen von den Grenzen abgewehrt:

„Solange wir unserem katholischen Glauben treu waren, haben wir in Mäßigkeit und Keuschheit gelebt, und Gott schützte uns gegen unsere Feinde. Nachdem wir aber die Kirche verrathen, die Regel des Ordens entheiligt und eine neue Religion angenommen, werden wir für unsere Sünden sichtbarlich gezüchtigt und unsern Feinden preisgegeben.“

Bei diesen Worten unterbrach ein Strom von Thränen die Rede des gefangenen Kriegers. Auch dem Feinde wurden die Augen naß. Aber mit rasch erlangter Fassung fuhr der Ritter fort:

„Um so mehr danke ich Gott und freue mich, daß ich gefangen bin und leide für mein geliebtes Vaterland, und sollte ich für dasselbe sterben müssen, wahrhaftig, ein solcher Tod wäre mir theuer und lieb!“

Fürst Kurbšky sandte ihn mit den übrigen Gefangenen nach Moskau, ihn dem Czaren warm empfehlend. Dieser Czar war Iwan der Schreckliche. Er ließ die gefangenen Edeln öffentlich mit Drahtgeißeln peitschen. Ein kühnes Wort gegenüber dem gekrönten Ungeheuer brachte Landmarschall Philipp Schall von Bell den ersehnten Tod. Mit ihm starb Livlands letzter Ritter.

¹ Solowieff, *Sergei*, Istorija Rossii s drevneischich wremen (Moskwa 1854—1879) VI, 238; vgl. *Pierling*, La Russie et le Saint-Siege II (Paris 1897), 118. Seraphim a. a. O. I, 397.

Der Sänger der Kyrenaika.

Unter der großen, an glänzenden und eigenartigen Gestalten so reichen Schar der griechischen Meloden ist zweifelsohne die Figur des Metropolitens der Kyrenaika, der Philosoph und Sophist Synesius, eine der originellsten und anziehendsten. Synesius nennt sich in einem seiner Lieder — denn wahrscheinlich war von den göttlichen Gefangen, welche im fernen Pontus, im weltverschollenen Nazianz der Kappadokse Gregorius seiner Lyra entlockt hatte, kein Ton durch die schäumende Brandung seiner libyischen Heimat gedrungen — den ersten, der Christum in der Sprache Apollo's besungen habe. Der Umstand legt einen Vergleich mit dem großen Mailänder nahe, den das lateinische Abendland mit Recht als den Schöpfer seines Kirchengesanges bezeichnet, obschon ja auch er in dem gallischen „Rhodanus der Wohltredeneit“, wie Hieronymus den großen Bekennerbischof von Pictavum nennt, einen Vorläufer in der Kunst des heiligen Liedes gehabt hat. Selten mögen zwei Männer gewesen sein, die bei größerer Verwandtschaft der Gesichte auffallendere Verschiedenheiten zeigen, als Ambrosius und Synesius. Wie uns Ambrosius so recht als die Verkörperung altromischer Denkers und Wesens erscheint, als ein Mann von lapidarem Ernste, gedrungener Kürze, unbeugsamer Festigkeit, in dem die alte Tugend von Latium noch einmal in fleckenloser Toga vor unsern Blicken erscheint, nur durchdrungen, geläutert, veredelt vom Lichte des Christenthums, so zwar, daß Rom und Christus, imperium und sacerdotium, der Thron des Gottessohnes und das Reich des Gratianus für ihn zu einem untheilbaren Ganzen, zu einem Doppelpalladium verschmolzen, dessen Schutz, dessen Festigung und Förderung jeden seiner Gedanken erfüllte, jedes seiner Worte beseele, so steht in der Figur des Synesius, vom zauberhaften Glanze der Sonne Homers umflossen, der letzte Hellene vor unsern Blicken. Wie Ambrosius Jurist, so war Synesius Philosoph; wie jener, hat auch er dem Vaterlande gedient; wie jener in Sachen des jüngern Valentinianus zu Maximus, so ist Synesius in Angelegenheiten der Heimat als Gesandter an den Kaiserhof zu Byzanz gegangen. Auch er ist schließlich Christ geworden; auch er ist, wie Ambrosius, aus der Schar der Katechumenen — wenn anders er bereits ihr zugehörte — unvermittelt durch den Willen der Gemeinde auf den bischöflichen Stuhl berufen. Wenn aber für Ambrosius gerade die gegenseitige Durchdringung und Verschmelzung von nationalem Fühlen und christlichem Denken kennzeichnend geworden ist, so sind in Synesius Christ und Hellene, Weltweiser und Gottesgelehrter, der Schüler der Hypatia und der Nachfolger der Apostel stets getrennte Elemente geblieben, die sich fremdartig, fast feindselig gegenüberstehend in unerklartem und unerklarlichem Neben-, ja Gegeneinander verharren und uns vergeblich die endliche Lösung der Dissonanz erwarten lassen. Dieser Dualismus tritt wie in andern Schriften des Philosophen, so namentlich in seinen Hymnen hervor, und neben dem nicht zu lugnenden dichterischen Fluge, dem bald erhabenen Schwunge,

balb anmuthigen Spiele der Einbildungskraft ist gerade das ersichtliche Ringen nach Verschmelzung neuplatonischer Philosopheme und christlicher Dogmen einer der pikantesten Reize dieser einzig in ihrer Art dastehenden Poesie.

Ueber die Lebensschicksale unseres Philosophen haben wir, abgesehen von seinen eigenen Schriften, keinerlei Nachrichten und sind daher angewiesen, jene soweit möglich aus diesen zu bestimmen. Das Licht der Welt erblickte Synesius zweifelsohne zu Kyrene, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen den Jahren 370 und 375. Die Familie, der er durch seine Geburt angehörte, war, wie eine attihellenische, so dem alten nationalen Heidenthume ergeben. Sie gehörte, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zum alten, erbgesessenen Adel des Landes und führte ihren Stammbaum in ununterbrochener Linie auf Eurysthenes, den Herakliden, zurück, unter dessen Führung die Dorier, welche ja nachmals die Kolonie von Kyrene gründeten, in Lacedamon eingezogen waren, ein Stammbaum, dessen urkundliche Belege nach Synesius' eigener Angabe die öffentlichen Archive des Landes bargen. Synesius hatte einen Bruder, Euoptius, und eine Schwester, Stratonike, welche an einen kaiserlichen Offizier zu Konstantinopel, Namens Theodoros, verheiratet war. Mit dem Bruder zog Synesius seiner wissenschaftlichen Ausbildung halber nach Alexandrien, wo Hypatia, des Mathematikers Theon ebenso schöne als geistreiche Tochter, den wissenschaftstigen Jüngling in die Geheimnisse neuplatonischer Weltweisheit einführte. Der „gottgeliebten Philosophin“, die er Mutter, Schwester und Lehrerin nennt, blieb Synesius zeitlebens in dankbarer, fast schwärmerischer Verehrung ergeben. Während Euoptius noch länger in Alexandrien zurückblieb, scheint der mittlerweile erfolgte Tod des Vaters den jüngern Bruder in die Vaterstadt zurückgeführt zu haben, wo er bald darauf von den bedrängten Städten der Pentapolis als Bevollmächtigter nach Konstantinopel gesandt ward, um den Kaiser zur Ermäßigung der drückenden Beiträge zu bewegen. Zu Ende des Jahres 397 oder anfangs 398 machte er sich auf den Weg nach Konstantinopel. Erst nachdem er fast ein Jahr in der Hauptstadt verlebt hatte, gelang es ihm, zur Audienz zugelassen zu werden, in welcher er vor Arkadius seine berühmte Rede *Περὶ βασιλείας* hielt, eine Rede, die ihm das Recht gab, sich zu rühmen, er habe vor dem Throne mit einer Freiheit geredet wie nie ein Hellene. „Unter den Schriften des Platonikers Synesius“, urtheilt Arabinger, „behauptet die Rede über das Königthum sowohl durch die Erhabenheit und Gediegenheit der Grundsätze als auch durch die edle Freimüthigkeit, glänzende Vaterlandsliebe, hinreißende Beredsamkeit und Eleganz der Sprache, welche sie besonders auszeichnen, unstreitig eine der ehrenvollsten Stellen.“ Erst im Jahre 400 konnte Synesius, nachdem mancherlei politische Wirren die Verwirklichung seiner Wünsche hinausgeschoben hatten, über Alexandrien, wo er kurzen Aufenthalt bei dem Bruder und den Freunden nahm, in die Heimat zurückkehren. Dort warteten seiner neue Sorgen. Nicht nur die drückende Steuerlast, die durch Synesius' erfolgreiches Berwenden erleichtert worden, war es, die schwer auf dem ausgesogenen Lande lastete; fast noch verhangnißvoller wurde diesem die Unfähigkeit der militärischen Befehlshaber, welche die Provinz nicht gegen die räuberischen Einfälle barbarischer Horden, vor allem der Makeden, zu schützen wußten. Die

Einwohner der Pentapolis mußten daher der Stärke des eigenen Armes vertrauen, und Synesius war es, der ihren Muth entfachte, eine Art Freicorps oder Landsturm organisirte, an dessen Spitze er die Feinde zurckmarf. Befand sich Synesius in Libyen, so wechselte sein Aufenthalt zwischen der Vaterstadt Kyrene und dem lieblichen Landsize, den er in fruchtbarer und anmuthreicher Gegend nahe den Steinsalzgruben von Ammonium erworben hatte, wo er seine Mue zwischen den Beschäftigungen des Landbaues, den Freuden der Jagd und den Arbeiten philosophischer Speculation in wechsel- und genureicher Weise theilte. Sein Bruder Euoptius hatte inzwischen Alexandrien verlassen und sich in Pnykus, der Rhede von Kyrene, angesiedelt; des Bruders Sohn Dioskoros weilte mit den Vetteru im Hause des Onkels und theilte deren nach althellenischer Sitte eingerichtete Erziehung. Doch war der Aufenthalt des Synesius in der Heimat keineswegs ohne Unterbrechung. Destere Reisen scheinen ihn zeitweise in die Musenstadt am Nil, zu seinen Freunden und der geliebten Lehrerin zurückgeführt zu haben, und namenlich zwischen 402 und 403 ist ein längerer Aufenthalt in der ägyptischen Hauptstadt anzusetzen. Auf diesen Reisen scheint Synesius die Bekanntschaft seiner spätern Lebensgefährtin gemacht zu haben. Da Synesius sagt, von „der heiligen Hand des Theophilus“, d. h. zweifellos des gleichnamigen Patriarchen von Alexandrien, seine Frau erhalten zu haben, so dürfen wir aus diesem Umstande mit Recht folgern, daß seine Frau Christin war. Ob er selbst damals schon in ein näheres Verhältniß zum Christenthum getreten oder ob es dem sanften, aber mächtigen Einflusse der Gattin vorbehalten blieb, Denken und Fühlen des geliebten Mannes demselben näher und näher zu bringen, müssen wir dahingestellt sein lassen. Auch eine Reise nach Athen fällt in diese Zeit, ohne daß es möglich wäre, das Datum derselben genauer zu fixiren. Wir erfahren nur, wie das Athen von damals dem Athen des Aristides und Perikles so wenig entsprach, daß unser Philosoph wenig mehr als Enttäuschung von der Akropolis, der Stoa, dem Phaleron in die Heimat mitnahm. Von 404 an scheint Synesius ununterbrochen in der Pentapolis gelebt zu haben. Welches Ansehen er bei seinen Mitbrgern genoß, zeigt der Umstand, daß diese im Jahre 409 keinen Wrdigern als ihn, den Heiden oder Katechumenu, wuten, den Metropolitanstuhl von Ptolemais zu besteigen. Der Brief, den Synesius aus Anlaß dieser Wahl an seinen Bruder Euoptius schrieb, in der ausgesprochenen Absicht, daß dieser dem Patriarchen Theophilus davon Kenntniß gebe, zeigt uns, daß in Synesius, wie auch immer äußerlich seine Stellung zum Christenthum sich gestaltet hatte, der Philosoph neuplatonischer Richtung noch nicht untergegangen, ja sich einer gewissen Gegensatlichkeit zu ersterem klar genug bewußt war. Daß ihm wenig zusagende bischöfliche Amt will hiernach Synesius zwar annehmen, aber nur unter einem doppelten Vorbehalte, daß er nämlich seine Gattin, die Theophilus selbst ihm angetraut habe, nicht zu entlassen und seine philosophischen Ueberzeugungen, welche mit der Mehrzahl der Volksmeinungen im Widerspruche ständen, nicht aufzugeben habe. Denn schwer, wo nicht unwglich, sei es, aus der Seele so tief eingewurzelte Anschauungen auszureuten. Insbesondere könne er niemals zugeben, daß die Seele später als der Leib entstehe, und daß die Welt und das gesamte All völlig zu Grunde gehe; auch von der Auferstehung

habe er als von einem heiligen und unaussprechlichen Geheimnisse eine von der herrschenden völlig verschiedene Auffassung. Nur eine Möglichkeit sieht er, die bischöfliche Würde zu übernehmen, wenn anders die Kirchengesetze dies zulassen, wenn er insgeheim Philosoph verbleiben, in der Oeffentlichkeit aber sich dem Volksglauben anbequemen dürfe (τὰ μὲν οἴχοι φιλοσοφῶν, τὰ δ' ἔξω φιλομουθῶν). Die Frage, wie der Patriarch dieser Vorbehalte unerachtet Synesius zum Metropolitenerweihen konnte, ist des ostern eingehend erörtert und in verschiedenem Sinne gelöst worden. Sie ist viel zu verwickelt, als daß sie in diesen wenigen Zeilen gründlich behandelt werden könnte, und zudem soll uns ja hier lediglich der Dichter Synesius beschäftigen. Es genüge, diesen durstigen Lebensdaten beizufügen, daß Synesius sich während seiner nur kurzen Amtsführung in seinen Thaten als echter und mannhafter Bischof gezeigt hat, in auffallendem Gegensatz zu seinem, wie es scheint, weichen Charakter, der sich nach Ausweis der Briefe in häufigen Klagen den Freunden gegenüber Luft macht. Man nimmt an, daß er das Jahr 413 nicht überlebt habe. Sohin blieb es ihm auch erspart, Zeuge von dem tragischen Ende Hypatias zu sein, mit der er auch als Bischof noch in regem brieflichem Verkehr geblieben.

Außer der reichen Briefsammlung von 156 Nummeru und der bereits erwähnten Rede über das Königthum sind uns von Synesius folgende Werke erhalten: die Schrift „Von dem Geschenke des Astrolabs“ (Περὶ τοῦ δώρου ἀστρολαβίου), mit welcher der Verfasser ein kunstreich gearbeitetes Astrolab seinem Gönner Paonius nach Byzanz über sandte; die in Konstantinopel begonnenen, aber erst später daheim vollendeten „Aegyptischen Erzählungen über die Vorsehung“ (Αἰγύπτια λόγοι ἤ περὶ προνοίας), eine Art allegorischen Romans; „Das Lob der Kahlkopfigkeit“ (Φαλάκρας ἐγκώμιον); „Dio, oder über die eigene Lebensweise“ (Δίων ἤ περὶ τῆς καθ' ἑαυτὸν διαγωγῆς); endlich die Schrift „Ueber die Träume“ (Περὶ ἐνοπνίων). Verloren ist eine Schrift über die Jagd (κυνηγετικά), die, wie es scheint, gegen den Willen des Verfassers in die Oeffentlichkeit kam und früh verschollen sein muß. Aus seiner bischöflichen Zeit sind uns von Synesius außer den in diese Lebensperiode fallenden Briefen größere Werke nicht überliefert; nur zwei Reden (καταστάσεις) sind uns, beide fragmentarisch, erhalten.

Weuden wir uns, dies vorausgeschickt, ausschließlich den Hymnen unseres Philosophen zu. Es sind ihrer zehn, die, wie der letzte der Reihe andeutet, vom Dichter selbst zu einem Ganzen verbunden worden, und zwar, da der 10. Hymnus völlig auf christlichem Standpunkte steht, gegen Ende seines Lebens. Er hat also auch in dieser letzten Zeit die älteren, mehr plotinischen als christlichen Hymnen nicht verlugnet. Diese zehn Hymnen sind die einzigen Poesien des Synesius, die auf uns gekommen sind. Daß er auch weltliche Lieder gedichtet, scheint aus den Eingangsworten des ersten Hymnus nicht undeutlich hervorzu gehen:

Ἄγε μοι, λιγεία φόρμιγγε,
μετὰ Τηταῖν ἀοιδᾶν,
μετὰ Λεσβίαν τε μολεπᾶν
γεραρωπῆροις ἐφ' ἤμμοις

κελδει δριον δν,
 παλαῖς οὐκ ἐπὶ νύμφαις
 φροδῖσιον γελώσαις,
 θαλερῶν οὐδ' ἐπὶ κοῦρων
 πολυγράτοισιν ἤβαις·
 θεοκίμωνος γάρ γν
 σοφίας χραντος δῖς
 μέλος ἐς θεῖον ἐπέιγει
 κινρας μῖτους ἐρέσσειν ¹.

Leider sind uns diese Kinder seiner liebenswurigen Muse nicht erhalten. Wie eben diese Stelle besagt, sind die Hymnen des Synesius „dorische Oden“, d. h. sie reden dorischen Dialekt, bewegen sich aber mit alleiniger Ausnahme etwa des fünften nicht in dorischen Rhythmen, sondern in Anacreonteen (1. 2), ionischen Trimetern (6), Iogaedischen Versen (7. 8. 9), spondeischen Dimetern (5), anapastischen Monometern (3. 4. 10).

Wie es bei dem weiter oben skizzirten Entwicklungsgange unseres Dichters selbstverständlich ist, kann man in seinem Leben drei Perioden, eine heidnische, eine christliche und eine beide verbindende Uebergangszeit, unterscheiden, in der heidnische und christliche Begriffe miteinander ringen oder, vielleicht richtiger, sich durchdringen und amalgamiren. Leider entbehren wir positiver Nachrichten, welche es ermöglichten, die Grenzen dieser Lebensabschnitte in befriedigender Weise abzustecken. Diesem Mangel abzuhelpfen, hat man namentlich die Hymnen herangezogen, die in dem Fortschreiten von der plotinisch-philosophischen zur christlich-dogmatischen Trinitätslehre einen interessanten Messer für die jeweiligen religiösen Anschauungen ihres Verfassers zu bieten schienen. Zudem weichen die Resultate der Gelehrten, die sich mit dieser Frage eingehender beschäftigt haben, zu sehr voneinander ab, als daß man dieselben für gesichert ansehen dürfte. Während z. B. Volkmann meint: „Höchstens diesen letzten (10.) Hymnus könnte Synesius als Bischof geschrieben haben, vielleicht im wehmüthigen Bewußtsein, daß die poetische Begeisterung früherer Zeiten von ihm gewichen war, und in sehnsuchtigem Hinblick auf die endliche ‚Erlösung von den Leiden dieses irdischen schuldbeladenen Lebens‘“, ist Bardenhewer nach dem Vorgange von Kraus geneigt, „die ausgesprochen christlichen Hymnen 7 und 9“ in die bischöfliche Zeit zu verlegen. Nach Kraus hätten wir in die erste Periode vor 402 die ersten drei, wahrscheinlich den vierten, vielleicht den sechsten Hymnus zu setzen; in die Zeit von 402 bis 409 den fünften und achten, vielleicht den neunten; in die Zeit von 409 bis 413 den siebenten und zehnten, vielleicht auch den neunten. Dagegen ist W. Christ in seiner Anthologia graeca der Meinung, daß Synesius von den

¹ „Wohlau, helltonende Zither, nach dem Tejschen Gesange, nach den Desbischen Weisen singe in erhabneren Hymnen ein dorisches Lied, nicht auf zarte Jungfrau, voll lieblichen Gelächters, nicht auf anmuthiger Knaben blühende Jugendkraft; denn die reine Zeugung der göttlichen Weisheit treibt mich, zu göttlichem Sang die Saiten der Zither zu schlagen.“

zehn Hymnen fünf (5. 7. 8. 9. 10) als Christ gedichtet habe, während Fabricius sogar sämtliche Hymnen für Christlich hält ¹.

Auffallend ist das Urtheil, das Volkmann über die Hymnen des Synesius fällt. „Einen wirklichen Beleg nun für den allmählich sich vollziehenden Uebergang des Synesius vom Platonismus zum Christenthum geben uns seine bereits erwähnten Hymnen. . . Der poetische Werth derselben ist gering. Namentlich die erstern und zugleich älteren derselben sind vollgeproppft von theosophischen Spitzfindigkeiten, die oft genug in ganz prosaischer Dürre uns entgegentreten und wohl ein phantastisches Ringen nach anschaulicher Erfassung des Unbegreiflichen bekunden, aber durch den ebeudeshalb ihnen anhaftenden Stempel des Unfertigen und Formelhaften den Leser zu einem Genuß der poetischen Einkleidung nicht kommen lassen. Ermudend wie die phantastische Weiterschweifigkeit des Inhaltes ist aber auch die ganz monotone Form des gewählten Metrums, Anacreonteen und kurze anapastische Verschen ohne alle strophische Gliederung. Erst vom fünften Hymnus an tritt mit dem allwahllichen Verschwinden jener krankhaft verworrenen Mystik eine Wendung zum Bessern ein. Die Gedanken werden klarer und einfacher, der Ausdruck gleichmäßiger und schon dadurch poetischer, daß die Anklänge an die prosaische Terminologie des philosophischen Horsaales fortbleiben. Aber auch hier erhebt sich Synesius selten in seiner Leistung über eine mittelmäßige Versification. Er war ebensowenig wirklicher Dichter als selbständiger Denker. Immerhin legen aber auch die Hymnen Zeugniß ab für sein ungemeines Formtalent, das sich uns bereits auf den verschiedenen Gebieten der sophistischen Prosa so glänzend bewährt hat. Sie lassen uns ferner sein unablässiges Streben nach religiöser Erkenntniß in seiner ganzen Tiefe erkennen und sind daher besonders geeignet, das Interesse, welches uns eine eingehende Betrachtung seiner ganzen edeln Persönlichkeit nameutlich wegen ihres Verhaltens zum Christenthum einflößt, zu erhöhen.“ Dieses Urtheil ist um so auffallender, als man den höheren Schwung und die reichere Phantasie, die im Gegensatz zu den nüchternen Lateinern die griechische Hymnodie auszeichnen, gern mit einem Hinweise auf Synesius zu begründen pflegt. Durch seine Länge ermüdend ist allerdings der dritte Hymnus; die übrigen aber verdienen, einschließlich der älteren, sicher das Prädicat „schwungvoll“, das Fortlage, ein feiner Aesthetiker, ihnen gibt, während Petau gerade von den älteren rühmt, daß ein erhabenes Feuer der Empfindung in ihnen gluhe (*affectus ardentissimos ac sublimissimos spirant*). Die neuplatonischen Philosopheme aber, welche diese Hymnen in das Gewand dichterischer Sprache hüllen, sind ja selbst eine Art Poesie, mehr der schöpferischen Einbildungskraft als der kalten Ueberlegung entsprungen.

¹ Diese Ansicht ließe sich, hätten wir von Synesius nur seine Hymnen, ohne allzugroe Schwierigkeit aufrecht erhalten, sobald wir annähmen, er habe sich aus neuplatonischen Philosophemen und Christlichen Lehren, namentlich in deren Formulierung durch Origenes, eine Art eklektischer Privatreligion gebildet (deren Gegenfahlichkeit gegen die Orthodoxie jener Tage er sich augenscheinlich bewußt war). Die durchgreifenden Schwierigkeiten liegen in andern Schriften des Synesius, während ein zwingender Grund für die Annahme des Fabricius nicht ersichtlich ist.

Der erste Hymnus singt nach einer längern Einleitung das Lob der Gottheit:

Horch, singet die Citade,
Die Thau der Frühe trinket?
Es schwirren mir die Saiten
Von selbst, und mich umfliegen
Geheimnißvolle Laute:
Welch Vieb wird mir geboren
In göttlicher Befruchtung?

Der selbsterzeugte Ursprung,
Regent und Vater aller,
In Höhen, unerzeuget,
Auf hehren Himmelsgipfeln
Sich freuend ew'ger Ehre,
So thront er ohne Wanken.
Die Eins vor aller Einheit,
Der Wesen erstes Wesen,
Der Vielheit Gegenae
Vereinigend und zeugend
In mystischer Gebarung,
Wodurch es neu hervorspringt
In urentsproff'ner Formung
Als Einheit im Hervorflu
Mit dreigetheiltem Wesen.
Den mystischen Urquell kronet
Die Schönheit der Erzeugten,
Dem Mittelpunkt entstromend,
Den Mittelpunkt umkreisend. (Fortlage.)

„Aber schweige, allzu kühne Cithar, schweige und bringe nicht unter die Menge die heiligsten Geheimnisse; geh, singe Irdisches; Schweigen decke, was droben ist.“ Damit wendet sich der Dichter der Betrachtung der Welt, vor allem des Menscheugeistes zu, der ein Ausfluß des ewigen Geistes (des $\nu\omicron\upsilon\varsigma$)¹ ist, der in seiner Gesamtheit das All durchdringt und erhält und sich in verschiedene Formen zertheilt; ein Theil bildet die Sterne, ein Theil die Engel, ein dritter nimmt irdische Gestaltung an.

Vom Ursprung ferne trank er
Das dunkle Vergessen,
Und sah mit blindem Kummer
Erstaunt das trübe Erdreich.
Ein Blick aus Gott im Stoffe,
So wohnt er drin, ein Lichtglanz
Dem nachtbedeckten Auge.

¹ Kraus scheint zu irren, wenn er sagt, der $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ werde in diesem Hymnus nicht genannt; vgl. v. 82 sq.: $\nu\omicron\upsilon\varsigma$ ἀφθιτος, τοκῆων θεοκοιρανῶν ἀπορρώξ.

Auch ist in den Gefunknen
 Noch Hebungs-kraft geblieben,
 Daß sie, die Wogen stehend,
 Des Lebens kummerlose
 Und heil'ge Pfade richten
 Zur Wohnung des Erzeugers.

Hieran reiht sich unmittelbar der schöne Abschluß des ganzen Gedichtes:

O glücklich, wer, dem Hunger-
 Gebell des Stoffs entfliehend,
 Empor mit leichtem Schwunge
 Zu Gott die Schritte richtet!
 O glücklich, wer nach Irrsal,
 Nach Kummer und nach bitteren,
 Der Erd' entsproten Sorgen
 Des Geistes Pfad betretend
 Das tiefe Gotteslicht schaut!
 Schwer ist's, emporzuheben
 Das Herz mit vollen Schwingen
 Des Zugs, der aufwärts führet.
 Verstarke nur den Aufschwung
 Des Triebes nach geist'gen Welten.
 Noch wird er dir erscheinen,
 Der Vater, Hand' ausstreckend.
 Ein vorgeeilter Lichtstrahl
 Wird leuchten deinen Pfaden,
 Dir aufzuthun das geist'ge
 Gefild, der Schönheit Ursprung.

Wohlaufl, o Seele, trinkend
 Aus ew'gem Quell des Guten
 Und stehend zum Erzeuger,
 Steig ohne Zögern aufwärts,
 Der Erde la die Erde.
 Dann jauchzest du geeinigt,
 Ein Gott, mit Gottes Wesen. (Fortlage.)

Poetischer noch erscheint der zweite Hymnus, ein Morgenlied, das nochmals die Entwicklung der Wesen aus dem Urwesen zum Vorwurfe nimmt und uns wo möglich noch tiefer in die „überschwängliche, fast trunkene Mystik“ des spätern Platonismus hineinführt, zugleich aber mit der Erwahung des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes einen neuen bedeutenden Schritt des Dichters dem Christenthume zu bezeichet. Das anakreontische Verma des Originals verlangt, daß in der deutschen Nachbildung die dritte Silbe durch energische Betonung hervorgehoben werde.

*Πάλι φέγγος, πάλιν ως,
 πάλιν μέρα προλάμπει
 μετ νυκτίφοιτον ρφναν·
 πάλι μοι λίγαινε, θυμ,*

Wieder licht uns, wieder Fruhroth,
 Wieder blinkt der Glanz des Tages
 Nach der Nacht unstatem Dunkel;
 Wieder singe mir, o Seele,

θεὸν ὀρθρῖοισιν ἕμνοις,
 ὅς ἔδωκε φέγγος ἀοῖ,
 ὅς ἔδωκε ἄστρα νυκτὶ,
 περικοσμῖαν χορείαν.
 πολυχύμονος μὲν ὕλας
 ἐκάλυψε νῶτον αἰθῆρ
 πυρὸς ἐμβεβῶς ἀώτῳ,
 ἵνα κυδίμα σελάνα
 πυμάταν ἄντυγα τέμνει·
 ὑπὲρ ὀγδόαν δὲ δῖναν
 ἐλίκων ἀστροφορήτων
 ῥόος ἀστέρων ἔρημιος
 ὑποκολπῖους ἐλαύνων
 πτόχας ἀντίον θεοΐσας
 μέγαν ἀμφὶ νοῦν χορεύει,
 ὅς ἀνακτος ἄκρα κόσμου
 πολιοῖς ἔρεψε ταρσοῖς.
 τὰ πρόσω μάχαιρα σιγᾶ,
 νοερῶν τε καὶ νοητῶν
 ἀτομον τομᾶν καλύπτει.
 μία παρὰ, μία ρίζα
 τριφαῆς ἔλαμψε μορφᾶ·
 ἵνα γὰρ βυθὸς πατρῴος,
 τόθι καὶ κυδίμος υἱός,
 κραδιαῖόν τε λόγχευμα,
 σοφία κοσμοτεχνίτις,
 ἐνοτήσιόν τε φέγγος
 ἁγίας ἔλαμψε πνοιᾶς.
 μία παρὰ, μία ρίζα
 ἀγαθῶν ἀνέσχεν ὄλβον
 ὑπερούσιόν τε βλάσταν
 γονίμοις ζέοισαν ὄρμαῖς·
 τὰ τ' ἐνουσίαν προλάμπει
 μαχάρων ἀγῆτᾶ φέγγη.
 ὄθεν ἐγκόσμιος ἤδη
 χορὸς ἀφθίτων ἀνάκτων
 γενετήριόν τε κῦδος
 τό τε πρωτόσπορον εἶδος
 νοεροῖς ἔμελψεν ἕμνοις·
 πέλας εὐμενῶν τοκῆων
 στρατὸς ἀγγέλων ἀγῆρως,
 τὰ μὲν ἐς νόον δεδορκῶς
 δρέπεται κάλλεος ἀρχᾶν,
 τὰ δ' ἐς ἄντυγας δεδορκῶς
 διεπεί βένθησα κόσμου,
 τὸν ὑπερθε κόσμον ἔλκων

Singe Gott im Morgenliede,
 Der dem Tage seine Strahlen,
 Der der Nacht gab ihre Sterne,
 Die im Reich'n die Welt umtreifen.
 Es bedeckte schon der Aether
 Des erregten Stoffes Rücken,
 Ueber Feuerflocken schreitend,
 Wo den niedrigsten der Kreise
 Der erlauchte Mond durchschneidet.
 Ob der achten Windung aber
 Der gestirnten Himmelzringe
 Ist ein Strom, ein sterneloser,
 Der in seinem Schoß bewegend
 Die entgegenläuf'gen Sphären
 Um den großen Geist sich drehet,
 So der höhern Welten Höhen
 Mit der Flügel Grau bedachet.
 Und darüber sel'ges Schweigen
 Die untheil'ge Theilung birget
 Des Verstandes und Gedankens¹.
 Nur ein Quell, nur eine Wurzel,
 Doch ein dreifach Licht entströmt ihr:
 Wo des Vaters Tiefe, dorten
 Auch der Sohn ist, der erhabne,
 Der dem Vaterherz entkeimte,
 Dessen Weisheit schuf die Welten,
 Dort erglänzt des Heil'gen Geistes
 Süßes Licht, das sie umschlinget.
 Nur ein Quell, nur eine Wurzel
 Alle Schätze barg des Segens
 Und der Knospe Wesensfülle,
 Von des Lebens Trieben schwellend,
 Und das Licht, das wunderbare,
 Das der sel'gen Gottheit leuchtet.
 Diesem Quell der Herrscher Reigen
 Der unsterblichen entströmte,
 Die den Ruhm des ew'gen Vaters,
 Die des Erstgebornen Schönheit
 In erhabnen Liedern feiern.
 In der gut'geu Zeuger Nähe
 Ist der Engel ew'ge Jugend,
 Die den Urquell theils der Schönheit
 In dem ew'gen Geist erkennen,
 Zu den Sphären theils sich wenden
 Und der Welten Bau beherrschen,
 Die erhabne Ordnung während

¹ Des Intelligenten und Intelligibeln.

νεατας καὶ μὲχρις ὕλας,
 ἕνα δαιμόνων ὄμιλον
 φύσις ἰζάνοισα τίττει
 πολύθρουον καὶ πολυμήταν·
 ὄθεν ἤρωσ, ὄθεν ἤδη
 περὶ γᾶν σπαρεῖσα πνοιά
 χρονοὺς ἐξώωσε μοίρας
 πολυδαιδάλοισι μορφαῖς·
 τὰ δὲ πάντα σεῖο βουλᾶς
 ἔχεται· σὺ δ' ἐσοὶ ρίζα
 παρῶντων, πρό τ' ἐόντων,
 μετεόντων, ἐνεόντων·
 σὺ πατήρ, σὺ δ' ἐσοὶ μάτηρ,
 σὺ δ' ἄρρηγ, σὺ δὲ θήλυς,
 σὺ δὲ φωνά, σὺ δὲ σιγά,
 φύσεως φύσις γονῶσα,
 σὺ δ' ἀναξ, αἰῶνος αἰών.
 τὸ μὲν ἢ θέμις βοᾶσαι·
 μέγα χαῖρε, ρίζα κόσμου,
 μέγα χαῖρε, κέντρον ὄντων,
 μονὰς ἀμψρότων ἀριθμῶν,
 προανουσίῳ ἀνάκτων.
 μέγα χαίροις, μέγα χαίροις,
 ὅτι παρ θεῶ τὸ χαίρειν·
 ἐπ' ἐμοῖς ἕλαον οὐας
 τάνυσσον χοροῖσιν ὕμνων·
 σοφίας ἀνοιγε φέγγος,
 κατάχει κύδιμον ὄλβον,
 κατάχει χάριν λιπῶσαν
 βιοτᾶς γαλημῶσας,
 πένιαν ἐκτὸς ἐλαύων
 χρονοῖαν τε κῆρα πλοῦτου·
 μελέων ἔρυκε νοῦσους,
 παθέων δ' ἄκοσμον ὄρμᾶν
 φρενοκηθεῖς τε μερίμνας
 ἀπὸ μοι ζωᾶς ἐρύκοις,
 ἕνα υἱὸν τὸ νοῦ πτέρωμα
 ἐπιβρίσῃ χρονοῦς ἅτα·
 ἀνετον δὲ ταρσὸν αἰρων
 περὶ σᾶς ὄργια βλάστας
 τὰ πανάρρητα χορεύσω.

Bis hinab zum tiefsten Stoffe,
 Wo die Weltenseele fauert
 Und das Heer gebiert der Teufel,
 Der verthlaggen, ruhelosen.
 Von woher der Held, der Geist sich
 Auf die Erde einst ergossen,
 Um in wechselfreiechen Formen
 Ihre Theile zu beleben.
 Ja, nach deinem Rathe alles
 Sich vollzieht, du bist die Wurzel
 Des, was ist und was gewesen,
 Was da sein wird und was mglich.
 Du bist Vater, du bist Mutter,
 Du bist Mann und Weib vereinigt,
 Du bist Stimme, du bist Schweigen,
 Die Natur du der Natur bist,
 Du, o Herr, die Zeit der Zeiten,
 Wenn wir also mgen lassen.
 Sei gegrt, der Welten Wurzel,
 Sei gegrt, der Wesen Mitte,
 Ewig Eins der ew'gen Zahlen,
 Dieser wesenlosen Herrscher.
 Ewig Heil dir, ewig Heil dir,
 Denn bei dir, o Gott, das Heil ist.
 Zu dem Reigen meines Liedes
 Mir dein Ohr in Gnaden neige,
 Da der Weisheit Licht mir leuchten,
 Gie herab mir Heil und Segen,
 Gie herab mir Hulb und Gnade,
 Gie ein Leben mir des Friedens,
 Von mir ab die Armut treibe
 Wie die Erdenpest des Reichthums;
 Von den Gliedern wehre Krankheit
 Wie der Luft unlautre Flammen,
 Auch den Gram, den Herzverzehrter,
 Von der Seele ferne halte,
 Da nicht irdisches Verhangni
 Meines Geistes Schwingen lahme,
 Sondern leicht den Fittich kstend
 Um den Sohn, den wunderbaren,
 Er in sel'gem Schauen freise.

Da dieser Hymnus, dessen hohe poetische Schnheit unverkennbar ist, einen Compromi zwischen neuplatonischen und christlichen Ideen, eine Umwandlung der Trinitatslehren des Proklus und Iamblichus in die christliche bedeutet, liegt klar zu Tage; an die Stelle von πατήρ, δόναμις und νοῦς sind Vater, Sohn und Heiliger Geist als eine Ausgestaltung des Urwesens getreten. Ob diese Hinentwick-
 lung zum christlichen Dogma des Synesius eigene Erfindung, ob sie ein aus dem

Horjaal der Hypatia Ueberkommenes war, ist schwer zu entscheiden. Doch ist ersteres wahrscheinlicher, da Synesius auf der betretenen Bahn noch weiter fortschreitet.

Der dritte Hymnus des Synesius, der umfangreichste von allen, ist, wie aus dem Inhalte desselben ersichtlich wird, nach der Rückkehr des Dichters aus Konstantinopel in der libyschen Heimat entstanden. Vielleicht war der lange Aufenthalt am Bosporus, wo damals eine Hauptschlagader kirchlichen Lebens pulsrte, nicht ohne Einfluß auf die geistige Entwicklung des jugendlichen Dichter-Philosophen. War die Trinität, der wir in den vorhergehenden Hymnen begegneten, noch eine von diesem getrennte Emanation des Urwesens, so finden wir hier bereits Armonade und Trias verbunden und identifiert:

Ἦμῶ σε, μὸνας,
Ἦμῶ σε, τριας.
Μὸνας εἶ, τριας ὦν,
Τριας εἶ, μὸνας ὦν.

Der Vater ist nunmehr der Grund, dem alle Entwicklung innerhalb der Gottheit entspringt; ihm werden die Attribute zugewiesen, mit denen wir bisher die Armonade bedacht sahen: er ist Vater aller Väter, Selbst-Vater (αὐτοπατωρ), Vor-Vater (προπατωρ), Ohne-Vater (ἀπατωρ), Sohn seiner selbst, das Eins vor der Einheit, der Wesen Same, das Centrum des Alls, der uberwesentliche Verstand (προανούσις νοῦ), die Wurzel der Welt, Quell der Quellen, Anfang der Anfänge, Wurzel der Wurzeln, Einheit der Einheiten, Zahl der Zahlen, Einheit und Zahl, Verstand und Gedanke (νοῦς καὶ νοερός) u. s. f. Der Sohn (παῖς), vom Vater geboren, ist zugleich die Weisheit, der Weltbildner, im folgenden Hymnus auch das Wort (λόγος). Der Heilige Geist (πνοιά), unaussprechlich und uberwesenhast, erscheint als der Rath des Vaters und als die Mitte zwischen Vater und Sohn einnehmend. „Unaussprechlicher Sohn des unaussprechlichen Vaters“, so wendet sich der Dichter an Iehtern, „deinetwegen geschah die Zeugung, und durch die Zeugung bist du selbst erschienen, erschienen zugleich mit dem Vater durch den Rath des Vaters. Du aber, Rath des Vaters, bist stets bei dem Vater. Nicht einmal die tiefluthende Zeit sah diese Geburten, noch kennt die greise Ewigkeit die nie abgespinnene Zeugung.“ Zwei Unterschiede trennen vor allem den Trinitatsbegriff unseres Dichters von dem christlich-kirchlichen, von dem wir uns allerdings gegenwärtig halten müssen, daß derselbe auch innerhalb der christlichen Gemeinschaft ein noch vielfach umstrittener war. Einmal scheint sich Synesius den Unterschied zwischen den drei göttlichen Personen als ein lediglich Gedachtes vorgestellt zu haben:

Νοερα δὲ τοιμα
Ἀσχιστον εἶτι
Τὸ μερισθὲν ἔχει,

es sei denn, wir könnten νοερα δὲ τοιμα auffassen nicht als eine bloß „logische Theilung“, sondern als eine auf dem Gebiete des „Erkennens und Gedankens“ sich vollziehende. Aus dieser Anschauung heraus wird ja der Sohn das geistige

Wort, der Gedanke, das Bild des sich selbst erkennenden Vaters genannt. Es bliebe alsdann nur der zweite Unterschied bestehen, demzufolge Synesius, wie es scheint, den Sohn vom Vater durch den Rath, d. h. den Heiligen Geist, gezeugt werden läst, im Gegensatz zu der in der griechischen Kirche geläufigen Formel, derzufolge der Heilige Geist vom Vater durch den Sohn ausgeht. „Erlauchter Sohn des unaussprechlichen Vaters“, so der vierte Hymnus, der mit dem dritten auf gleichem Boden steht, „dich, o Seliger, preise ich mit dem großen Vater zugleich, und deine Geburt aus dem Vater, den Zeugungswillen des Vaters, das vermittelnde Princip, den Heiligen Geist, das Centrum des Vaters, das Centrum auch des Sohnes. Er ist Mutter, er ist Schwester, er ist Tochter, entbiudend die verborgene Wurzel. Denn damit der Vater sich in den Sohn ergiee, fand die Ergieung selbst die Knospe und stand in der Mitte, Gott von Gott.“

Von Interesse, wenngleich unter anderer Rückficht, ist eine weitere Stelle des dritten Hymnus, aus der die einen ableiten mochten, Synesius müsse, als er in Konstantinopel weilte, bereits Christ gewesen sein, während andern dieselbe Stelle als ein Beweis für sein Heidenthum erschien. Er erzählt nämlich, wie er während seines thrakischen Aufenthaltes, von Kummer und Sorge niedergebeugt, die verschiedenen Heiligthümer besucht und in denselben sein Gebet verrichtet habe:

*Νηοὶ δ' ὁπόσοι
 δόμηθεν, ἀναξ,
 ἐπὶ σαῖς ἀγίαις
 τελετηφορίαις,
 ἐπὶ πάντας ἔβαν·
 πρηγῆς ἰκέτας
 δάπεδον βλεφάρων
 δεύων νοτίσι,
 μῆ μοι κενεάν
 ὄδον ἀντάσαι.
 ἰκέτευσσα θεοῦς
 ὀρηστῆρας ὅσοι
 γόνυμιον θρηῆχης
 κατέχρουσι πῆδον,
 οἳ τ' ἀντιπέρηγν
 Χαλκηδονίας
 ἐφέπουσι γυίας,
 οὓς ἀγγελικαῖς
 ἔστυψας, ἀναξ,
 ἀδαῖσι, τέους
 ἱεροῦς προπόλους¹.*

¹ „Die Tempel aber, so viel ihrer erbaut sind deinen heiligen Mythen, besuchte ich alle, hilfesehend fiel ich nieder, den Boden mit dem Thau meiner Wimpern besuchend, damit meine Reise nicht erfolglos bleibe. Die Götter flehte ich an, die dienenden, so viel ihrer den fruchtbarsten Boden Thrakiens innehaben oder gegenüber Chalcedons Gesilde beherrschen, die du, o Herrscher, mit Engelglanze gekrönt hast, deine heiligen Diener.“

„All diese Uebungen der Frömmigkeit und Religion“, bemerkt hierzu Petau, „können, so scheint es, nur von einem Christen ausgegangen sein.“ Dagegen kommen Kraus und Volkmann, unabhängig voneinander, zu der Ansicht, daß Synesius, obwohl Heide, die christlichen Kirchen besuchte, „nicht aus Neugierde, sondern um darin zu beten“. Die Engel und Heiligen, denen diese Kirchen geweiht waren, erscheinen ihm als ebensoviele untergeordnete Gottheiten (θεοὶ ὁρηστῆρες) oder gute Dämonen. Dieser Anschauung ist um so mehr beizupflichten, als es in dem Konstantinopel des Arkadius und des hl. Chrysostomus so viele heidnische Tempel in und bei der Stadt wohl nicht dürfte gegeben haben.

Wenden wir uns nunmehr den ausgesprochenenmaen christlichen Hymnen zu, mit denen Synesius in die erlauchte Schar der heiligen Sänger und zwar in deren vorderste Reihen eintritt. Man braucht den poetischen Flug, die oft großartig-phantastische Weise der älteren Hymnen keineswegs zu verkennen, um zu fühlen, daß in diesen christlichen Hymnen das Feuer echter dichterischer Begeisterung reiner und darum auch höher emporlodert. Gleich der erste derselben, der sunfte, wohl der schönste von allen, feiert den Sohn der Jungfrau mit dithyrambischem, selten erreichtem Schwunge der Phantasie und Empfindung.

Ἦνῶμεν κοῦρον νύμφας,
 νύμφας οὐ νυμφευθεΐσας
 ἀνδρῶν μοιραΐαις κόϊταις·
 ἄρρητον πατρὸς βουλάν,
 ἐσπέραν Χριστοῦ γένναν.
 ἃ σεμνὰ νύμφας ὠδὶς
 ἀνθρώπου φῆγεν μορφάν,
 ὃς θνατοῖσιν πορθμευτὰς
 ἤλθεν φωτὸς παραίου·
 ἃ δ' ἄρρητος εὐβλάστα
 αἰῶνων οἶδεν ρίζαν.
 αὐτὸς φῶς εἶ παραῖον,
 συλλάμψασ' ἀκτῖς πατρὶ,
 ῥήξας δ' ὄρφνιακὴν ὕλαν
 ψυχαῖς ἐλάμπεις ἀγναῖς·
 αὐτὸς μὲν κόσμου κτίστας,
 κλεινῶν σφαιροτῶς ἀστρων,
 κέντρων γαίας ριζωτᾶς,
 αὐτὸς δ' ἀνθρώπων σωτῆρ.
 σοὶ μὲν Τιτᾶν ἰκπεύει,
 αὐτοῦ ἀσβεστος παγᾶ,
 σοὶ δ' ἃ ταυρῶπις μῆνα
 τᾶν νυκτῶν ὄρφναν λύει,
 σοὶ καὶ τίχονται καρποὶ,
 σοὶ καὶ βόσκονται ποιμναί.
 ἐκ σᾶς ἀρρήτου παγᾶς
 ζεῖδωρον πέμπων ἀγλαν,
 παλινεὶς κόσμων ταρσοῦς.

Den Sohn der Maid lat singen,
 Der Maid uns, unberuhret
 Von erdgebornem Manne,
 Des Vaters tiefen Rathschluß,
 Des Christes späte Ankunft.
 Die Maid gebar, die hehre,
 Ihn, der dem Menschen gleichend
 Urem'gen Lichtes Träger
 Sich Sterblichen gesellet.
 Aus ew'ger Wurzel keimet
 Die namenlose Knospe.
 Du selbst des Lichtes Born bist,
 Ein Strahl mit deinem Vater,
 Der Erdenmacht durchbrechend
 In heil'gen Seelen leuchtet.
 Du bist der Welten Schöpfer,
 Der Bildner der Gestirne,
 Des Erdenball'es Gründer,
 Du bist der Menschen Heiland.
 Dir rollt der Sonnenwagen,
 Des Tags lebend'ge Quelle,
 Dir het der Nächte Dunkel
 Der Mond, der rundgehornet;
 Dir sprieen rings die Früchte,
 Es weiden dir die Herden,
 Aus unnenbar'er Quelle
 Belebend Licht du spendest,
 Belebend deine Welten.

κ σῶν βλάστησεν κόλπων
 καὶ φῶς καὶ νοῦς καὶ ψυχά.
 τᾶν σὰν οἰκτεῖρον κούραν
 γυίοις εἰργθεῖσαν θνάτοις
 μοίρας θ' ὑλαίοις μέτροις·
 νοῦσων ἐκσῶζοις λῶβας
 ἀσκηθῆ γυίων ἀλκάν.
 νεῦσον μὲν μύθοις πειθῶ,
 νεῦσον δ' ἔργοισιν κῦδος
 ἀρχαίαις πρέψαι φάμαις
 τὰς Κυράνας καὶ Σπάρτας·
 λύπαις δ' ἄστιπτος ψυχᾶ
 πρασίαν ζῶαν ἔλκοι
 θρέπτειραν, δισᾶς γλήνας
 ς σὺν φέγγος τείνοισα·
 ὡς ξ ὕλας φοιβαθεῖς
 ἀστρέπτους οἴμους σπεύσω,
 φύξηλις γαίας μόχθων
 μυχθῆναι ψυχᾶς παγᾶ.
 τοίαν ἄχραντον ζῶαν
 τῷ σῶ κραινοῖς φορμικτῆ,
 εὔτ' ἂν σοι στελλῶν μολπᾶν,
 τᾶν σὰν κυδαίνων ρίζαν,
 μήχιστον πατρὸς κῦδος,
 καὶ τᾶν σὺνθωκον πνοιᾶν
 μέσσαν ρίζας καὶ βλάστας,
 καὶ πατρὸς μέλπων ἄλκᾶν
 τοῖς σοῖς ὕμνοις ἀμπαῦω
 κλεινᾶν ὠδῖνα ψυχᾶς.
 χαίροις, ὦ παιδὸς παγᾶ,
 χαίροις, ὦ πατρὸς μορφᾶ·
 χαίροις, ὦ παιδὸς κρηπίς,
 χαίροις, ὦ πατρὸς σφρηγῖς·
 χαίροις, ὦ παιδὸς κράτος,
 χαίροις, ὦ πατρὸς κάλλος·
 χαίροις δ' ἄχραντος πνοιᾶ,
 κέντρον κούρου καὶ πατρὸς.
 τᾶν μοι πέμποις σὺν πατρὶ
 ἀρδοῖσαν ψυχᾶς ταρσοῦς,
 κρᾶντειραν θειῶν δῶρων.

Aus deinem Herzen keimet
 Das Licht, der Geist, die Seele.
 Erbarm' dich deiner Tochter,
 Die dieser Staub der Erde,
 Der Leib des Todes drückt.
 Vor allem Siechthum wahre
 Der Glieder rüst'ge Stärke,
 Verleihe Kraft den Worten,
 Verleih den Werken Nachruhm,
 Zu altem Heldenthume
 Kyrene weck und Sparta;
 Die Seele frei von Kummer,
 Ein Leben des Gedeihens,
 Des Friedens leb', die Augen
 Zu deinem Licht gewendet,
 Damit dem Staub entschlagen
 Ich unaufhaltsam eile,
 Die Welt der Leiden fliehend,
 Im Lebensquell zu baden.
 Solch unbeflecktes Leben
 Verleihe deinem Sänger;
 Wenn dir ich Sang erhebe,
 Zu preisen deine Wurzel,
 Den höchsten Ruhm des Vaters,
 Den Geist, der in der Mitte
 Von Wurzel thront und Knospe,
 Und sing des Vaters Stärke,
 Dann laß in deinem Lob mich
 Den Schmerz der Seele lindern.
 Begrüßt sei, Quell des Sohnes,
 Begrüßt, des Vaters Gleichniß;
 Begrüßt sei, Thron des Sohnes,
 Begrüßt des Vaters Abbild;
 Begrüßt sei, Kraft des Sohnes,
 Begrüßt, des Vaters Schone;
 Begrüßt, o Geist allreiner,
 Der Sohn und Vater einet;
 Ihn sende, Christ, vom Vater,
 Daß er der Seele Schwingen
 Mit Thau der Gnade neße.

Auch der folgende Hymnus, der sechste, ist ganz dem Lobe des göttlichen Sohnes gewidmet, und wengleich er wieder einen mystischen Ton anzustimmen scheint, ist doch kein Moment in demselben enthalten, das uns nöthigte, diesen Sang einer frühern Zeit zuzuweisen. Christologisch ist nicht minder der siebente Hymnus, den wir süglich als Epiphanie-Hymnus bezeichnen können.

Πρῶτος νόμον εὐρόμαν
 ἐπὶ σοὶ, μάχαρ, ἄμβροτε,
 γόνε κύδιμε παρθένου,
 Ἰησοῦ Σολυμήϊε,
 νεοπαγέσιν ἀρρογαῖς
 κρέξαι κινδάρας μίτους.
 ἀλλ' εὐμενέοις, ἀναξ,
 καὶ δέχουσο μουσικᾶν
 ἐξ εὐαγέων μελῶν.
 ὑμνήσομεν ἀφθιτον
 θεὸν οὐα θεοῦ μέγαν,
 αἰωνοτόκου πατρὸς
 τῶν κοσμογόνων κύρον,
 τᾶν παντομυγῆ φύσιν,
 σοφίαν ἀπερείσιον,
 τῶν ἐπουρανίους θεῶν,
 τῶν ὑποχθονίους νέκυν.
 ἐχύθης δ' ἐπὶ χθονὶ
 βροτέας ἀπὸ νηδύος,
 μάγος ἂ πολύφρων τέχνα
 ἐξ ἀστέρους ἀντολᾶς
 θᾶμβησεν ἀμήχανος,
 τί τὸ τικτόμενον βρέφος,
 τίς ὁ κρυπτόμενος θεὸς,
 θεὸς ἢ νέκυς ἢ βασιλεύς·
 ἄγε δῶρα κομίζετε
 σμύρνης ἐναγίσματα,
 χρυσοῦ τ' ἀναθήματα,
 λιβάνου τε θύη καλὰ.
 θεὸς εἶ, λίβανον δέχου,
 χρυσὸν βασιλεῖ φέρω,
 σμύρνη τάφος ἀρμόσει.
 καὶ γὰν ἐκάθηρας,
 καὶ πόντια κύματα
 καὶ δαιμονίας ὁδοῦς,
 ῥαδινὰν γύσιν ἄερος,
 καὶ νερτερίους μυχοῦς,
 φθιμένοισι βοθηθῶς
 θεὸς εἰς αἰθῆν σταλείς·
 ἀλλ' εὐμενέοις, ἀναξ,
 καὶ δέχουσο μουσικᾶν
 ἐξ εὐαγέων μελῶν.

Der erste ich fand den Brauch,
 Dir, sel'ger, unsterblicher,
 O edelster Sproß der Maid,
 Dir, Jesu von Solyma,
 Zu fingen zum Lautenschlag,
 Neufügend der Weisen Bau.
 Du aber sei huldreich, Herr,
 Laß gnädig gefallen dir
 Der Töne bewegtes Spiel.
 Dir sing' ich, Unsterblicher,
 Erhabener Gottessohn,
 Gezeugt von Ewigkeit,
 O Sohn, der die Welten schuf,
 Des Wesen das All durchdringt,
 Des Weisheit ohn' Ende ist,
 Der als Gott du im Himmelreich,
 Der als Mensch du im Todtenland!
 Als einst du zur Erde kamst
 Aus sterblichem Mutter Schoß,
 Da staunte verwundert an
 Der Magier helle Kunst
 Den Stern, der am Himmel stand.
 Wer ist das geborne Kind?
 Wer ist der verborgne Gott?
 Ist's ein König, ein Mensch, ein Gott?
 Auf, bringet ihm Gaben dar,
 Die Myrrhe als Todtengift,
 Das Gold ihm als Weihgeschent
 Und lieblichen Weihrauchs Duft.
 Du bist Gott, nimm den Weihrauch hin,
 Du bist König, nimm hin das Gold,
 Auf dein Grab ich die Myrrhe leg'.
 Das Land du gereinigt,
 Die Wogen des Weltenmeers
 Und die Pfade der Geister hast,
 Das bewegliche Reich der Luft,
 Die Verließe der Unterwelt,
 Als, ein Ketter der Schmachttenden,
 Hinab du zur Hölle fuhrst.
 Du aber sei huldreich, Herr,
 Laß gnädig gefallen dir
 Der Töne bewegtes Spiel.

Wir hören in diesem Hymnus sogar die mystische Deutung der Magiergaben vortragen, die später allgemein üblich geworden, in der lateinischen Hymnendichtung aber erst Jahrhunderte später auftritt, obschon sie sich u. a. schon bei Ambrosius findet. Auch der achte Hymnus wendet sich an „den erlauchten Sproß

der Jungfrau“ in vertrauensvollem Gebete um die Gaben der Natur und Gnade für sich und die Seinigen.

Zu den schönsten und schwungvollsten Liedern des libyschen Sängers ist wieder der neunte Hymnus zu zählen, trotz des reichlichen mythologischen Schmuckes, ein erhabener Sang von des triumphirenden Gottessohnes Abstieg zur Hölle und Auffahrt zum Himmel. Er beginnt:

Πολυήρατε, κύνιμι,
 σε, μάκαρ, γόνε παρθένου
 ὕμνῳ Σολυμηΐδος,
 ὃς τὰν δολίαν πάγαν
 χθόνοιον μεγάλων ὄφιν
 πατρὸς ἤλασας ὀρχάτων.
 κατέβας μέγχι καὶ χθονὸς
 ἐπίδημιος ἐφαιμέροις
 κατέβας δ' ὑπὸ Τάρταρα
 ψυχῶν ὄθι μυρία
 θάνατος νέμεν ἔθνεα.
 φρίξεν σε γέρων τότε
 Ἄιδας ὁ παλαιγενῆς,
 καὶ λαοβόρος κύων
 ἀνεχάσασατο βηλοῦ.
 λύσας δ' ἀπὸ πημάτων
 ψυχῶν ὀσίους χοροὺς
 διάσοισιν ἀκηράτοις
 ὕμνους ἀνάγεις πατρί.
 ἀνιόντα σε, κοίρανε,
 τὰ κατ' ἡέρος ἄσπετα
 τρέσεν ἔθνεα δαιμόνων,
 θάμβησε δ' ἀκηράτων
 χορὸς ἀμβροτος ἀστέρων
 αἰθήρ ὃς γελάσασας
 σοφὸς ἀρμονίας πατήρ
 ἐξ ἑπτατόνου λύρας
 ἐκεράσασατο μουσικὰν
 ἐπινίκιον ἐς μέλος.
 μεΐδησεν Ἐωςφόρος,
 ὁ διάκτορος ἡμέρας,
 καὶ χρύσεος Ἑσπερος,
 κυθερήϊος ἀστήρ.
 ἃ μὲν κερδέν σέλας
 πλήσασα ῥόου πυρὸς
 ἀγείτο σελάνα,
 ποιμὴν νυχίων θεῶν.
 τὰν δ' ἐδρυφανῆ κόμην
 Τιτάν ἐπετάσασατο
 ἄρρητον ὑπ' ἔχμιον.
 ἔργω δὲ γόνον θεοῦ,

Geliebter, erhabener,
 O seliger Sohn der Maid
 Von Solhyma, dir ich sing',
 Der die kriechende Schlange du,
 Die rankferfinnende,
 Aus dem Garten des Vaters triebst.
 Du stiegst zur Erd' herab,
 Dich gesellend den Sterblichen,
 Du stiegst zur Unterwelt,
 Wo der Seelen unzählig Volk
 In Gefangenschaft hielt der Tod.
 Da erschauerte Hades bang
 Vor dir, der uraltrige,
 Und der Hund von der Schwelle wich,
 Der Volkerverfangler.
 Nachdem du von Leid erlöst
 Die Chöre der Seelen dort,
 Du fuhrtest den reinen Zug
 Lobsingend dem Vater zu.
 Da, Herr, da du aufwärts führst
 Durch den Raum, den unendlichen,
 Erbebte der Geister Heer,
 Es staunte der ew'ge Chor
 Der lichten Gestirne,
 Und lächelnd der Aether rief,
 Der Vater der Harmonie,
 Die Töne der Veier mach,
 Der siebenbesaiteten,
 Ein feierndes Siegeslied.
 Da lächelte Phosphoros,
 Der Herold des Tages, da
 Der goldene Hesperos,
 Der Stern Rhytheras;
 Da schmückte mit hellerm Glanz
 Der Mond, der gehornete, sich
 Und führte den Reigen,
 Der silbernen Schafe Hirt;
 Und die Sonne, sie breitete
 Ihr goldenes Haar vor dir
 Zum Teppich der Füße aus;
 Sie erkannte den Gottessohn,

τὸν ἀριστοτέχνην νόον,
 ἰδίου πυρὸς ἀρχάν.
 σὺ δὲ ταραδὺν ἐλάσσας
 κυανάντυγος οὐρανοῦ
 ὑπερήλαο νότων,
 σφαίρησι δ' ἐπέπτας
 νοεραῖσιν ἀκηράτοις,
 ἀγαθῶν ὄθι παρὰ,
 αἰγώμενος οὐρανόσ·
 ἔνθ' οὐτε βαθυρόος
 ἀχαμαντοπόδοσ χροῖνοσ
 χροῖνοσ ἔχρονα σφρωων,
 οὐ κήρεσ ἀναιδέεσ
 βαθυκύμονοσ ὕλασ·
 ἀλλ' ἀπτόσ ἀγρήροσ
 αἰὼν ὁ παλαιγενήσ,
 νεοσ ὦν ἅμα καὶ γέρων
 τὰσ ἀενάω μονᾶσ
 ταμίασ πέλεται θεοῖσ.

Den Geist, der die Welt erfann,
 Den Quell ihres Lichtes.
 Du aber den Fittich schwangst
 Und über das Himmelszelt,
 Das blaue, du schwebtest,
 Du flogst zu den Kreisen auf,
 Den reinen, den geistigen,
 Wo die Quelle des Guten
 Im schweigenden Himmel fließt;
 Dort fluthet nicht ruhelos
 Der wirbelnde Strom der Zeit,
 Fortschwemmend den Erdensohn,
 Dort herrscht nicht rückichtslos
 Der gärenden Stoffe Wucht;
 Dort waltet und altert nie
 Seit alters die Ewigkeit,
 Die Mädchen und Ahn zugleich,
 In der ewigen, seligen,
 Erhabenen Gottesstadt.

Es ist ein Beweis für das kräftige und gesunde Leben, welches in diesem Hymnus pulst, daß die Mythologie, die hier in seltener Fülle als schmückendes Beiwerk verwendet ist, nicht stört, sondern eher erfreut. Da uns sonst ähnliche Verquickung — man braucht nur an die zahlreichen Beispiele aus den Tagen des Humanismus zu denken — stets zum Widerspruche reizt und uns das schönste Lied zu vergällen im Stande ist, so muß hier ein besonderer Grund des Gegentheils vorliegen. Ich finde denselben in dem Umstande, daß die mythologische Ausstaffirung uns bei Synesius nicht als etwas Gesuchtes und Affectirtes, nicht als Modeshafscherei, sondern als etwas völlig Ungezwungenes erscheint, das sich aus dem ganzen geistigen Wesen des Dichters wie von selbst ergibt und versteht.

Es ist schon erwähnt worden, daß ein kurzes und schlichtes Gebet des Dichters als zehnter Hymnus die Sammlung seiner Lieder beschließt. Dasselbe mag passend auch an den Schluß dieser anspruchslosen Zeilen treten, die, alle gelehrte Untersuchung beiseite lassend, keinen andern Zweck verfolgen, als für die Lieder des kyrenaischen Sängers, dieses letzten Hellenen im Gewande des christlichen Bischofs, in weitem Kreise Interesse zu suchen und gewiß auch zu finden. Sein Schwanensang lautet:

Μνώεο, Χριστέ,
 υἱὲ θεοῦ
 ἠψυμῆδοντοσ,
 οἰχέτεω σεῦ,
 κῆρ' ἀλιτροῖο
 τὰδε γράφαντοσ·
 καὶ μοι ὅπασσον
 λύσιν παθέων

Christe, gebente,
 Einziggelborner
 Gott des Allherrschers,
 Deines in Schuld ge-
 borenen Knechtens,
 Der dies gesungen.
 Löse in Huld mein
 Herz von der Sünde

κηριτρεφῆων,
 τὰ μοι ἔμφυτῇ
 ψυχᾷ ῥυπαρᾷ·
 δὸς δὲ ιδέσθαι,
 σῶτερ Ἰησοῦ,
 ζαθέαν αἴγλαν
 σάν, ἔνθα φανεῖς
 μέλψω ἀοιδᾶν
 παῖονι ψυχᾶν,
 παῖονι γυῖων,
 πατρὶ σὺν μεγάλῳ
 πνεύματι δ' ἄγνῳ.

Banden, die meine
 Seele besfleckend
 Mit mir geboren.
 Gib, daß dein Licht ich,
 Jesu, Erretter,
 Schaue, das heil'ge,
 Vor deinem Antlitz
 Singend mein Lied dir,
 Arzt meiner Seele,
 Arzt du des Leibes,
 Dir mit dem Vater
 Und mit dem Geiste.

G. M. Dreves S. J.

Recensionen.

Oeuvres de Saint François de Sales, Évêque et Prince de Genève et Docteur de l'Église. Édition complète d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites, dédiée à N. S. P. le Pape Léon XIII et honorée d'un bref de Sa Sainteté, publiée sur l'invitation de M^{sr} Isoard, Évêque d'Annecy, par les soins des Religieuses de la Visitation du I^{er} Monastère d'Annecy.

Tome III: Introduction à la vie devote. LXXII, 366 et 206 p. 8^o; Tome IV et V: Traitté de l'amour de Dieu. XCIV, 370 et 510 p. 8^o; Tome VI: Les vrais entretiens spirituels. LXII, 480 p. 8^o; Tome VII: Sermons, I^{er} vol. XVI, 490 p. 8^o; Tome VIII: Sermons, II^e vol. XX, 448 p. 8^o. Genève, Trembley (Freiburg, Herder), 1893—1897. Preis à Band Fr. 8.

Es sind vier Jahre her, seit die ersten beiden Bände dieser wahrhaft prachtvollen Neuauflage der Werke eines gefeierten Kirchenlehrers in diesen Blättern (Bd. XLIV, S. 371) zur Anzeige gebracht werden konnten. Jene Bände umfaßten die zwei großen polemischen Schriften des Heiligen, die beide der Zeit seiner Jugend und dem Beginne seiner apostolischen Thätigkeit angehören. Schon bei jener Anzeige ist der mustergiltigen Sorgfalt wie den Grundrissen der Edition, der vollendet schönen Ausstattung und dem durch Beifügung bisher ungekannter Manuscriptenschätze bereicherten Inhalte der volle Tribut der Anerkennung ausgesprochen worden. Seitdem aber hat dieses Werk einen Fortgang genommen, der es nicht mehr als zutreffend erscheinen läßt, dasselbe einfach als eine „Neuauflage“ zur Anzeige zu bringen. Es bietet keineswegs nur das Alte gefälliger und zuverlässiger, es bringt auch völlig Neues und Unerwartetes. Freilich umfaßt gleich die folgende Abtheilung der Gesamtedition (Bd. III—V) die berühmten und klassischen Werke des Heiligen, und der Herausgeber war daher an den von dem heiligen Lehrer selbst definitiv festgestellten Text (für die Philothea an den von 1619, für die Abhandlung von der Gottesliebe an die Ausgabe von 1616) streng gebunden. Trotzdem mußte schon Bd. III jeden Verehrer des Heiligen freudig überraschen. Vor allem hatte der Herausgeber den glücklichen Gedanken,

in einem eigens paginirten Beihefte, als Appendix, die längst völlig ungekannnte, aber für die Person des Heiligen überaus interessante allererste Ausgabe des berühmten Büchleins der Philothea von 1608 (datirt 1609), sogar mit dem facsimilirten Titelbilde der ursprünglichen Ausgabe, beizugeben. Den Haupttheil des Bandes füllt dann allerdings der Text der Definitiv-Ausgabe von 1619, aber mit Beifügung aller Aenderungen, welche der Heilige, angefangen von der schon bei der 2. Auflage vollzogenen völligen Umarbeitung, durch zahlreiche, von ihm selbst besorgte Ausgaben hindurch vorgenommen hat. Auch die Manuscripte werden zur Vergleichung herbeigezogen und recht werthvolle Erläuterungen gelegentlich eingestreut. Dazu hat überdies der gelehrte Herausgeber in einer Einleitung von 70 Seiten die ganze Vor- und Nachgeschichte des gefeierten Werkes mit echtem Benediktinerfleiß registriert. Es ist wohl bekannt, daß nebst dem Büchlein von der Nachfolge Christi kaum je ein Andachtsbuch von seinem ersten Erscheinen an einen so glänzenden und dabei so wohlthätigen Rundgang durch die katholische Welt und durch die Jahrhunderte gemacht hat, wie die Philothea des liebenswürdigen Geisteslehrers von Genf. Es wäre verlockend, in dieser Beziehung eine Parallele zu versuchen mit dem in seiner Art ähnlich erfolgreichen Werke des finstern Genfer Reformators, den 1536 zuerst erschienenen *Institutiones religionis christianae* des Antipodeu unseres Heiligen. Franz von Sales selbst erwähnt gelegentlich, daß, abgesehen von seinen eigenen Neuauflagen, die Philothea innerhalb der ersten zwei Jahre nicht weniger als sechsmal unerlaubterweise nachgedruckt worden ist. Allein in noch weit höherem Grade ist die Vorgeschichte des kostbaren Büchleins interessant und anziehend. Der Herausgeber hat hier durch fleißige und glückliche Forschung sein Meisterstück geleistet, und jeder Verehrer des Heiligen wird ihm dafür hohen Dank wissen. Diese Unterjuchung über die „Geschichte der Philothea“ hat den Werth einer selbständigen Arbeit und würde bei selbständigem Erscheinen mit großem Interesse aufgenommen werden.

Bei aller Anerkennung für die gelehrte Einleitung sei übrigens eine Meinungsverschiedenheit nicht unterdrückt. Um Inhalt und Tendenz der Philothea in einem Worte zusammenzufassen, definirt der Herausgeber (III, p. xli) den „Geist“ dieses Buches: *Cet esprit est essentiellement l'esprit monastique ou religieux*. Wollte er mit diesen Worten den Geist „wahrer Innerlichkeit“ bezeichnen oder etwa das, was mit dieser nothwendig verbunden sein muß und größtentheils schon von ihr vorausgesetzt wird, die „Loschälung vom eigenen Selbst“, so wäre der Gedanke annehmbar, der Ausdruck aber nicht glücklich gewählt. Denn es muß zwar jeder echte Ordensmann und jeder richtige Mönch die wahre Innerlichkeit und jene Loschälung besitzen; allein nicht jede Seele, welche wahre Innerlichkeit errungen hat, braucht deshalb auch dasjenige sich zu eigen zu machen, was dem Mönch oder überhaupt dem *homo vitae regularis* specifisch eigen ist und ihn von dem frommen Weltmann unterscheidet. Sollte der gelehrte Verfasser der Einleitung aber sein Wort *monastique* ou *religieux* im strengen und eigentlichen Sinne verstanden wissen wollen, so wäre es unmöglich, seiner Anschauung beizustimmen. Denn die Philothea ist und wird stets bleiben das klassische Lehrbuch

jener Frömmigkeit, die in wahrer Innerlichkeit besteht, ohne daß etwas Klösterliches oder Mönchisches ihr anhafte. Den gemeinsamen Boden wahrer innerer Frömmigkeit vorausgesetzt, besteht weit eher ein Gegensatz zwischen dem Geiste der Philothea und dem mönchischen Geiste, als daß man beide miteinander identificiren dürfte.

Auch bei den folgenden beiden Bänden hat sich der Herausgeber nicht begnügt, dem sorglich wiedergegebenen Texte der Abhandlung von der Gottesliebe eine gediegene historische Einleitung voranzuschicken. Durch Anfügung der Varianten aus den Originalhandschriften, durch Hinweis auf Parallelstellen in andern Schriften des Heiligen, durch Inanspruchnahme des Autors wider ungerechten Tadel und mancherlei werthvolle andere Notizen weiß er den Text noch näher zu beleuchten. Zum Schlusse des zweiten dieser Bände konnte er noch einen Appendix anfügen (133 klein gedruckte Seiten) mit jenen Theilen der ersten Redaction des Werkes, welche bei der wirklichen Herausgabe in Wegfall gekommen sind. Mag auch das Hauptinteresse bei solchen Stücken vorwiegend der Persönlichkeit des Heiligen gelten, seiner Arbeitsweise und geistigen Individualität: bei einem Franz von Sales kann es nicht fehlen, daß auch unter solchen bei dem Kunstbau verworfenen Bausteinen noch viel brauchbares und selbst kostbares Material sich findet. Nicht ohne Vergnügen überblickt man dabei (V, 491—493) die Tabelle, welche die noch vorhandenen Stücke des Manuscripts und die Orte ihrer gegenwärtigen Aufbewahrung zusammenstellt. Gewiß existirt von Manuscripten des hl. Franz von Sales noch manches mehr in privaten wie öffentlichen Sammlungen. Es wäre zu wünschen, daß alles aufgeboten würde, um noch vor Abschluß dieser herrlichen Ausgabe den beteiligten Factoren darüber Mittheilung zu verschaffen.

Es mag kleinlich erscheinen, dürfte aber doch nützlich sein, an dieser Stelle bemerkt zu werden, daß der Herausgeber in Bezug auf deutsche Lobredner des Heiligen und seines großen theologischen Werkes nicht ganz orientirt erscheint. Der gute alte Joſam würde wohl selbst am meisten erstaunt sein, sich hier in der Einleitung zum Theotimus als illustre professeur, savant docteur, célèbre professeur allemand an der Spitze der deutschen Theologie wiederzufinden. Dem Urtheil eines Möhler wird weit minderes Gewicht beigelegt und noch weniger dem des sel. Bischofs Müller von Linz, dessen theologische Bedeutung wie dessen spätere kirchliche Stellung dem Herausgeber entgangen sind. Unter dem Namen Schützler wird man nicht leicht Constantin v. Schäßler wiedererkennen. Das hübsche Zeugniß bei Dr. H. Oswald (Die Lehre von der Heiligung [3. Aufl., 1885] S. 262) hätte passend angeführt werden können und wohl noch manches andere mehr. Auch möchte es auffallen, daß in dem Kapitel der Einleitung, welches eigens den Angriffen auf die Lehre des Heiligen in seiner Abhandlung über die Gottesliebe gewidmet ist, mit keinem Worte hingewiesen wird auf die Einwürfe des *Henricus a S. Ignatio*, *Ethica amoris*, tom. II, lib. 3, und die erfolgreiche Vertheidigung des Heiligen durch *de Rubeis*, *De caritate virtute theologica*.

Mit Band VI beginnt eine neue Art von Werken zu erscheinen; es ist gleichsam eine zweite Serie. Die ersten fünf Bände enthielten das, was der hl. Franz von Sales als Schriftsteller sorgfältig vorbereitet und nach eigenem

Plan geleistet hat und wofür er als Schriftsteller die Verantwortung trägt. Diese zweite Serie wendet sich nun aber Producten seines Geistes zu, welche mehr den Anforderungen des täglichen Lebens, den Eigenthümlichkeiten seiner Stellung und zufälligen Gelegenheiten ihre Entstehung verdanken und welche überdies nur zum kleinern Theile von dem Heiligen selbst schriftlich fixirt, größtentheils aber von andern ihm nachgeschrieben wurden. Zu dieser Art von Werken darf auch die Mehrzahl seiner Briefe gerechnet werden, die ohne sein persönliches Zuthun, ohne eigene Auswahl und nochmalige Revision erst nach seinem Tode von andern veröffentlicht worden sind. Diese zweite Serie von Werken verspricht die Neuauflage noch ungleich werthvoller zu machen als die erste. Sie wird allein vier Bände Predigten und wohl auch mehrere Bände Briefe umfassen. Es liegen bis jetzt erst drei Bände von dieser zweiten Serie — wenn man sie so nennen darf — fertig vor. Der erste (Bd. VI) enthält die *Vrays entretiens spirituels*, dasjenige von den Werken des Heiligen, welches von allen die bewegteste, verwickelteste und bis auf den heutigen Tag am wenigsten glückliche Geschichte gehabt hat. Von den 21 in ganzer Ausdehnung aufgenommenen Unterweisungen liegt nur für eine einzige eine schriftliche Aufzeichnung des Heiligen vor, und zwar geschrieben auf die Rückseite eines unter dem Datum des 28. Juli 1611 abgefaßten Briefes, was zugleich für die Datirung der frühesten dieser Unterweisungen von Belang ist.

Der heilige Bischof nahm zu den ersten Schwestern von der Heimsuchung nicht nur die Stellung eines Gesetzgebers, eines Beichtvaters und Gewissensführers ein, er war ihnen ein wahrhaft väterlicher Freund, ja im eigentlichen Sinne vertrat er an ihnen die Stelle eines Novizenmeisters. Bei seinen häufigen Besuchen pflegte er diesen auserwählten Seelen über das geistliche Leben, über das Wesen des Ordensstandes und über ihre besondern Regeln Unterweisungen zu geben und auf alle ihre Fragen und Schwierigkeiten mit geduldiger Belehrung einzugehen. Bei der hohen Verehrung, mit welcher alle für ihn erfüllt waren — sie achteten ihn fast gleich einem Engel des Himmels, und die hl. Francisca von Chantal ahnte mit überraschender Deutlichkeit seine spätere Stellung unter den Heiligen der Kirche voraus — wurde jedes Wort von ihm wie eine Himmelsgabe aufgenommen. Eine besonders befähigte Schwester war stets beauftragt, sofort nachdem der heilige Bischof das Hans verlassen, seine Lehren und Ermahnungen möglichst getreu aufzuzeichnen. Agnes Joly de la Roche, welche von Juli 1612 bis 1620 dieses Amtes waltete, war durch eine erstaunliche Gedächtnistreue ausgezeichnet; ihre Nachfolgerin bei dieser Aufgabe mußte das Aufgezeichnete stets der ganzen Genossenschaft vorlesen, um etwaige Ergänzungen oder Berichtigungen entgegenzunehmen. Diese Aufzeichnungen wurden nicht bloß als kostbarer Schatz bewahrt und wieder und wieder gelesen, sondern auch durch Abschriften vervielfältigt und beim Anwachsen des Ordens auch an die übrigen Häuser versendet, und allmonatlich wurden einige der Unterweisungen öffentlich bei Tisch vorlesen. Die mancherlei Fehler, welche in Folge der öftern Abschriften sich allmählich in den Text einschlichen, hatten die hl. Francisca von Chantal bereits ernstlich auf den Gedanken gebracht, eine ganze Sammlung dieser Unterweisungen nach einer sorgfältig veranstalteten

definitiven Redaction drucken zu lassen, als unerwartet dieser Familienschatz des Ordens ohne Erlaubniß und Vorwissen der heiligen Generaloberin von fremder Hand in den Druck gegeben wurde. Am 7. Mai 1628 war diese seltene Ausgabe der *Entretiens et Colloques spirituels* vollendet. Die heilige Oberin und mit ihr ihre Schwestern waren aufs äußerste entrüstet. Der Herausgeber hatte vor allem in der Meinung, „den Stil zu verbessern“, von der liebenswürdigen Eigenart des Heiligen manches hinweggenommen, abgeblaßt, verwässert und verdorben. Die Ausgabe war verunstaltet durch eine Reihe enormer und geradezu sinnwidriger Druckversehen. Endlich aber — und das war wohl der Hauptgrund der Entrüstung — hatte der Herausgeber mit großer Unzartheit alles ans Licht der Oeffentlichkeit gegeben, was vom Heiligen ursprünglich für ganz wenige vertraute Personen, für ihre ganz besondern Verhältnisse, zu ihrer Seelenleitung und auf ihre Gewissensfragen hin, zum Theil über besondere Vorkommnisse im Innern des Ordenshauses gesprochen worden war. Manches war daher in hohem Grade confidenciel, manches so delicateser Natur, daß es zu böswilligen Glossen wohlfeile Handhabe bieten konnte. Die hl. Francisca von Chantal mit der ihr eigenen Energie bot nun alles auf, um die ganze Auflage von 1600 Exemplaren in den verschiedenen Städten Lyon, Valence, Belley u. s. w. schleunigst aufzukaufen und verbrennen zu lassen. Diesen unseligen *Faux Entretiens* mußten nun nothwendig die *Vrais Entretiens* entgegengestellt werden. Alle directen Anspielungen, alle Einzelheiten, welche sich auf die intimern Angelegenheiten des Ordenshauses bezogen, auch alles, was zu speciell auf die Regeln und Gebräuche der Visitantinnen Bezug nahm, wurde nun im Manuscripte unterdrückt, die verschiedenen Ansprachen und Unterweisungen wurden nach großen sachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt, auch noch Auszüge aus drei nachgeschriebenen Predigten des Heiligen hinzugefügt. In der Auswahl und Zusammenordnung verfuhr man demnach ziemlich frei; innerhalb der einzelnen Abschnitte wurde jedoch der aus dem Munde des Heiligen niedergeschriebene Text mit der größten Pietät behütet. So kam die von der hl. Francisca von Chantal angeordnete Definitiv-Ausgabe zu stande. Aus Ehrfurcht für den Willen dieser großen Heiligen hat der Herausgeber geglaubt, an diese Ausgabe sich halten zu müssen. Er war aber so glücklich, auf vollen 60 Seiten noch andere, unbekannte, in die Definitiv-Ausgabe nicht ausgenommene Stücke von solchen Unterweisungen als Anhang beifügen zu können. Eine hochinteressante Einleitung von 72 Seiten erzählt das Zustandekommen und die Schicksale dieser im Orden der Heimsuchung stets so hochgehaltenen Sammlung von geistlichen Lehren. Wie sehr man indes den Rücksichten, welche der Herausgeber nothwendig zu nehmen hatte, seine Achtung zollen mag, so drängt sich doch dem Beurtheiler fast ein Bedauern auf, daß nicht die sogen. „*Faux*“ *Entretiens* der jetzigen Neuauflage zu Grunde gelegt worden sind. Der hl. Franz von Sales steht heute so hoch und unantastbar da vor aller Welt, und auch über die ersten heldenmüthigen Töchter der Heimsuchung ist das Urtheil in einer Weise gefestigt, daß frivole Glossen gewiß von niemanden zu fürchten wären. Dagegen hätte die Kenntniß des Heiligen selbst wie der Anfänge seines Ordens um manches gewinnen und an Erbauung wie an Belehrung noch reicher werden können. Jeden-

falls man in den *Faux Entretiens* die Zusammenordnung und Eintheilung der verschiedenen Abschnitte eine getreuerere. Der Herausgeber selbst hat diesen *Faux Entretiens* das Zeugniß nicht versagen können (VI, p. xxii), daß sie, abgesehen von groben Versetzen und Flüchtigkeitsfehlern, nach Ausweis der Manuscripte sich an die ursprünglichen Vorlagen gehalten haben.

Mit Band VII beginnt die Sammlung der Predigten, von welcher zwei weitere Bände noch zu erwarten sind. Gerade diese Sammlung wird einen Hauptvortrag und eine der Glanzpartien dieser Neuauflage ausmachen. Band VIII (Predigten II) hat fast den Werth einer ersten Edition, indem unter den zahlreichen Stücken, die fast ausnahmslos den Autographen des heiligen Kirchenlehrers entnommen sind, nur wenige sich finden, die früher schon gedruckt waren. Aber allerdings sind es in diesem II. Bande nicht so fast ausgearbeitete Predigten, als vielmehr Entwürfe, Skizzen, Fragmente, meistens in lateinischer Sprache, welche nur den reichen Kern der Sache enthalten, dabei aber auch einen interessanten Blick in die geistige Werkstatt des heiligen Predigers zu thun gestatten. Die früheren Ausgaben hatten die lateinischen Skizzen und Bemerkungen des Heiligen nur in französischer Uebersetzung gegeben, die vorhandenen Lücken oft mickriglich ausgefüllt und zum Theil die Barbarei begangen, die Sprache des Heiligen modernisiren zu wollen. Der jetzige Herausgeber aber, getreu seinen Grundsätzen, hält sich überall genau an den Text des heiligen Kirchenlehrers, gibt jedoch den lateinischen Stücken eine französische Uebersetzung bei. Ferner stellt er, was von fundamentaler Wichtigkeit ist, eine strenge Scheidung her zwischen Predigten, deren Wortlaut oder Skizze auf Grund des Manuscriptes des Heiligen, und solchen, welche nur auf Grund des Nachschreibens anderer erhalten wurden. Für jeden, der von solchen Nachschreibungen, zumal bei Abgang der Stenographie, etwas erfahren hat, muß dieser Kapitalunterschied in die Augen springen. Innerhalb dieser zwei Hauptabtheilungen wird endlich, was bisher stets versäumt worden ist, die chronologische Reihenfolge der einzelnen Stücke wiederhergestellt. Das Uebersprudelnde und Ueberwuchernde in den Jugendreden des großen Kirchenlehrers wird jetzt seine richtige Beurtheilung finden; man kann jetzt seine Entwicklung verfolgen von seinem ersten Auftreten als Subdiakon an bis zur Würde und Reise des bewunderten Kirchenfürsten. Dem IV. Bande der Sammlung wird der gelehrte Herausgeber noch eine eigene Dissertation beifügen über die homiletischen Grundsätze und die Predigtweise des heiligen Kirchenlehrers. Nach dem, was bisher als selbständige Arbeit von Dom Mackey O. S. B. in dieser Neuauflage hervorgetreten ist, kann man von dieser Untersuchung nur etwas höchst Lehrreiches und Ausgezeichnetes erwarten. Dazu kommt, daß gerade von den Predigten des Heiligen außerordentlich Vieles und recht Werthvolles noch in den Manuscripten verborgen liegt, das der Herausgeber jetzt zum erstenmal ans Licht zu geben in der glücklichen Lage ist.

Ob auch in Bezug auf die briefliche Correspondenz des Heiligen vieles Neue zu erwarten ist, hat der Herausgeber noch nicht verrathen. Es läßt sich jedoch nach den bisherigen Erfahrungen bei dieser wahren *edition complète* kaum bezweifeln. Sicherlich wird nach der Vollendung sowohl die Sammlung der

Predigten wie die der Briefe, nach solchen Grundsätzen und in solchen Verhältnissen edirt wie hier, eine Leistung von höchstem Interesse und von nicht geringem Werthe sowohl für die Zwecke der Wissenschaft wie für die der Erbauung sein. Es muß dabei besonders hervorgehoben werden, daß diese neue Ausgabe wie in anderer Beziehung so auch in Bezug auf die Vertheilung so geschickt eingerichtet ist, daß stets die einzelnen Hauptwerke oder Hauptabtheilungen von Schriften in einem oder mehreren Bänden für sich ein abgeschlossenes und abgerundetes Ganze bilden. Es wird dies von Wichtigkeit sein für solche, welche an den Predigten oder an der Brieffammlung für sich genommen ein specielles Interesse nehmen, und deren wird es, soweit nur der hl. Franz von Sales und seine Werke einigermaßen gekannt sind, gewiß viele geben. Zu beneiden ist jedenfalls der Geschichtsschreiber, welcher einst berufen sein wird, auf Grund einer so reichen und glänzenden Vorarbeit, wie diese Neuauflage nach ihrer Vollendung es sein wird, im eigentlichen Sinne die Geschichte des hl. Franz von Sales zu schreiben. Möge das schöne, mit jedem neuen Bande noch mehr versprechende Unternehmen unter der gleichen bewährten Leitung rüstig voranschreiten zu baldiger, würdiger Vollendung!

L. Schmitt S. J.

Theologia fundamentalis auctore Ignatio Ottiger S. J. Tomus I.

De revelatione supernaturali. Cum approbatione Revmi Vic.

Cap. Friburgensis et Superiorum Ordinis. 8°. (XXIV et 928 p.) Friburgi, Herder, 1897. Preis M. 12.

In den letzten Jahren sind zahlreiche Lehrbücher aus den verschiedenen theologischen Fächern erschienen. Diese reiche literarische Production ist gewiß in erster Linie ein gutes Zeichen für den großen Eifer, mit dem die theologischen Studien betrieben werden. Wenn übrigens klarere und bestimmtere Fassung der katholischen Lehre, gründlichere Beweisführung, näheres Eingehen auch auf moderne Irrthümer, Gesamtdarstellung des theologischen Lehrgehaltes aus einem Guß unbedingt einen Fortschritt bedeutet, so werden die Verfasser dieser Lehrbücher mit Recht das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, auch die theologische Wissenschaft mit ihren Arbeiten gefördert zu haben. Nicht zuletzt bedeuten diese Lehrbücher einen Fortschritt in der Lehrmethode; denn es scheint mehr und mehr die Ueberzeugung sich Bahn zu brechen, daß ein freier Lehrvortrag im Anschluß an ein gediegenes Textbuch dem geistlosen Dictiren vorzuziehen sei.

Doppelt erfreulich ist es aber, daß neben den vielen Lehrbüchern nicht wenige theologische Monographien in letzter Zeit veröffentlicht wurden, deren mehr ausgesprochener Zweck die Förderung der theologischen Wissenschaft ist, sei es durch die sorgfältige Behandlung wichtiger Einzelfragen oder durch Vertiefung und weitere Ausführung ganzer Tractate. Zu dieser letztern Art rechnen wir das hier ausgezeigte Werk, welches die gesamte Fundamentalthologie zum Gegenstande hat und ohne Zweifel in Bezug auf Gründlichkeit und eine consequent durchgeführte richtige Methode eine hervorragende Leistung bildet, an Umfang aber die gewöhnlichen Lehrbücher über diesen Gegenstand um das Drei-

bis Viersache übertrifft. Der Verfasser liefert daher nicht ein einfaches Textbuch für den Schulgebrauch, sondern ein vorzügliches Hilfsmittel für Professoren und jene Theologiestudirenden, welche tiefer in die Fundamentalthologie einzudringen wünschen.

Dem ganzen Werke schickt der Verfasser eine inhaltreiche Einleitung voraus, worin er sich über Ursprung, Zweck, Gegenstand, Eintheilung, Methode, Geschichte u. s. w. der Fundamentalthologie sehr eingehend verbreitet.

Unter diesen Einleitungsfragen nimmt ohne allen Zweifel der Abschnitt über die Methode, was Umfang und Wichtigkeit anbelangt, die erste Stelle ein. Es haben gewiß schon andere Schriftsteller im wesentlichen den vom Verfasser vertheidigten Gang eingehalten, zumal derselbe mit den reichen Schätzen seines Wissens in freundschaftlicher Mittheilung nie gekargt hat; doch dürfte sich in andern Werken kaum eine solche ausführliche Begründung der vom Verfasser schon vor vielen Jahren selbständig aufgestellten und consequent durchgeführten Methode finden.

Unter anderem können wir es nur billigen, wenn bei der Methode in erster Linie betont wird, daß in der Fundamentalthologie allerdings nicht unbewiesene Voraussetzungen als Grundlage dienen können, aber die feststehenden Lehrsätze einer christlichen Philosophie nicht von neuem zu beweisen seien — ein Grundsatz, den mit Recht Professor Müller gegen Schills Principienlehre vertreten hat. Lückenhafte philosophische Vorstudien sollten nicht die Richtschnur bilden für den Aufbau des theologischen Lehrgebäudes. Aus demselben Grunde ist es nur zu billigen, wenn der Verfasser der Exegese den ihr eigenen Stoff der Authentie und Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift überläßt. Die nothwendige Scheidung der theologischen Fächer fordert dies, und Gegenstand und Methode der Behandlung lassen diese Untersuchungen für dogmatische Vorlesungen als weniger geeignet erscheinen.

Bei dem Widerstreit der Meinungen, ob schon in der Apologetik der Beweis der Gottheit Christi zu erbringen sei, oder ob man sich vorläufig begnügen könne, Christus als Gesandten Gottes zu beglaubigen, tritt der Verfasser mit durchschlagenden Gründen für die erstere Ansicht ein. Christus als Gesandter oder Herold Gottes bringt zunächst eine gewisse Gleichstellung mit Moses, welche das neue Gesetz und die Kirche Christi nicht in ihrer ganzen Erhabenheit zeigen. Ferner, betont man in Christus nur den Gesandten Gottes, so tritt seine Eigenschaft als Gesetzgeber des Neuen Bundes viel zu viel in den Hintergrund. Denn der Neue Bund ist ein göttliches Gesetz, wie es auch der Alte Bund gewesen; aber gerade deshalb, weil nur Gott der Urheber eines wirklich göttlichen Gesetzes sein kann, ist der Gesandte Gottes eben nur Herold, Verkündiger, Werkzeug Gottes, aber nicht der eigentliche Urheber des Gesetzes, wahrer Gesetzgeber, wie auch Moses nicht der Urheber des alten Gesetzes gewesen ist. Wird dagegen Christus, der Gesandte Gottes, als Gesetzgeber behandelt, ohne daß seine Gottheit begründet wird, dann schwindet etwas die Göttlichkeit des neuen Gesetzes, da ja ein Gesandter Gottes, mag er auch mit einer noch so ausgedehnten gesetzgebenden Gewalt betraut sein, eben nur menschliche, nicht göttliche

Gesetze geben kann, wenn er nicht selbst Gott ist. Auch ein vom Papste gegebenes Gesetz ist und bleibt ein menschliches Gesetz. Alle diese Verschwommenheiten schwinden mit einem Schlage, wenn man klar und deutlich auch in einer Fundamentalthologie den Satz an die Spitze stellt und solid begründet: „Christus ist wahrer Gott“, wie es in so schöner Weise Phillips am Anfange seines Kirchenrechts thut. „Jesus Christus, der ‚göttliche Weltheiland‘, ist der Gründer der Kirche“, das ist für ihn der Ausgangspunkt seiner Untersuchungen über die Stiftung und Verfassung der Kirche.

Wohl der wichtigste Punkt in der Methode ist die Frage über die richtige Stellung, welche man dem unsehlbaren Lehramt der Kirche in der Fundamentalthologie anzuweisen habe. Schon Bellarmin (in seinen Controversen) rückte den *iudex controversiarum* in den Vordergrund, und mit vollem Recht hat der Verfasser diesen Gedanken ausgegriffen und sich dafür entschieden, an die Spitze seines Tractates *De Ecclesia* eine ausführliche Darstellung über die von Christus vollzogene Einsetzung des unsehlbaren Lehramtes zu stellen. Gegen die Begründung dieses Vorgehens wird sich im wesentlichen kaum etwas Stichthaltiges vorbringen lassen, und manche Theologen werden vielleicht davon Veranlassung nehmen, ihre gedruckten oder auch ungedruckten Vorlesungen einer Revision zu unterziehen. Doch wollen wir dabei nicht die Möglichkeit ausschließen, daß unter Umständen einige Gelehrte wohl den Gang des Verfassers etwas modificiren und, ähnlich wie Phillips, von Petrus als dem Fundament der Kirche Christi ausgehen dürften. Ein solches Vorgehen entspräche völlig dem ontologischen und historischen Aufbau der Kirche Christi, und nicht ohne Grund meinte schon Domdecan Heinrich, daß nach der Definition der päpstlichen Unsehlbarkeit auch in der theologischen Behandlung der Papst eine etwas andere Stelle bekommen könne. Was vom Papste und Concil gilt, trifft selbstverständlich auch bei Petrus und dem Collegium der Apostel zu.

Das eigentliche Werk des Verfassers zerfällt in diesem I. Bande in zwei große Abtheilungen, wovon die erste eine vollständig entwickelte Theorie der Offenbarung bietet, während die zweite dem Beweise der Thatsache einer dreifachen Offenbarung gewidmet ist.

Wo in den theologischen Vorlesungen die Zeit für die Fundamentalthologie kurz zugemessen ist, mag es am Plage sein, als Einleitung in die Fundamentalthologie die zerstreuten Elemente, welche über die Möglichkeit u. s. w. einer Offenbarung sich schon in der Philosophie finden, in knapper Form zu wiederholen und mehr einheitlich zusammenzufassen; aber für eine große wissenschaftliche Fundamentalthologie erwartet man mit Recht ein geschlossenes System, eine vollendete Theorie der Offenbarung, wie sie die rudimentären Bruchstücke aus der Philosophie nicht ersetzen können. Die Philosophen bewegen sich in diesen Fragen auf einem Gebiet, das nur in gewisser Beziehung zu ihrem Fache gehört und von ihnen wohl wenig cultivirt worden wäre, wenn wir nicht thatsächlich eine Offenbarung erhalten hätten. Für den Theologen aber* sind alle diese Untersuchungen unmittelbare Lebensfragen, um die Thatsache der Offenbarung wissenschaftlich zu erfassen und zu begründen, und wenn in andern positiven Fächern

sich mehr und mehr die Nothwendigkeit geltend macht, eine solide philosophische Specialeinleitung voranzuschicken, so wird es auch der Theologie nicht möglich sein, einer solchen zu entzihen.

In der zweiten Abtheilung läßt der Verfasser den kürzern und leichtern Weg, direct nur die Thatsache der christlichen Offenbarung zu beweisen, beiseite und entscheidet sich für die, wie uns scheint, bei einer größern Fundamentaltheologie richtigere Methode, den Beweis für die dreifache Stufe der positiven Offenbarung direct zu führen. Der Verfasser vertheidigt sein Verfahren mit soliden Gründen und beweist der Reihe nach in ihrer historischen Abfolge und genetischen Entwicklung die Existenz einer Uroffenbarung, der mosaischen Offenbarung und der christlichen Offenbarung. Damit gewinnt man ein solides dogmatisches Fundament für eine eingehende Geschichte der Offenbarung, und alle die Großthaten Gottes treten nicht bruchstückweise, sondern als ein einheitliches Ganze in ihrer stufenweisen Entwicklung klarer und schärfer hervor.

Während der Verfasser bei der Kirche Christi eine sorgfältige Behandlung ihres unfehlbaren Lehramtes und Verfassungsorganismus in Aussicht nimmt, konnten wir beim Gesetze Moses' und der Uroffenbarung die analogen Fragen über den Träger eines unfehlbaren Lehramtes und die sociale Organisation dieser Religionen nicht behandelt finden. Suarez (*De legibus*) untersucht letztere Frage in der Einleitung *De veteri lege* sehr eingehend, während neuere Schriftsteller die erstere Frage mit Rücksicht auf die Propheten und Hohenpriester des Alten Bundes nicht unbeachtet lassen und manchmal für den Hohenpriester eine Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen, die sich nicht beweisen läßt. Doch vielleicht behandelt der Verfasser diese Punkte in Verbindung mit den einschlägigen Fragen bei den Untersuchungen über die Kirche.

Auf dem Höhepunkte der christlichen Offenbarung angekommen, kann der Verfasser dann leicht nicht nur den gegenwärtig völlig unberechtigten Standpunkt der jüdischen Religion nachweisen, sondern auch die neueste Aferweisheit moderner Gelehrten, welche die Religion Mohammeds und Buddhas verherrlichen, entschieden widerlegen. Sehr treffend wird insbesondere der Buddha=Schwindel, an dem auch Deutsche hervorragend theilhaftig sind, im Anschluß an die neueste Literatur abgefertigt. Mit Recht lehnt es übrigens der Verfasser ab, auf all die Irrwege und Phasen der Entwicklung bei den nichtchristlichen Religionen einzugehen, wie dies namentlich von dem Protestanten Ehrard geschehen ist. Derartige Untersuchungen gehören mehr der Geschichte der Religionen als der Theologie an und dienen höchstens dazu, um unter endlosem Schutt und noch viel mehr Schmutz ein verlorenes Goldkörnchen aus alter Zeit zu finden.

Hoffentlich folgen bald die versprochenen zwei weitem Bände über die Kirche, Quellen der Offenbarung und andere Einleitungsfragen für das Studium der speciellen Dogmatik. Da das ganze Werk in der Universalsprache der katholischen Kirche geschrieben ist, so wünschen wir aufrichtig, diese gründliche und hervorragende Bearbeitung der Fundamentaltheologie möge weit über Deutschlands Grenzen hinaus Verbreitung und günstige Aufnahme finden.

F. A. Wernz S. J.

Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael S. J., Doctor der Theologie und der Philosophie, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. Erster Band: Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts. 8°. (XLVI u. 344 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis M. 5. Dasselbe in zweiter, unveränderter Auflage, 5 Lieferungen à M. 1.

Mit ungetheilter Freude kann man diesen schönen Band zur Anzeige bringen, durch welchen ein hochbedeutendes Werk den Anfang seines Erscheinens genommen hat. Johannes Janssen hat für jene seine unerreichte Darstellung, mit welcher er zuerst es verstand, das Leben eines großen Volkes in der Geschichte zu beschreiben, bei der bekannten religiös-politischen Umwälzung eingeseht, welche die neuere Zeit vom Mittelalter abgrenzt und ihr ein neues Gepräge verliehen hat. Es war ihm vergönnt, dieselbe bis zu einer neuen gewaltigen und gewaltsamen Erschütterung, dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, durchzuführen. Dem ausgehenden Mittelalter hat er nur in seinem I. Bande einen zusammenfassenden Rückblick wie einen verklärenden Scheidegruß zugewendet. Der überwältigende Eindruck aber, den gerade dieser I. Band hervorgerufen, zeigte deutlicher, als es sich aussprechen läßt, wie wenig jene große Zeit des Mittelalters, die Jugend und Blüthezeit unseres Volkes, gekannt und verstanden ist, und wie dringend es gerade hier des unverdrossenen Forschers, des verständnißvollen und vorurtheilslosen Beurtheilers, des schaffensstüchtigen Geschichtschreibers bedürfe. Die Aufgabe war groß und vielversprechend, sie war sozusagen das drängendste Problem für die deutsche Geschichtsschreibung, aber sie erschien allerdings auch von erdrückender Schwere. P. Michael hat den Muth gehabt, dieser Aufgabe seine starken Schultern zu leihen, und nach Kenntnißnahme dieses I. Bandes darf man ihn dazu beglückwünschen.

Es ist nicht das ganze Mittelalter, was von ihm zu seinem Vorwurfe gewählt worden ist, aber es ist der lehrreichere, interessantere, vielgestaltigere Theil desselben, der alles in sich trägt, was wir als „mittelalterlich“ zu denken und zu bezeichnen pflegen, was die Keime der spätern Entwicklung in sich birgt und auch die vorausgegangenen Jahrhunderte zu begreifen lehrt. Auch er beginnt bei einer großen geistigen Umwälzung, bei jenem gewaltigen, im Laufe des 13. Jahrhunderts vollzogenen Umschwung, durch welchen unser Volk aus den harmlosen Tagen seiner Kindheit heraustrat. Damals ging die Naturalwirtschaft über in Geldwirtschaft, die hofrechtliche Verfassung in das Städtewesen; zu der Arbeitskraft trat heil- und unheilbringend hinzu die Kapitalkraft; das Kurfürstencolleg begann die Kaiserwahl ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen; Friedrich II. ließ sich durch seine sicilische Politik verleiten, die alte staatsrechtliche Ordnung umzugestalten, und wandelte die Monarchie in einen Bundesstaat. Den damals vollzogenen wirtschaftlichen Umschwung allein schon hat Schmoller für folgenreicher und gewaltiger gehalten als selbst die Umwälzungen der Reformation, für „eine Revolution, fast größer als jede spätere, die das deutsche Volk seither erlebt hat“. Dabei war es

aber eine Zeit des höchsten materiellen Wohlstandes in Stadt und Land, die Blüthe des Ritterthums, der Höhepunkt der mittelalterlichen Kunst und Literatur und, man darf wohl sagen, im ganzen auch eine Zeit der Frömmigkeit und Sitte. Von dieser so vielfach bedeutungsvollen Zeitperiode will der Verfasser sein Werk bis dahin fortführen, wo Johannes Janssen das seine begonnen hat.

In der richtig verstandenen Natur der Sache liegt es, daß innerhalb der für den Ausgangspunkt gewählten Periode an erster Stelle die Culturgeschichte unseres Volkes zur Darstellung komme. Tritt doch in ihr das eigentliche Leben, das Fühlen und Denken, Thun und Können eines Volkes hervor im Materiellen wie im Geistigen. Den fast unübersehbaren Stoff hat der Verfasser lichtvoll geschieden in drei Bücher, von denen jedes einen Band füllen wird, und allem Anscheine nach werden diese im engsten Zusammenhang stehenden Bände mit aller Raschheit einander folgen. Es ist schwer zu sagen, welcher von den dreien mehr Anspruch hat auf das allgemeine Interesse. Nichts könnte wohl zu gelegenerer Stunde kommen als der glänzende Nachweis der Lösung der socialen Frage im Deutschland des 13. Jahrhunderts, wie gleich dieser I. Band in der Schilderung der wirtschaftlichen Zustände jener Zeit ihn bietet. Doch wird das hohe Interesse dieses ersten nicht im Wege stehen, daß man den beiden folgenden nur mit um so größerer Spannung und Freude entgegenzieht. Gleich der nächste soll die religiös-sittlichen Zustände des 13. Jahrhunderts behandeln, Erziehung und Unterricht, Wissenschaft und Mystik, und dürfte inhaltlich wohl der bedeutsamste werden. Der III. Band aber mit der Schilderung der deutschen Kunst dürfte vielleicht der sein, welcher auf die Lesewelt im großen den meisten Reiz ausüben wird.

Es ist nun schwer, solange selbst von dem culturgeschichtlichen Abschnitte der in dem Gesamtwerke zu behandelnden ersten Periode nur ein Drittheil vorliegt, bereits ein fertiges Urtheil abzugeben. In nicht wenigen Punkten wäre abzuwarten, wie das Bild später abgerundet und ergänzt werde. Ja, erst wenn das ganze Culturbild der Periode vollendet vorliegt, läßt sich über die richtige Auffassung der Verhältnisse eine bestimmte Ansicht aussprechen. Was sich aber jetzt schon behaupten läßt, ist ohne allen Zweifel, daß der vorliegende Band eine hochinteressante, ungemein lehrreiche Lesung bietet. Es ist eine wirklich gediegene Leistung auf Grund unendlich ausgedehnter, sorgfältiger und mühevoller Studien, dabei in durchsichtiger, anziehender Darstellung.

Durch die meisterhafte Darstellung tritt vieles in ganz überraschend neues Licht; auch eigentlich neue Resultate werden zu Tage gefördert; man vergleiche z. B. den Abschnitt über den Einfluß des römischen Rechts (S. 327, 8). Aber abgesehen von dem, was hieraus der strengen Wissenschaft an Gewinn erwächst, ist der Band fruchtbar mit der mannigfaltigsten geistigen Anregung für jeden gebildeten Leser und wird in vieler Beziehung nicht nur klärend, sondern geradezu auch erhebend wirken, und dies obwohl — ja vielleicht gerade weil — der Verfasser ganz unbesungen und voraussetzungslos an seinen Stoff herantreten ist und nirgends darauf ausgeht, zu beschönigen, sondern nur die schlichte Wahrheit zu sagen. Dagegen ist er aber auch besonnen und billig genug, bei der Schilderung der Sitten und Zustände die Natur seiner Quellen sorglich abzuwägen.

Die ausgezeichnete Bemerkung S. 82 ist in dieser Beziehung ein wahres Verdienst. Zwar ist sie direct nur gemünzt auf die geschilderten Schattenseiten im damaligen Bauernstande, ist jedoch von ganz allgemeiner Geltung:

„Es würde dem geschichtlichen Thatbestand nicht entsprechen, wollte man in den von Dichtern und Predigern entworfenen Stimmungsbildern eine Zeichnung des gesamten Bauernstandes erblicken. Dichter übertreiben leicht. . . Die Sittensprediger richten ihr Hauptaugenmerk naturgemäß auf das Verkehrte und Schlechte. Zudem entzieht sich das Gute, weil meist unscheinlich und verborgen, den Blicken der großen Welt. . .“

Ähnliches dürfte manchmal auch auf die viel angerufenen Zeugnisse des Cäsar von Heisterbach anzuwenden sein, der als weltabgestorbener Ordensmann Personen und Verhältnisse manchmal mit strengerem Blicke mißt, als es in der Sache begründet erscheint.

Die Literaturachweise sind überaus reich, so reich, daß man zuweilen eine gewisse Beschränkung nach festen Grundsätzen vielleicht wünschen möchte; sie enthalten dabei des Lehrreichen und Dankenswerthen viel und geben ehrendes Zeugniß für den staunenswerthen Fleiß des Verfassers. Möge dem gelehrten Geschichtschreiber der ungetrübte Erfolg und seinem schönen Werke die Anerkennung und Verbreitung zu theil werden, die sie in so hohem Maße verdienen.

Otto Pfülf S. J.

Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom. Dem derzeitigen Rector Monsignore de Waal gewidmet von Mitgliedern und Freunden des Collegiums. Herausgegeben von Dr. **Stephan Ghesz.** Mit zwei Tafeln und zwölf Abbildungen im Texte. Lex.-8°. (XII u. 308 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis M. 12.

Die vorliegende Schrift verdankt ihr Entstehen dem 1100jährigen Gründungsjubiläum des Campo Santo der Deutschen in Rom. Mitglieder und Freunde des seit 20 Jahren an der altherwürdigen Stiftung eingerichteten Priestercollegiums, das schon so manchem seiner Angehörigen die Möglichkeit bot, Kraft und Muße in vollem Maße archäologischem und historischem Quellenstudium zuzuwenden, und zugleich manchen deutschen Landknechten, die durch ihre Studien auf kürzere oder längere Zeit zu den wissenschaftlichen Reichthümern der ewigen Stadt getrieben wurden, Anregung und Förderung geboten hat, tragen hier gemeinschaftlich zur Hebung der seltenen Feier bei. Die Gabe soll nach Absicht der Verfasser der darin gesammelten Aufsätze gleichsam „ein Gebinde von Rosen und Blumen“ darstellen, die zwar „in jedes eigenstem Garten gewachsen“ sind, aber doch zugleich sich alle geben als „Ableger von den herrlichen Rosenstöcken, die sich um die Mauern und Cypressen des deutschen Gottesackers winden“.

Die Festschrift ist in der That eine recht würdige Festgabe. Die 25 Abhandlungen von 26 Verfassern, deren Name zum Theil einen vortrefflichen Klang hat, bieten des Guten und Bemerkenswerthen ungemein viel.

Den Reigen eröffnet eine Untersuchung P. Behofers O. Pr. über den wahren Sinn des *Κύριε ἐλέησον* bei Epiktet (Diss. II, 7, 12), in dem man einen Anklang an die bekannte christliche und hebräische Gebetsformel hat finden wollen. — Eine interessante und vortreffliche Abhandlung Prof. Dr. Kirchs beschäftigt sich mit den christlichen Kultusgebäuden der vorconstantinischen Zeit. Der Verfasser hat alle darauf bezüglichen schriftlichen Nachrichten sorgsam zusammengestellt und kommt auf Grund derselben zu dem unbestreitbaren Resultat: Die Christen hatten wenigstens am Ende des 2. oder am Anfang des 3. Jahrhunderts eigene, bestimmte Gebäude, welche ihnen regelmäßig zu den liturgischen Versammlungen dienten und nicht nur factisch Besitz der Christengemeinden waren, sondern auch als solcher in den Augen der Staatsbehörden und des Volkes galten. Ist mit diesem Ergebniss allerdings auch noch nicht die Entstehung der römischen Basilika nach ihrem architektonischen Ausbau erklärt, so bildet es doch zweifelsohne ein bedeutames Moment, das man bei Untersuchungen in dieser schwierigen Sache durchaus mit in Betracht zu ziehen hat. — Prof. Dr. Zelić hat Anastasius Cornicularius, den Martyrer von Salona, zum Gegenstand seiner Arbeit gewählt. Die zum Theil auf neuen Entdeckungen beruhenden Einzelheiten, die der Aufsatz bringt, dürfen als ein schätzenswerther Beitrag zur Aufhellung der dunkeln und verworrenen Geschichte des Heiligen und zur Lösung der Frage, ob Pränesta oder Salona auf ihn Anspruch erheben können, bezeichnet werden. — Prudentius' Dittochäum behandelt in klarer Ausführung nach seiner Echtheit, seinem Zweck, Namen und Bilderzyklus Dr. Merkle. — Prof. Ehrhard bespricht die Legenden-sammlung des Symeon Metaphrastes. Bestätigen sich, was allerdings wohl zu erhoffen steht, die eingehenden und gründlichen Untersuchungen, denen zufolge die metaphrastischen Heiligenlegenden, die auf Grund der Codices nach Inhalt, Anordnung und Umfang näher bestimmt werden, sich mit den vormetaphrastischen nicht vermischt haben, sondern in einer geschlossenen Reihe von älteren Handschriften überliefert sind, so zwar, daß ihnen eine Reihe von ebenso unvermischten dem Inhalt nach vormetaphrastischen Handschriften gegenübersteht, dann ist unzweifelhaft ein bedeutender Schritt in der Kenntniß der griechischen Hagiographie vorwärts gethan und in die bisherige Wirrniss ein Pfad gebahnt, von dem aus die weitere Erforschung mit Erfolg wird vorgenommen werden können. — Nicht minder beachtenswerth als die Ehrhardsche Arbeit ist die Abhandlung P. Grisars über das römische Pallium und die ältesten liturgischen Schärpen. Auch dieser Aufsatz, der sich durch eine klare, bestimmte und von möglichst sichern Grundlagen ausgehende Darstellung auszeichnet, darf als eine entschiedene Fortentwicklung auf einem Gebiete bezeichnet werden, auf dem kritikloses Festhalten an apokryphen Quellen und vorgefaßte Meinungen die Unklarheit und Unsicherheit, die nun einmal in Folge der Mangelhaftigkeit der geschichtlichen Nachrichten auf demselben besteht, nur zu sehr gesteigert haben: wir meinen das Gebiet der liturgischen Kleidung. P. Grisar behandelt in ausgiebiger Weise das Pallium auf den Monumenten bis zum 12. Jahrhundert, seinen Ursprung als heilige Amtschärpe, Bedeutung, Gebrauch und Symbolik des Palliums u. s. w. Besonders lehrreich ist der Vergleich dieses Gewandstückes mit Stola und Manipel. — Größere oder kleinere be-

achtenswerthe Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit haben P. Albers O. S. B., Dr. Glaschröder, Dr. Sauerland, P. Reichert O. Pr., Mgr. Baumgarten und andere geliefert. Von ihnen seien besonders hervorgehoben: „Hirsau und seine Gründungen vom Jahre 1073 an“, von P. Albers O. S. B., eine sehr interessante Uebersicht über die mehr als 160 Tochterklöster, die unmittelbar oder mittelbar von der Abtei des hl. Aurelius ihren Ursprung nahmen, und zugleich ein Beweis für die ungemein segensreiche Bedeutung dieser Stätte monastischen Lebens im Mittelalter; ferner das Itinerar des zweiten Dominikanergenerals Jordanis von Sachsen, von P. Reichert O. Pr., das uns einen Einblick in das bewegte Reiseleben des großen Mannes gestattet; dann der für die Missionsgeschichte des Mittelalters werthvolle Aufsatz P. Eubels O. M. Conv. über die während des 14. Jahrhunderts im Missionsgebiet der Dominikaner und Franziskaner errichteten Bisthümer, und endlich das Lebensbild eines katholischen Theologen und Polemikers des 16. Jahrhunderts, des Jodocus Lorichius, von Dr. Ehses. Unter einigen sonstigen Arbeiten nennen wir die für die Geschichte des mittelalterlichen Gebetbuches wie auch für die Kunstgeschichte interessante Abhandlung der Professoren Endres und Ebner: „Ein Königsgebetbuch des 11. Jahrhunderts“.

Doch genug. Das Angeführte reicht vollauf hin, um zu zeigen, daß die Festschrift sich eines reichen und gewählten Inhaltes rühmen darf. Hervorgehoben sei nur noch die vornehme Ausstattung, die mit dem Zweck der Schrift und der Vortrefflichkeit des gebotenen Materials in vollem Einklang steht. Von einer Kritik im einzelnen sehen wir ab; bei einer Arbeit wie der vorliegenden scheint es wenig am Platze zu sein, mit prüfendem Auge am großen Bau irgend ein schief liegendes Steinchen oder wundes Fleckchen erspähen zu wollen. Statt dessen sei uns der Wunsch gestattet, daß der Campo Santo der Deutschen auch in Zukunft und zwar in immer höherem Maße eine Heim- und Pflegestätte katholischer Wissenschaft und katholischer Forschung sein möge.

Joseph Braun S. J.

Carmina Sacra S^{ti} Alphonsi Mariae de Ligorio latine versa a P. Francisco Xaverio Reuss e Congr. SS. Redemptoris. 8^o. (XVI et 272 p.) Romae, ex typogr. a Pace Cuggiani, 1896. Preis Lire 3.

Der heilige Kirchenlehrer ist den Wissenden längst als ein volkstümlicher Troubadour der göttlichen Minne, als ein letzter, aber auch hochbedeutender Vertreter jener geistlichen Dichterschule bekannt, die einst seit den Tagen des hl. Francisus von Assisi und hauptsächlich in seinem Orden so wunderbar erblüht war. Mag Italien noch so sehr die Heimat der Renaissance und des Neoclassicismus sein, neben dieser Renaissance hat sich im Volke die mittelalterliche, christliche Dichtungsart erhalten, wie das so manches urwüchsiges Lied bis auf den heutigen Tag bezeugt. Der hl. Alphonsus fühlte in dieser Beziehung wie in so mancher andern mit dem Volk und für das Volk. Nicht bloß, daß er manches Lied im

Dialekt dichtete, auch wo er die Schriftsprache des gebildeten Italiens braucht, schlägt er doch immer den Ton des Mystikers und geistlichen Minnesängers an, wie wir ihn aus Jacopones und so mancher andern Brüder Werken kennen. Er besingt die ewige Minne, ihre Süßigkeit und ihre Prüfungen — den Heiland in seinem Leben und Leiden und in seinem Sacrament — die Mutter der schönen Liebe, Maria — die ewigen Wahrheiten, und endlich einige Lieblingsheilige, St. Joseph, St. Theresia und St. Aloysius; alles ist nicht gleich gelungen und gleich schön, das meiste aber beachtenswerth und vieles geradezu meisterhaft.

In dem vorliegenden Bande hat P. Neuß an erster Stelle Sorge getragen, einen möglichst vollständigen und fehlerfreien Text der Lieder zu geben, deren er im ganzen 45 bringt, darunter sehr umfangreiche, wie z. B. den Dialogo tra Gesù e l' anima amante, der mit der Uebersetzung nicht weniger als 29 Seiten umfaßt. Sodann aber hat der feingebildete Ordensmann es unternommen, alle diese Lieder ins Lateinische zu übersetzen. Wenn wir nun unsere Leser fragen, in welcher Art sie sich diese Aufgabe gelöst denken, so wird gewiß eine große Anzahl, wenn nicht die Mehrheit der Stimmen, dahin lauten, daß sich für die mittelalterliche „Bulgär“dichtung auch nur dasjenige lateinische Kleid schicke, welches die Dichter jener Zeit anwendeten, wenn sie sich selbst der Gelehrten- und Kirchensprache bedienten, also jene accentuirende Reimstrophe der nachklassischen Hymnen- und Sequenzdichtung. Sie ist die Form, welche sich nun einmal die christliche Mystik und besonders die Miunedichtung mit ihren, dem weltlichen Minnegesang äußerlich entlehnten Wendungen, Antithesen und Spitzfindigkeiten geschaffen hatte. Sie gibt denselben Charakter des Gedankens wieder wie die Bulgärsprache, weil beide lebende Sprachen des damaligen Dichters waren. Wie also St. Alphonsus sich nach Geist und Ausdruck jener Bulgärdichtung anschloß, so sollte man wirklich auch das gereimte Latein der mittelalterlichen Poesie für dasjenige halten, in welches sich am getreuesten und geschmeidigsten ohne Verletzung des Originaltons und der Gedankensärbung der italienische Urtext übertragen ließ. St. Alphonsus, meinen wir, hätte lateinisch gewiß in der Sprache des hl. Bernhard und des hl. Thomas gedichtet. Diese so naheliegenden Erwägungen sind ohne Zweifel auch dem gelehrten Uebersetzer selbst gekommen. Sie haben aber nicht vermocht, ihn zu überzeugen; denn er hat sich trotz allem für das altklassische Latein mit seinen Strophenmetra und dem anspruchsvollen Odenton entschieden. Es kann dies auf den ersten Blick auffallen, allein es läßt sich verstehen und wird in den Augen vieler sogar als das einzig Richtige erscheinen. P. Neuß kann sich auf einen der Fürsten der Neulateiner berufen, der in klassischen Dichtungsformen das Innigste, Zarteste, Höchste und Spielendste christlicher Mystik besungen hat. In der That, viele der Epigrammata de divino amore des P. Sarbiewski über so manche Stelle des Hohenliedes u. nähern sich ihrem Inhalt und ihrer Gedankenform nach bedeutend dem mittelalterlichen Minnelied. Andere Neulateiner sind ihm dariu vorangegangen oder gefolgt. Wie dem aber auch sei, P. Neuß kann uns auf jeden Fall antworten, die Sprache des Virgil und Horaz sei eine ganz verschiedene von der des Dies irae und Stabat Mater, und er habe die Gefänge des Heiligen nun einmal in das wirkliche Latein umsetzen wollen. Damit haben wir uns vollständig

zufrieden zu stellen. Der Uebersetzer versichert außerdem, es sei sein Bestreben an erster Stelle gewesen, *ut sin minus verba, saltem sensum Alphonsi accurate redderem*. Reddere item volui *facilem illam simplicitatem*, quam in Alphonso demirari licet, quaeque eruditos non minus delectat quam *indoctos*. Praeterea studui aliquid ex illa superna *unctione*, qua Alphonsi carmina abunde replentur, in meam versionem derivare. Durch die von uns unterstrichenen Worte kündigt der Uebersetzer genügend an, daß er die zu umschiffenden Klippen sehr wohl kennt. Geben wir ihm nun auch gleich das Zeugniß, daß er, soweit dies eben geschehen konnte, sein vorgestecktes Ziel wirklich erreicht hat. Seine Oden nähern sich, ohne von ihrem wesentlichen Charakter etwas zu opfern, den italienischen Canzoneu des Heiligen in Ton und Wendung so weit als möglich. Daß beide sich jemals decken, ist eben ganz unmöglich; etwas von der Einfachheit, der Intimität und Salbung muß bei der Uebertragung immer unterwegs bleiben; aber als ein auf der Höhe seiner Aufgabe stehender Meister hat der Uebersetzer durch Schönheiten seiner Art und seiner Sprache das verlorengehende Charakteristische des Originals reich zu ersetzen gewußt. Es ist kein Zweifel, manche seiner lateinischen Strophen steht an poetischem Werth über der betreffenden des Grundtextes; in andern stehen beide sich verhältnißmäßig gleich; aber auch in den vielen Fällen, wo Alphonfus der hinreißendere Dichter bleibt, steht sein Sohn und Schüler immer doch auf der Höhe um- und nachdichtender Kunst. Alphonfus würde beim Lesen dieses in klassischem Tactschritt und wallender Toga einherschreitenden Buches sagen: Was haben Sie nur für prachtvolle Oden aus meinen armen Versen gemacht! Wir denken, damit können beide, Dichter wie Uebersetzer, zufrieden sein. Wenn überdies ein Fachmann in Sachen klassischer Dichtung wie Leo XIII. der Uebersetzung in einem eigenen Breve das uneingeschränkste Lob vollsten Gelingens spendet, so haben wir zum Anpreisen derselben nicht mehr viel Worte zu machen. Wir hoffen nur von diesem Buche des P. Reuß, daß die hier so handlich zusammengebrachten Dichtungen des heiligen Kirchenlehrers mit dem sich gegenüberstehenden lateinischen und italienischen Text eine weite Verbreitung und so viele Freunde finden, als sie es verdienen. Unseres Erachtens waren sie bisher viel zu wenig gekannt. Seiner Zeit hat Lebrecht Dreves, der klassische Uebersetzer so vieler Kirchenlieder und des Nachtigallenliedes des hl. Bonaventura, auch eine deutsche Uebersetzung der Vigorioschen Lieder unternehmen wollen. Er ist nicht dazu gekommen. Ein sprachgewandter katholischer Dichter findet also hier noch eine dankenswerthe Aufgabe vor, deren glückliche Lösung ihm weiteste Kreise verpflichtet würde.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

1. **Canisius-Büchlein für die christliche Jugend.** Lebensgeschichte und Gebete zur 300jährigen Feier des Todestages des Seligen Petrus Canisius aus der Gesellschaft Jesu. Herausgegeben von P. Franz Hattler S. J. 16°. (16 S.) Freising, Dunkel, 1897. Preis 5 Pf.; 100 Stück M. 4,50.
2. **Zwei Lieder** zum sel. Petrus Canisius. Mit Lichtdruckbild. 16°. (8 S.) M.-Gladbach, Kühlen, 1897. Preis: 100 Stück auf seinem Papier M. 4; Propaganda-Ausgabe für Vereine, Schulen u. M. 2.
3. **Der selige Petrus Canisius, Deutschlands zweiter Apostel.** Eine kurze Geschichte seines Lebens nebst Andachtsübungen und Liedern zu seinen Ehren. Mit elf Bildern und dem Porträt des Seligen. Von P. Antonius. Mit kirchlicher Genehmigung. 16°. (112 S.) M.-Gladbach, Kühlen, 1897. Preis 30 Pf.
4. **Der selige Petrus Canisius, ein deutscher Glaubensheld.** Zum 300-jährigen Gedächtnisse seines Todes. Nach den besten Quellen bearbeitet von Präses J. B. Mehler in Regensburg. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Mit sieben Abbildungen. Fünfte Auflage (15.—20. Tausend). 12°. (VII u. 136 S.) Selbstverlag des Verfassers, 1897. Preis 40 Pf.
5. **Der selige P. Petrus Canisius in seinem tugendreichen Leben dargestellt.** Zur 300jährigen Gedächtnißfeier seines Todes (21. Dez. 1897). Von Otto Psülf S. J. 8°. (126 S.) Einsiedeln, Benziger u. Comp., 1897. Preis 80 Pf.

Im höchst erfreulicher Weise mehrten sich die Schriften, welche der diesjährigen dritten Centenarfeier des seligen Petrus Canisius ihr Entstehen verdanken. Jüngst brachten wir schon (S. 226) die „Canisius-Wallfahrt“ des P. Otto Braunsberger zur Anzeige. Jetzt sind uns fünf weitere Schriftchen dieser Art zugegangen. Nr. 1 macht die christliche Jugend, welche dem Seligen stets so sehr am Herzen lag, mit dessen Leben in recht ansprechender und anregender Weise bekannt. Nr. 2 bietet zwei Lieder, die in volkstümlicher Poesie den deutschen Glaubenshelden feiern; da auch fangbare Melodien beigegeben sind, dürften die Lieder bald Gemeingut des katholischen Volkes in Deutschland werden. Nr. 3 erzählt in neun Kapiteln die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Seligen und gibt dann im zweiten Theile eine Anleitung zu einer neuntägigen Andacht. Die zwölf Bilder, welche mit dem Texte in enger Wechselbeziehung stehen, gereichen zugleich dem Büchlein zur Zierde. Nr. 4 entwirft in populärer Sprache ein anschauliches Lebensbild, das vorzüglich geeignet ist, die Hochschätzung und Verehrung des Seligen in den weitesten Kreisen zu fördern. Durchaus verdient ist darum auch die große Verbreitung, die das Büchlein thatsächlich bereits gefunden. Besonders Lob verdienen die kurzen, aber treffenden Nutzenwendungen am Schlusse der einzelnen Kapitel. Die beigegebenen Bilder sind gut gewählt. Nr. 5 endlich, welches sich als sorgfältig gezeichnetes

Lebensbild dem zeitlichen Fortgange im Lebenslaufe des Seligen anschliefst, faßt in zwanzig kurzen Kapiteln je eine besondere Seite im Charakter und in der Bedeutung des Seligen zur Betrachtung zusammen. Bei knapper Fassung ist nicht nur der ascetische, sondern auch der biographische Gehalt recht reich und stützt sich zum Theil auf neuere, noch wenig bekannte Quellenpublicationen. Fünfzehn Abbildungen, darunter acht Vollbilder, geben dem Buche äußerlich das Gepräge einer Festschrift, aber sein Gehalt und seine praktische Richtung verleihen ihm als anregende geistliche Leseung, besonders für gebildete Stände, einen bleibenden Werth.

Commentarius in Epistolas ad Titum, Philemonem et Hebraeos.

Auctore sac. Antonio Padovani, Doctore in Philosophia, Doctore in Theologia, sacrae Scripturae et Hist. eccl. in Seminario Cremonensi Professore. 8°. (VII et 360 p.) Parisiis, Lethielleux, 1896. Preis Fr. 3.

Der Commentar wird mit Recht vom Verfasser bezeichnet: ad mentem Patrum probatorumque interpretum exactus et usui praesertim seminariorum accommodatus. Es wird ausreichende Rücksicht genommen auf die einleitenden Fragen, auf den griechischen Text und auf wichtigere Varianten, ebenso auf die hauptsächlichsten Erklärungen, auch auf aatholische Erklärungsschriften. Die Darstellung ist klar, einfach, ansprechend; Gedankengang, Entwicklung und Durchführung des vom Apostel behandelten Gegenstandes ist in angemessener Weise geboten. — Richtig wird Hebr. 1, 9: unxit te Deus auf Christi Verherrlichung bezogen; ebenso ist 2, 9—18 gut gezeigt, auf wie mannigfache Weise der Apostel das scandalum crucis zu heben sucht. Sollte aber 2, 11: qui enim sanctificat, nicht zunächst ein allgemeiner Satz sein, aus der Idee des levitischen Priestertums abgeleitet? Ganz richtig ist 6, 4 f. erklärt. Leider huldigt der Herr Verfasser noch der Ansicht, das Prädicat könne im Griechischen nicht den Artikel haben, und so hat er denn Hebr. 1, 7 und Ps. 103, 4 mißverstanden. Ebenso wird eine Erwägung der Stellen von dem einen Opfer und daß *προσφέρειν* nur vom Kreuzesopfer gebraucht wird (7, 27; 9, 25. 26. 28; 10, 10. 12. 14), zeigen, daß die Erklärung von Hebr. 8, 2. 3 (S. 247) nicht die richtige ist. — Druck und Ausstattung sind gefällig, manche Druckfehler abgerechnet.

1. **Ein Wort des Friedens** für Protestanten und Katholiken. Evangelische Briefe eines Katholiken von Max Steigenberger, Domprediger. Zweite Auflage. 8°. (84 S.) Augsburg, Huttler, 1896. Preis 80 Pf.
2. **Wahrheit und Friede.** Briefe für freie Geister von Max Steigenberger. 12°. (40 S.) Augsburg, Huttler, 1894. Preis 30 Pf.

1. Der hochw. Herr Verfasser legt in friedlicher Weise, aber ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, dem Gegner die strittigen Lehren vom katholischen Standpunkte aus vor und faßt ihn dann bei seinem eigenen Gerechtigkeitsgefühl. Jedoch noch mehr kommt er dem Bedürfnisse des Herzens des Andersgläubigen entgegen, indem er ihm zeigt, welche Schätze er mit der katholischen Kirche verloren, gerabe jene Schätze, die den Frieden des Herzens bringen. — Der Verfasser hat eine eigene Gabe, zum Herzen zu reden; auch findet sich kein Wort, welches den Protestanten verletzen könnte. Wer das Buch einmal gelesen, wird es gern nochmals wieder zur Hand nehmen.

2. Nicht weniger herzlich ist das zweite Schriftchen gehalten, in dem der Verfasser einen Katholiken, dessen Glauben stark ins Wanken gerathen, zur Ausöhnung mit Gott und damit zum echten Glauben zurückzuführen sucht. Alles dreht sich um das Wort: „Hast du Frieden im Herzen?“ Die innern und äußern Schwierigkeiten eines solchen Namenskatholiken werden trefflich widerlegt und der Weg zum Bußgerichte wird ihm leicht gemacht.

Der konfessionelle Kirchhof nach den kirchlichen Regeln und den für Elsaß-Lothringen geltenden Civilgesetzen, mit Berücksichtigung des Neudorfer Kirchhofstrettes. Von Dr. J. Chr. Foder, Ehrendomherr, Generalsekretär des Bistums Straßburg. 8°. (48 S.) Straßburg, Le Roux & Cie, 1897. Preis 80 Pf.

Der durch mehrere kirchenrechtliche Schriften rühmlichst bekannte Verfasser gibt in dieser Broschüre eine sehr lehrreiche Auseinandersetzung sowohl der kirchenrechtlichen als auch der nach französischem Gesetze erfolgten civilrechtlichen Bestimmungen über die Begräbnißplätze. Das französische Gesetz nahm in den sogen. organischen Artikeln, in welchen sich auch die betreffenden Bestimmungen über das Begräbniß vorfanden, keineswegs eine kirchenfreundliche Stellung ein; allein sowohl diese Bestimmungen selber als auch die stete Praxis der Rechtsprechung begünstigten den rein religiösen und confessionellen Charakter der Kirchhöfe. Es ist ein besonderes Verdienst der Broschüre, dies klar und deutlich nachgewiesen zu haben.

Die gemischten Ehen im Lichte der Vernunft, des Glaubens und der Erfahrung. Von Jos. Plagge, Missionspfarrer. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. Zweite, verbesserte Auflage. 12°. (XII u. 158 S.) Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1896. Preis 75 Pf.

Der ersten Auflage wurde Bd. XLVIII, S. 332 dieser Zeitschrift lobend gedacht. Die dort gemachten Bemerkungen sind vom Verfasser in der jetzigen zweiten Auflage verwerthet; auch sonst wurden noch wesentliche Zusätze und Verbesserungen gemacht. Das Büchlein ist eine wahrhaft apostolische Arbeit; es kann Ehecandidaten und -candidatinnen zur Belehrung und Beherzigung nicht genug empfohlen werden.

Das katholische Kirchenjahr für Schule und Haus erklärt von Andr. Pez, Priester. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Fünfte, verbesserte Auflage. 12°. (VI u. 320 S.) Regensburg, Pustet, 1896. Preis 90 Pf.

Nicht mit Unrecht klagt der hochw. Herr Verfasser, daß manchem Katholiken das rechte Verständniß des Kirchenjahres und der liturgischen Feier überhaupt abgehe. Und doch liegt gerade dort ein reichlicher Quell religiöser Erbauung und religiösen Trostes. Das vorliegende Büchlein sucht jene Kenntniß zu vermitteln. Es thut dieses in eingehender Weise, fromm anregend und gemeinverständlich für jedermann. Ja es bietet mehr, als sein Titel erwarten läßt, da es nicht bloß das ganze kirchliche Jahr nach seinen Festkreisen durchgeht, sondern auch sorgfältige Bemerkungen über die einzelnen Sacramente und deren Empfang macht, und die hauptsächlichsten Sacramentalien, die kirchlichen Segnungen und Weihungen beschreibt und erörtert. — Ein paar Ungenauigkeiten möchten wir zur etwaigen Verbesserung für eine folgende Auflage notiren. S. 74 wird das Fühlen einer Geisteserneuerung zu sehr betont. S. 92 wird das Entstehen der Herz-Jesu-Bruderschaft in dieses Jahrhundert verlegt, wohingegen schon um die Mitte des vorigen

Jahrhunderts an einer ganzen Reihe von Orten solche errichtet waren. S. 152 die priesterliche Thätigkeit Christi mit dessen Himmelfahrt enden lassen, dürfte nicht angehen; auch darf wohl nicht (S. 157) die heilige Communion in der Messe als die „Vernichtung des Opfers“ bezeichnet werden, welche zur „Vollendung des Opfers“ nöthig sei. S. 203 wird dem Papst Benedikt XIV. eine zu große Freigebigkeit in Befugnißertheilung zur Spendung des Apostolischen Segens beigelegt. S. 222 wird zu allgemein behauptet, daß die „geheimen“ Ehen ungiltig seien.

Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkte der christlichen Auffassung der Armenpflege. Von Dr. Richard Weiskirchner, Magistrats-Commissär und Referent-Stellvertreter im Armendepartement der Stadt Wien. 8°. (22 S.) Wien, Mayer & Co., 1896. Preis 40 Pf.

Der Verfasser beschreibt im besondern die Armenpflege und deren Verwaltungsapparat für die Stadt Wien, gibt aber dabei, zumal bei den folgenden Reformvorschlägen, Winke, welche eine allseitige Beherzigung verdienen. Mit Recht hebt er hervor, daß bei einer besonnenen Armenpflege wohl zu unterscheiden sei zwischen unverschuldeter und verschuldeter Armut, zwischen der Armut der Arbeitsunfähigen und der der Arbeitsfähigen, daß eine schablonenhafte und unterschiedslose Unterstützung einestheils eine ungenügende Hilfe bieten, andernteils die Armut förmlich züchten müsse. Vor allem aber hebt er hervor, daß eine staatliche Verwaltung der Armenpflege unfähig sei, eine wirksame Pflege zu leisten; die Ausföhrung der Armenpflege müsse durchaus der charitativen Thätigkeit wohlthätiger Vereine, und zwar deren freier und unabhängiger Bethätigung zugewiesen werden. Die öffentliche Verwaltung solle sich nicht in die Vereinsthätigkeit mischen, sondern nur ihre Acte registriren und den Armenkataster zur Einsicht auflegen; öffentliche oder gesetzliche Thätigkeit müsse mit der Privatthätigkeit in innigen Contact treten, letztere begünstigen und unterstützen, nicht hemmen und bevormunden. Wir stimmen dem bei: der Staat soll, wie in so vielen andern Dingen, so besonders hier nicht die Thätigkeit der Einzelnen und der Vereine auffaugen, sondern vielmehr befördern und nur ihrem Mangel abhelfen und, wenn nöthig, ergänzend eingreifen.

Philosophia Lacensis sive Series institutionum Philosophiae Scholasticae edita a Presbyteris Societatis Jesu in collegio quondam B. Mariae ad Lacum disciplinas philosophicas professis.

Institutiones psychologicae secundum principia S. Thomae Aquinatis. Ad usum scholasticum accommodavit Tilmannus Pesch S. J. Pars I. Psychologiae naturalis liber prior. Cum approbatione Revmi Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. 8°. (XVI et 470 p.) Friburgi, Herder, 1896. Preis M. 5.

Soll ein psychologisches Lehrbuch den Anforderungen der Wissenschaft gerecht werden, so muß es nothwendig auch die Ergebnisse der physiologischen Forschung eingehend berücksichtigen. Das verlangt nicht etwa bloß der Geist unserer Zeit, sondern schon die Scholastik forderte grundsätzlich, daß die Speculation stets von den sorgfältig erforschten Erfahrungsthatfachen ausgehe. Wer die andern gelehrten Werke des Verfassers dieser neuen „Psychologie“ kennt, wird ihm von vornherein gerade hierin ein großes Vertrauen entgegenbringen, und er täuscht sich nicht. Wir möchten sogar behaupten, daß die in dem Buche sich bekundende innige Föhlung mit allen

Hilfswissenschaften der Psychologie zum großen Theile die Eigenart desselben ausmache. Sowohl in der Lehre als auch in der Methode schließt sich der Verfasser enge an die Scholastik an. Gerade die aristotelisch-scholastische Methode war auch maßgebend für die Eintheilung des ganzen Stoffes. Die zwei Haupttheile der Psychologie, die *Psychologia naturalis (physica)* und die *Psychologia anthropologica (metaphysica)* kommen in der Weise zur Behandlung, daß zunächst bei der erstern die analytisch-synthetische Methode streng durchgeführt wird; dementsprechend zerfällt die *Psychologia naturalis* in einen analytischen und in einen synthetischen Theil. Während ersterer in dem vorliegenden Bande behandelt wird, ist der zweite für den synthetischen Theil, der dritte für die *Psychologia anthropologica* bestimmt. Der analytische Theil faßt seinen Stoff in zwei Disputationen zusammen, deren erste die Lehrpunkte über die Seele und das Leben im allgemeinen zur Darstellung bringt, während die zweite über das Leben bezw. die Seele in den drei Ordnungen der Lebewesen im einzelnen handelt. Für das weitere Detail verweisen wir auf das Buch selbst; demselben ist außer einem ausführlichen Sachregister auch ein *Index thesium* beigegeben, der einen willkommenen Ueberblick über die Hauptlehrsätze des meisterlich durchdachten Bandes gestattet. Diesem sollen die zwei andern Bände, wie wir zu unserer Freude vernehmen, schon bald folgen.

Die Jenseitshoffnungen der Griechen und Römer nach den Sepulcralinschriften. Ein Beitrag zur monumentalen Eschatologie. Von Karl Maria Kaufmann. gr. 8°. (VIII u. 86 S.) Freiburg, Herder, 1897. Preis M. 2.

Das Schriftchen stellt die Grabinschriften altklassischer Herkunft zusammen, welche über die Natur des erwarteten Jenseits irgendwelche Andeutungen enthalten, und verweilt mit Vorliebe bei denjenigen Monumenten, deren Inschrift dem Verstorbenen ausdrücklich ein glückliches Los für die andere Welt verspricht. Da Inschriften der genannten Art ziemlich selten sind, da diese noch dazu aus schwer zugänglichen und weit zerstreuten Sammlungen zusammengesucht werden müssen, so ist die Vereinigung und Bearbeitung derselben in der vorliegenden Schrift dankenswerth. Bietet ja der Gang durch einen antiken Friedhof, den wir unter der Führung des Verfassers unternehmen, manchen interessanten Einblick in das Seelenleben des Alterthums. Ob indes die Gefahr, aus den oft lakonischen, oft phrasenhaften Inschriften mehr herauszulesen, als darin liegt, überall vermieden wurde? Da der Verfasser eine Erforschung der antik-klassischen Eschatologie auf Grund der Grabmonumente sich zum Ziel gesetzt hat, so wird sich für ihn die Gelegenheit ergeben, manches zu vertiefen und zu klären. Eine Bitte möchten wir betreffs der Fortsetzung dieser Studien uns erlauben. Um eine Entwicklungsgeschichte des Unsterblichkeitsglaubens zu zeichnen, wie es S. 70 ff. versucht wird, ist es unumgänglich nothwendig, nicht nur die schriftlichen und monumentalen Quellen zu Rathe zu ziehen, sondern vor allem klar vor Augen zu haben, was wir über die Unsterblichkeit und die Idee der Vergeltung aus der Betrachtung der bernünftigen Menschennatur, aus der Nothwendigkeit des Unsterblichkeitsglaubens für ein menschenwürdiges Dasein wissen. Wir wünschen dringend, der Verfasser möge in dieser Hinsicht seine Studien vertiefen und in Zukunft nicht außer acht lassen, was Anabauer, Schneider u. a. über die Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens geschrieben haben. Manches, was auf S. 70 und 81 gesagt ist, wird dann klarer und richtiger ausgedrückt werden. — Aufgefallen ist uns, daß der Verfasser das Wort „teleologisch“ in einem bisher nicht gebräuchlichen Sinn verwendet.

Das Auferstehungs-Dogma in der vornicänischen Zeit. Eine dogmen-
geschichtliche Studie von Dr. theol. Georg Scheurer, Priester der
Diöcese Spener. 8°. (115 S.) Würzburg, Göbel, 1896. Preis *M.* 1.50.

Das Dogma von der Auferstehung des Leibes gehört zu den ersten Lehrsätzen, welche von der christlichen Theologie durchgearbeitet und wissenschaftlich gefaßt wurden. Kaum einer der ältesten Kirchenschriftsteller hat sich mit dieser den Heiden so unverständlichen und seltsamen Lehre nicht besaßt, mehrere haben ihrer Vertheidigung eigene Schriften gewidmet. Zu einer dogmengeschichtlichen Studie eignet sich also gerade diese Glaubenslehre in vorzüglicher Weise, und der Herr Verfasser hat seine Arbeit in recht guter Weise, gründlich in der Untersuchung, klar und einfach in der Darstellung, durchgeführt. Mit Interesse sieht man bei der Lectüre, wie bei den apostolischen Vätern schon alles grundgelegt ist, wie von diesem oder jenem Vater ein Gedanke zuerst ausgesprochen, von andern dann aufgenommen und weitergeführt wird und so Eigenthum der kirchlichen Wissenschaft wird und bleibt. Besondern Werth hat der Nachweis, daß schon vor dem Nicänum als selbstverständlich von allen Vätern die stoffliche Identität des auferstehenden und des irdischen Leibes gefordert wird. Daraus ergibt sich, wie irrig neuerlich wieder der christlichen Vorzeit der Vorwurf gemacht wurde, „der philosophischen Schulktheorie zulieb, welche die Materie als das Individualitätsprincip erklärt“, habe man „mit so großem Eifer die stoffliche Identität der Masse für den Auferstehungsleib gefordert“ (Schell, Dogmatik III, 845). Was die Anmerkung auf S. 80 betrifft, so möchten wir wünschen, der Verfasser hätte sich mit größerer Entschiedenheit ausgedrückt. Die stoffliche Identität des auferstehenden und des irdischen Leibes gehört ganz sicher zur Glaubenslehre der Kirche. Die Tradition ist darüber seit den ältesten Zeiten so einmüthig, daß wir überhaupt auf alle Traditionsbeweise verzichten müssen, wenn nicht einmal eine Uebereinstimmung, wie sie hier vorliegt, als beweisend gelten soll. Und deshalb ist die berührte Frage durchaus unabhängig von scholastischen Controversen über die Natur des Individuationsprincips.

Libri liturgiei bibliothecae apostolicae Vaticanae manu scripti.

Digessit et recensuit Hugo Ehrensberger. Lex.-8°. (XII et
592 p.) Friburgi Brisgov., Herder, 1897. Preis *M.* 25; geb. *M.* 30.

Von den liturgischen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek sind schon viele durch andere Gelehrte benützt, beschrieben oder herausgegeben worden. Der Herr Verfasser hat es sich aber zur Aufgabe gesetzt, den gesamten dort vorhandenen Schatz dieser Art dem Forscher zu erschließen. Die sämtlichen liturgischen Handschriften der Vaticana werden von ihm nach bestimmten Gruppen verzeichnet und genau beschrieben. Nur in Bezug auf die Cäremonialien hat er, bei der übergroßen Zahl und geringern Bedeutsamkeit derselben, eine Ausnahme gemacht und nur die interessantesten Stücke zur Beschreibung ausgewählt. Der Forscher erfieht aus dieser reichen Sammlung nicht nur, was er an solchen Dingen in der Vaticana finden kann, sondern die sorgfältige Beschreibung gibt ihm auch sofort eine Reihe werthvoller Angaben sicher an die Hand. Auch handelt es sich hier nicht bloß um Pontificalien, Sacramentarien u. dgl., welche zunächst den eigentlichen Liturgiker interessieren, sondern auch um Homiliarien, Passionarien, Martyrologien u. s. w., so daß auch für andere Wissenszweige namhafter Gewinn abfällt. Auf die wichtigern Daten in Bezug auf die Geschichte der kirchlichen Musik, Miniaturmalerei, Kalligraphie und die Buchbinderkunst hat der Verfasser selbst

durch Beigabe eigener Register aufmerksam gemacht. Aber auch die Geschichte der kirchlichen Feste, der Verehrung bestimmter Heiligen, der verschiedenen religiösen Gebräuche und besonderer Gebetsübungen und selbst des Kirchenliedes erhält manche Bereicherung. Dank den Schätzen der alten Palatina ist unter diesen Handschriften Deutschland sehr gut vertreten, und so findet sich hier manches, was für die Geschichte deutscher Diöcesen und Klöster u. bemerzenswerth sein könnte. Sehr viele der beschriebenen Handschriften tragen überdies Bemerkungen über die Schreiber, Besitzer oder Schenkgeber derselben, über Obere oder Wohlthäter des betreffenden Klosters u. s. w., die oft vom allergrößten Interesse sind. Namentlich die Handschriften deutscher Provenienz sind reich an solchen, oft ganz köstlichen Bemerkungen. Es ist schade, daß mit Rücksicht auf den Inhalt solcher Bemerkungen der beigegebene Index I den Benutzer oft im Stiche läßt. Es hätte neben demselben ein genaues Orts- und Personenregister und selbst ein solches der merkwürdigern Gegenstände noch recht wohl Zweck und Nutzen gehabt. Doch auch so ist das Werk eine nützliche und schöne Leistung; die Ausstattung ist prächtig.

Die Reliquien von den Sandalen Jesu Christi in Prüm. Pilgerbüchlein von J. Hertkens, Oberpfarrer. Mit einem Titelbilde. 8°. (72 S.) Coblenz und Prüm, Schuth, 1896. Preis 30 Pf.

Das praktisch eingerichtete Heftchen, dem wir weite Verbreitung wünschen, befehrt den Pilger über die Gründung von Prüm durch die vornehme Matrone Bertha um 721 und durch König Pipin im Jahre 762. Letzterem verdankte die Abtei Theile von den Sandalen Christi, deren Geschichte mitgetheilt wird. Eingehend wird ihr jüngst mit vielen Kosten hergestelltes, sehr kostbares Reliquiar beschrieben, welches 1896 auf der Kunstausstellung der Katholikenversammlung in Dortmund allgemeine Bewunderung erregte.

Cardinal Matthäus Lang und die religiös-social Bewegung seiner Zeit (1517—1540). Zumeist nach Salzburger Archivalien von P. Willibald Hauthaler. Erster und zweiter Theil. von 1517 bis 1524. 8°. (140 S.) Salzburg, Oberndorfer u. Comp., 1896. Preis 36 Kr.

Die hier mitgetheilten Archivalien, die aus der gedruckten Literatur recht fleißig ergänzt und erläutert werden, sind reichhaltig und bedeutungsvoll. Es ist jedoch nicht so sehr die Person des Matthäus Lang, wie hohes Interesse auch dieser als Diplomat und Kirchenfürst in Anspruch nehmen würde, noch auch die religiös-social Bewegung seiner Zeit an sich, welche in diesem Theile der Arbeit im Vordergrund stehen und neue Beleuchtung empfangen. Der Hauptwerth der Schrift liegt darin, die ersten Keime eines vereinigten Widerstandes der treu katholischen Elemente Deutschlands wider die um sich greifende Religionsneuerung genauer kenntlich zu machen. Die Bedeutung des Regensburger Conventes von 1524, wo Cardinal Campoggi die Widerstandskräfte des deutschen Katholicismus sammelte, ist bereits früher erkannt worden. Hier werden nun die betreffenden Vorgänge und Beschlüsse actenmäßig dargelegt. Zugleich wird auf die Versammlung der schwäbischen Reichstände zu Leutkirch und die Conferenz der rheinischen Kurfürsten zu Oberwesel hingewiesen, welche ganz um dieselbe Zeit zu ähnlichem Zwecke und in gleichem Sinne getagt haben. Wichtiger ist der Nachweis, daß der geeinte Widerstand der katholischen Elemente Deutschlands nicht erst im Juli 1524 und durch die Initiative Campoggi allein seinen Anfang nahm, sondern bereits in den aus gegenseitiger

Verständigung hervorgegangenen Religionsmandaten von Bayern und Salzburg im März 1522 und ganz besonders in den Mühlborfer Beschlüssen vom Mai 1522 in Reime vorhanden ist, und daß zwischen jenen frühern Vorgängen und dem Regensburger Convent ein innerer Zusammenhang besteht. Daß auch über einzelne merkwürdige Persönlichkeiten, wie Staupitz oder den ältern Stephan Agricola, dankenswerthe Mittheilungen beigebracht werden, sei nebenbei bemerkt. Für die noch immer viel zu wenig gekannte und verstandene Geschichte der sogen. katholischen „Gegenreformation“ ist diese Veröffentlichung der Salzburger Archivalien von Wichtigkeit.

Geschichte der Lübeckischen Kirche (des ehemaligen kath. Bistums und der kath. Gemeinde, der kath. Bischöfe, Domherren und Seelsorger) von 1530 bis 1896. Von Everhard Illigens, Pastor. 8°. (VIII u. 239 S.) Paderborn, F. Schöningh, 1896. Preis M. 3.

Eine Frucht sorgfältigen Sammelleißes und vieler Arbeit. Als katholischer Pfarrer von Lübeck war der Verfasser wohl besser als irgend ein anderer im Stande, nicht nur die hier in Betracht kommenden verschiedenen Geschichtsquellen aufzuspüren und zu verwerthen, sondern sie auch, weil mit den Localverhältnissen vertraut, vollständig und sachgemäß auszunützen. Mag auch vielleicht die Form der Darstellung einiges zu wünschen übrig lassen, so wird sein Buch doch sicherlich von vielen mit Interesse gelesen und benutzt werden, da es einen actenmäßigen Einblick in die für die katholische Kirche zu Lübeck so traurigen Verhältnisse gewährt. Fast ganze drei Jahrhunderte hindurch waren die Katholiken kaum geduldet und mußten sehen, wie ihnen ein Recht und ein Besitz nach dem andern entrisen wurde. Am 30. Juni 1530 wurde bekannt gemacht, daß nach Rathesbeschuß in allen Kirchen der katholische Gottesdienst abgeschafft sei; nur die Domkirche sollte eine Ausnahme machen. Allein schon vom 2. Juli an durfte der Gottesdienst nur noch im Chore und zwar nur zu bestimmten Stunden gehalten werden, während der Dom im übrigen von den Lutheranern in Beschlag genommen wurde. Obgleich Domkirche, Domkapitel und Bischof von der Jurisdiction des Rathes exempt waren, mußten sie sich doch alle möglichen Vergewaltigungen gefallen lassen, wie unter anderm drei höchst interessante Actenstücke aus dem vaticanischen Archiv beweisen. Nach und nach kamen immer mehr Canonicate, nicht ohne Schuld mancher Canoniker, von denen die meisten nicht einmal Priester waren, an Protestanten, so daß von den 38 Domherrnstellen 1624 nur noch 6, 1804 nur 4 in katholischem Besitz waren. Zuletzt gab es auch nur noch protestantische „Bischöfe“. Fast unbegreiflich ist die im dritten Kapitel erzählte Ueberwachung und Erstickung jeder katholischen Regung von seiten des Rathes, der schon bei Anfang seines Reformationswerkes alle Kleinodien und Kirchenschätze beschlagnahmt hatte, freilich nur um das daraus gelöste Geld durch Wollenweber im holsteinischen Kriege vergeuden zu lassen. Da Kaiser Joseph II. auf Drängen des Lübecker Rathes am 13. Januar 1775 den katholischen Geistlichen das Taufen und Trauen verboten hatte, unterblieb solches bis zum Jahre 1805. Doch erst seit 1841 sind katholische Taufen und Trauungen von jeglicher Gebühr an protestantische Geistliche oder „Kirchen“ frei. — Großes Verdienst für die Hebung der katholischen Sache haben die letzten Lübecker Geistlichen sich erworben, besonders Dr. Joh. Christ. Bernhard Markus (1871—1890, gest. 12. Juni 1894), dem es vergönnt war, ein Krankenhaus mit Frauen Schwestern entstehen zu sehen, einen zweiten Geistlichen zur Aushilfe zu bekommen, die von Pfarrer Schürhoff errichtete Schule bedeutend zu erweitern und 1888 den Bau der geräumigen und

würdigen Herz-Jesu-Kirche in Angriff zu nehmen und so ziemlich zu vollenden. — Die Benutzung des inhaltreichen Buches wird wesentlich erleichtert durch ein recht genaues alphabetisches Personen- und Ortsregister.

Leben des P. Petrus Joannes Beckx, Generals der Gesellschaft Jesu. Von P. Jos. Martin S. J. (Frei nach der flämischen Lebensbeschreibung von M. M. Verstraeten S. J.) 8°. (200 S.) Ravensburg, Dorn, 1897.

Es ist die schlichte Erzählung vom Leben eines frommen Priesters, welchen die Vorsehung zu wichtigen Arbeiten auserwählt und für drei Jahrzehnte an die Spitze eines großen Ordens gestellt hat. Eine Biographie großen Stils will das Büchlein nicht sein, und für eine solche ist hier auch die Zeit noch nicht da. Die Geschichte des Jesuitenordens in der neuern Zeit nehmen naturgemäß einen guten Theil der Schrift in Anspruch, und diejenigen, welche sich für die Entwicklung des Ordens während dieses Jahrhunderts interessieren, können hier manches finden. Der Verfasser hat wohl daran gethan, nicht den einfachen Uebersetzer zu spielen, sondern das, was sein belgischer Ordensbruder an Material emsig zusammengetragen hat, zu einer freien, dem deutschen Geiste entsprechenden Darstellung zu gestalten. Er weiß dabei recht gemüthlich und treuherzig zu erzählen, ganz wie es zu der kindlichen Anspruchslosigkeit und Frömmigkeit paßt, welche uns aus den zahlreich dem Texte eingestreuten Briefen des P. Beckx entgegenweht. Vom Verfasser als einem Deutschen hätte man wohl erwartet, daß er auf die Geschichte der Jesuiten-Niederlassung in Hildesheim, die von so kurzer Dauer war und heute fast vergessen ist, etwas weiter eingegangen wäre und Genaueres beigebracht hätte, als seine belgische Vorlage, zumal es gerade der Eintritt ins Noviciat von Hildesheim und die längere Wirksamkeit daselbst ist, wodurch P. Beckx in gewisser Weise Deutschland angehört. Eine Stelle aus einem Schreiben des Capitular-Vicars und erwählten Bischofs von Hildesheim, Eduard Webekin († 1874) vom 6. April 1850 möge als kleine Ergänzung dienen: „Ich möchte bemerken, daß ich als Studiosus theologiae gegen Kostgeld freiwillig mich in ein Hospitium dahier begeben habe, wo acht Jesuiten lebten, die ebenfalls hier unter der Aufsicht eines ältern Jesuiten Theologie studirten. Mit den benannten bin ich täglich ausgegangen und habe auch nachher im Seminar und als Lehrer im Josephino fast ausschließlich mit denselben verkehrt, welches von dem Herrn Professor van Everbroek und de la Croix, die noch in Rom leben, wie auch von einem jüngern Mann Namens Schrader, der von hier ist und der Gesellschaft Jesu angehört, bezeugt werden kann. Von meinen Collegen wurde der Umgang mit den Jesuiten ungerne gesehen; einer hat deshalb ein ganzes Jahr nicht mit mir geredet.“ Der Bischof schließt mit einer Hindeutung auf die Auflösung der Niederlassung und deren Ursachen, durch welche die S. 47 und 48 gegebene Darstellung vollkommen bestätigt wird.

Le Procès de Guichard, Evêque de Troyes (1308—1313). Par Abel Rigault, Archiviste-paléographe, Attaché au Ministère des Affaires étrangères. (Mémoires et Documents publiés par la Société de l'École des Chartes. I.) 8°. (XII et 316 p.) Paris, Picard, 1896. Preis Fr. 10.50.

Unter den großen Staats- und Monstreprocessen, welche der zweiten Regierungshälfte Philipps des Schönen von Frankreich ein so unheimlich dunkles Gepräge verleihen, stehen die drei gerichtlichen Riesenproceduren obenan, welche, geleitet durch die perfiden Hände Wilhelm Nogarets, im Grunde wider die Kirche

selbst ihre Spitze wendeten. Es handelt sich um Anklagen der ungeheuerlichsten Art und um ein Verfahren voll Ungerechtigkeit und Willkür gegen das Andenken eines großen Papstes, gegen einen mächtigen religiösen Orden und gegen einen Bischof, dessen hervorragende persönliche Tüchtigkeit Ungewöhnliches von ihm erwarten ließ. Alle drei Prozesse, betrieben durch die Macht desselben despotischen Königs, eingefädelt und heimlich geleitet durch die Künste und Ränke desselben Meisterintriganten im königlichen Dienst und in ganz übereinstimmender Weise die größten und abscheulichsten Anschuldigungen jeder Art auf den Häuptern ihrer Opfer häufend, gehören nothwendig zusammen und müssen, um richtig abgeschätzt zu werden, zugleich und in ihrem Zusammenhange betrachtet werden. Das Interesse, welches der tragische Untergang des Templerordens, und dasjenige, welches die Beschimpfung des todtten Bonifaz VIII. von jeher der Geschichtsforschung einsflößten, ließ indes die Skandale, welche die Proceßacten wider Guichard von Troyes anfüllen, ganz in den Hintergrund treten. Erst jetzt, nach fast 600 Jahren, wird in vorliegender Schrift dieser Proceß genau nach den Acten officieller wie nicht officieller Natur im Lichte der Oeffentlichkeit entrollt. So interessante Seiten er auch bietet, ist doch der Gegenstand nichts weniger als anmuthend. Die wüsthsten Nachseiten des Menschenlebens, die dunkelsten Geheimnisse der Cultur- und Sittengeschichte treten an den Leser heran. In der Fluth von Anklagen wider einen Prälaten, dem bedeutende Gaben und ein imponirendes Auftreten kaum abzusprechen sind, ringen Verworfenheit und Wahnmwiz um die Palme. Biewohl der Verfasser mit Versuchen zu Gunsten des Bischofs sehr zurückhaltend ist, wird doch der unabhängige Beurtheiler dahin neigen, der Ueberzeugung von Guichards Zeitgenossen beizustimmen, welche ihn als ein Opfer des Hasses, Neides und der Intrigue betrachtete. Als Lectüre hinterläßt die interessante Schrift einen Eindruck, den man nur als einen höchst peinvollen betrachten kann, aber das Peinvolle liegt in der Sache. Der Behandlungsweise des Stoffes von seiten des Verfassers kann man nur volle Anerkennung zollen. Sie verbindet Gründlichkeit und Eleganz, ist zugleich echt wissenschaftlich und echt künstlerisch, dabei leidenschaftslos, unparteiisch, wahrhaft nobel. Möchte man ein Aehnliches bei der Behandlung solcher Stoffe stets von deutschen Historikern zu rühmen haben!

La Russie et le Saint-Siège. *Études diplomatiques.* Par le P. Pierling S. J. II. Arbitrage pontifical. Projets militaires de Bathory contre Moscou. Le Tsar Fedor et Boris Godounov. 8°. (XII et 416 p.) Paris, Plon, 1897. Preis *Fr.* 7.50.

Das beachtenswerthe Werk, von welchem vorliegender Band die Fortsetzung bildet, ist in diesen Blättern (Bd. I, S. 573 f.) bereits ausführlich zur Anzeige gekommen. Der II. Band, der so prompt auf den I. gefolgt ist, stellt sich im wesentlichen dar als eine um manche interessante Funde bereicherte Neuauflage der 1890 erschienenen anziehenden Schrift *Papes et Tsars*. Er führt jedoch die Geschichte der wechselseitigen Beziehungen zwischen Papstthum und Czarenthum im letzten Abschnitte noch um einige Jahre weiter, so daß er das 16. Jahrhundert vollends abschließt und im ganzen die Russen-Politik Gregors XIII., Sixtus' V. und Clemens' VIII. zur Darstellung bringt. Auch dieser Band beruht auf ebenso gediegener wie ergiebiger Quellenforschung und bietet nicht nur für die Geschichte der Päpste, sondern auch für die politischen Verwicklungen in Rußland, Polen, Livland, wie für die Politik der Republik Venedig und des Hauses Habsburg ebensoviel

Interesse wie Belehrung. Der Historiker vom Fach wird in dem Werke viele werthvolle Anhaltspunkte finden, die er anderswo vergeblich sucht, indem der Verfasser auch über die gesamte russische Literatur verfügt und über handschriftliche Schätze, die andern nicht erreichbar waren. Aber auch dem nicht fachmännisch geschulten Leser kann das Werk eine angenehme und nützliche Geistesnahrung bieten; denn wiewohl sorgfältiger Quellenforscher, erzählt P. Pierling mit der Kunst des Roman- schriftstellers und weiß nicht minder zu fesseln, als er es versteht, zu belehren. Ein höchst merkwürdiges Porträt von Iwan dem Schrecklichen ist als Titelbild beigegeben.

Dr. Johannes Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte. Siebente Auflage, in gänzlich neuer Bearbeitung von Direktor Dr. Simon Widmann. gr. 8°. Freiburg, Herder. I. Teil: Geschichte des Alterthums. (XVI u. 468 S.) 1895. Preis M. 4; geb. in Leinw. M. 5.20. II. Teil: Geschichte des Mittelalters. (XII u. 384 S.) 1896. Preis M. 3.30; geb. in Leinw. M. 4.50. III. Teil: Geschichte der Neuzeit. (XIV u. 744 S.) 1897. Preis M. 6; geb. in Leinw. M. 7.50. Das Ganze in drei Bänden M. 13.30; geb. M. 17.20.

Die Brauchbarkeit der Bumüller'schen Weltgeschichte ist anerkannt; das beweisen sechs starke Auflagen, die vergriffen sind. Es war deshalb wohl angezeigt, daß nach dem Ableben des Autors ein anderer an eine Neuauflage Hand anlegte. Der äußere Plan des Werkes ist derselbe geblieben: etwa der gleiche Umfang und das gleiche Verhältniß der Bände zu einander, dieselbe ruhig fließende Erzählung mit ziemlich consequenter Vermeidung des gelehrten Apparates, im ganzen auch dieselbe verhältnißmäßige Kürze und Gleichmäßigkeit in Behandlung des Stoffes. An äußerer Gefälligkeit hat die neue Auflage gewonnen durch übersichtlichere Einteilung, vermehrte Alincaas und freundlichere Ausstattung. Aenderungen sind sehr reichlich vorgenommen worden, so daß man wohl nur noch den halben Bumüller vor sich hat. In manchen Fällen mag man die Aenderung, in mehreren vielleicht auch die Unterlassung einer Aenderung bedauern, im ganzen scheint der Geist des Bumüller'schen Werkes beibehalten. Für eine glückliche Weiterentwicklung dieses Werkes in künftigen Auflagen wird Knappheit im Ausdruck und Vermeidung aller nicht streng zur Sache gehörigen Reflexion jedenfalls als Hauptregel vor Augen schweben müssen. Der Wegfall von Bumüllers fleißig gearbeiteten Registern ist zu beklagen. Die Zeit- und Regententafeln, so nützlich sie in einem Schulbuch immer sein mögen, ersetzen die Annehmlichkeit und den Nutzen des Registers nicht bei einem Werke von solchem Umfang, das doch weit mehr der Lectüre und dem Selbststudium als dem Schulgebrauche dient.

Geht hin in alle Welt! Gedanken und Schilderungen für das Werk der Glaubensverbreitung im allgemeinen und die Aufgabe der Gesellschaft des göttlichen Wortes und des Missionshauses in „Heiligkreuz“ im besondern. Von einem Freunde der Genossenschaft. (Der Erlös ist für das Missionshaus „Heiligkreuz“ bestimmt.) Dritte Auflage. Kl. 8°. (310 S.) Frankenstein (Schlesien), Huch, 1896. Preis geb. M. 1.

Der Inhalt dieses Buches ist durch den Untertitel näher bezeichnet, und die Genossenschaft des göttlichen Wortes kann sich Glück wünschen, einen so begeisterten und beredten Anwalt und Förderer gefunden zu haben. In lose verbundenen kleinen Skizzen wird uns die Gründung und das Wachsthum der so segensreich wirkenden

Genossenschaft, ihre Schicksale, ihr Aufblühen, ihr inneres Leben und äußeres Arbeitsfeld vor Augen geführt, aber nicht in trockener Darstellung, sondern im leichten, angenehmen Feuilletonstil eines gewandten Publicisten. Oft unterbricht der Verfasser seine Erzählung mit meist recht schönen Gedanken und Reflexionen über das Missionswerk der Kirche überhaupt, dann wieder kleidet er seine Velehrzigungen in die Form allegorischer Traumgesichte, beleuchtet sie durch hübsche Schilderungen aus Natur und Volksleben und bringt seine Wünsche und Anregungen durch rührende Züge und Anekdoten dem Herz und Gemüth des Lesers näher. Daß gelegentlich auch einmal Ueberschwänglichkeiten der begeisterten Feder des Lobredners entströmen, darf ihm gewiß nicht zu hoch angerechnet werden. Auch über einige Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten wollen wir hinwegsehen. Aber zur Steuer der Wahrheit sei doch auf das Irrthümliche der Ansicht aufmerksam gemacht, als sei vor der Gründung des Stehler Missionshauses Deutschland am Apostolat der Kirche in den Heidenländern nur spärlich theilhaftig gewesen. Es wäre leicht, aus dem 17. und 18. Jahrhundert Hunderte von deutschen Missionären zu nennen, die u. a. in Mexico, Californien, Chile, Paraguay und andern Staaten Südamerikas, in Indien, China, auf den Philippinen u. s. w. Großartiges gewirkt. Sie waren so hoch geschätzt, daß z. B. Philipp V. sie ausdrücklich vor andern Nationalitäten für seine Kolonien erbat und reichlich erhielt. Auch seit dem Beginne dieses Jahrhunderts sind unter den Missionären sowohl der ältern Orden wie der neuern meist französischen Congregationen eine sehr bedeutende Zahl Deutscher in fast sämtlichen Heidenländern bis heute thätig gewesen. Daß ihre Namen und ihre Nationalität vielfach in bescheidenem Dunkel geblieben, ist freilich zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß Deutschland noch keine eigenen Missionsseminare im engern Sinne besaß, ändert aber an der Thatsache nichts. — Der Preis des gut ausgestatteten und mit vielen Bildern gezierten Buches ist sehr niedrig angesetzt. Möge es eine um so weitere Verbreitung finden.

Zeugnisse aus der Natur. Betrachtungen über die Schönheit, Zweckmäßigkeit und Sinnbildlichkeit der Natur, gesammelt von Max Bisle, kgl. Gymnasialprofessor und Religionslehrer. 8°. (IV u. 216 S.) Augsburg, Seiz, 1897. Preis M. 3.

An populär-naturwissenschaftlichen Werken und Vorträgen leidet unsere Literatur nicht gerade Mangel, aber unter diesen kommen uns Schriften, die einem alles verflachenden Materialismus gegenüber in christlichem Sinne auch warm und begeistert auf die Schönheit und Sinnbildlichkeit der Geschöpfe hinweisen, nur seltener zu Gesicht. Die „Zeugnisse aus der Natur“ von Max Bisle sollen jedoch diesem Zwecke dienen, und darum ist ihr Erscheinen auf dem Büchermarkte recht willkommen zu heißen. Licht und Wärme, Thau und Regen, Wald und Wiese, die Pflanze mit ihren Theilen und ähnliche Stoffe sind in dreißig Vorträgen in ebler und anziehender Sprache behandelt. Nebenher erfreuen hübsche Illustrationen das Auge des Lesers. Zu Vorträgen in Vereinen oder in der Schule lassen sich diesem Buche passende Gedanken entnehmen. Ebenso werden Studierende höherer Lehranstalten daselbe nicht minder zur Veredlung des Charakters als auch zur Bereicherung ihrer Kenntnisse und zur Ausbildung ihres Stiles mit Nutzen lesen können. Wohl dürfte auch der Kanzelredner hier schöne Vergleiche und Bilder finden, um überirdische, nicht sinnenfällige Wahrheit im Lichte herrlicher Symbole aus dem großen Schöpfungsaal erstrahlen zu lassen und menschlicher Fassungskraft näher zu rücken.

Dichterbüchlein. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen. Sechste Auflage. 8°. (224 S.) Bonn, Henry, 1897. Preis geb. M. 3.

Diese, wie es scheint, schon beliebte Blütenlese ist in der That im Hinblick auf ihr Publikum mit sicherem Geschmack und außerordentlicher Vorsicht ausgewählt. Deßtere geht so weit, daß sie sogar in sehr bekannten Gedichten Worte und Wendungen ändert, Strophen unterdrückt u. s. w., aus Furcht anzustoßen. So heißt es z. B. in dem Liede von Halm:

„Und sprich, wie kommt die Liebe?
Vom Himmel kommt sie her.
Und sprich, wie schwindet Liebe?
Sie schwindet nimmermehr.“

Ob der Dichter mit einer solchen Aenderung wohl einverstanden? Ebenso erachten wir die Aenderung von „Lieb“ oder „Liebchen“ in „Braut“, von „Verliebten“ in „Verlobten“ doch für zu weitgehend. Das Wort thut's doch wahrhaftig nicht. Die Absicht freilich, welche die Sammlerin leitete, verdient allen Beifall. Es ist wohl nur geschehen, um den Inhalt des einmal eingeführten Buches nicht wesentlich zu ändern, wenn neuere Dichter nicht berücksichtigt sind. Gern hätten wir eine Reihe jetzt ausgenommener Stücke preisgegeben, wenn der Raum für neuere es erheischte. Aber noch einmal, die vorliegende Sammlung ist mit Geschmack zusammengestellt und kann jedem in die Hand gegeben werden.

Goldkörner. Gesammelt auf der Lebensreise. Ein geistliches Vergißmeinnicht, größtentheils aus dem Garten der Heiligen gepflückt von Romana. Zweite Auflage. 32°. (134 S.) Wien, Verlagshandlung St. Norbertus, 1897. Preis brosch. 50 Pf.; geb. M. 1.

Der Leser findet in dem Büchlein eine reiche Sammlung von Geist und Gemüth anregenden Sprüchen, welche bei der Vertheilung auf Monate und Tage die Zahl der Tage des Jahres noch um fast ein volles Hundert übersteigen. Dieselben sind, wie der Titel sagt, in der That bei weitem zum größten Theil den Schriften heiliger oder ascetisch durchgebildeter Personen entnommen. Daher würde es sich aber um so mehr empfohlen haben, nicht auch noch Sprüche von gar profanen und ungläubigen Schriftstellern, wie von Göthe und Saadi, heranzuziehen, welche eine Spruchsammlung aus Schriften der Heiligen doch nur verunstalten können.

The League Hymnal. A Collection of Sacred Heart Hymns, embracing all the Hymns in the „League Devotions“ arranged to suitable tunes, original and selected. By Rev. William H. Walsh S. J. Permissu Superiorum. 8°. (117 p.) New York, Apostleship of Prayer, 1896.

Eine reichhaltige, sorgfältig ausgewählte Sammlung von Herz-Jesu-Liedern in englischer Sprache. Die Lieder sind durchweg recht andächtig; zeichnen sie sich auch meistens durch edle Einfachheit aus, so erheben sie sich doch nicht selten zu hohem poetischen Schwung. Sämtliche Texte haben ihre eigenen, recht sangbaren Melodien in vierstimmiger Bearbeitung. Darunter befinden sich an bekannten Singweisen das „Mein Gemüth ist mir verwirret“ (Hasler), „Großer Gott, wir loben dich“, und ein in Deutschland wohl kaum mehr gesungenes „Dem Herzen Jesu“. Sonst sind von deutschen Componisten noch Schubiger, M. Haydn, Mendelssohn mit je einer Nummer vertreten. Ein Choral Service und die liturgischen Gesänge für den sacramentalen Segen bilden den Schluß der Sammlung.

Bibliothek für junge Mädchen (im Alter von 12—16 Jahren). Herausgegeben unter Mitwirkung bedeutender Jugendschriftsteller von Karl Ommernborn, Rektor. Drei Bändchen kl. 8°. (134, 119 u. 141 S.) M.-Glabbad, Nissarth, 1896. Preis à Bändchen cart. M. 1.20.

Seit einigen Jahren ist die katholische Jugendliteratur in sichlichem Aufblühen begriffen, und gerade das letzte Jahr war besonders ergiebig an vortrefflichen Jugendschriften für die verschiedenen Altersklassen, wie z. B. das reich illustrierte Kinderbuch „Beilchen und Vergißmeinnicht“ des Frauenburger Domherrn Julius Pohl eine wahre Musterleistung ist. Der A. Nissarth'sche Verlag begann mit den drei Bändchen, die wir hier zur Anzeige bringen, eine illustrierte Unterhaltungsbibliothek für junge Mädchen. Das Unternehmen verdient die ernste Beachtung der katholischen Eltern um so mehr, als das bereits Gebotene des Lobes und der Anerkennung werth ist. Das 1. Bändchen bringt eine Erzählung von Anna Benfey-Schuppe unter dem Titel „Die Waldheimat“. Das fromme, friedliche Leben im Försterhause trägt im Verlaufe der erzählten Ereignisse den Sieg davon über das wilde Treiben im nahegelegenen Schlosse: die Tugend feiert ihren schönsten Triumph, indem sie die Besehrung ihrer Widersacher herbeiführt. Im Vordergrund des Interesses stehen die Schicksale dreier ungleich gearteten Mädchen. Im 2. Bändchen unterhält Kedeatis (Maria Pökel) ihre jungen Leserinnen durch die drei Erzählungen „Gut verzinst“ — „Der Verggeist“ — „Onkel Eduard“, denen sie noch die Skizze „Amalietta“ beigegeben hat. Auch diese recht ansprechenden Erzählungen durchweht ein echt religiöser Geist. Das 3. Bändchen, „Elisbeths Leiden und Freuden“, hat Minna Jacoby zur Verfasserin. Es erzählt, wie das „Prinzchén“, ein sehr verzogenes, eigensinniges Kind, eine Stiefmutter bekommt, durch die es in der wirksamsten Weise angeleitet wird, seine Unarten nach und nach abzulegen; ja unter der Leitung der frommen und klugen Stiefmutter, welche Güte und Strenge in rechter Mischung vereinigt, wird aus dem ursprünglichen Thunichtgut nach mannigfachen Schwankungen und Rückfällen schließlich doch ein folgames, fleißiges, frommes Kind, das sich in der erbaulichsten Weise auf seine erste heilige Communion vorbereitet. — Die Erzählungen aller drei Bändchen bewegen sich durchaus im Ideenkreise der jugendlichen Leserinnen, und sie bilden, wie schon aus den gemachten Andeutungen hervorgeht, nicht eine bloß unterhaltende, sondern eine zugleich nutzbringende Lesung. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Erfolg und einen guten Fortgang.

Fräulein Sub-Pliocän. Von Charles d'Hericault. Deutsche Uebersetzung von G. Duffourd. kl. 8°. (280 S.) Straßburg i. G., Commissionsverlag von Le Roux u. Cie. (ohne Jahrzahl). Preis M. 2.50.

Ueber Inhalt und Charakter dieses Romans haben wir bereits in Bd. XLIV, S. 116 dieser Zeitschrift Nachricht gegeben. Die Uebersetzung, welche auf unsere empfehlenden Worte hin unternommen wurde, trifft nicht immer ganz die Feinheit des Originals, ist aber sonst treu, gut und fließend. Daß der Ertrag der Schrift mit Bewilligung des Verfassers ganz für einen wohlthätigen Zweck, die Unterstützung eines neugegründeten Jugendvereins, bestimmt ist, dürfen wir wohl unserer früheren Empfehlung als untergeordnetes Verstärkungsmoment hinzufügen.

Miscellen.

Die Russen in Palästina. Jedem Besucher des Heiligen Landes werden in Jerusalem und an den übrigen heiligen Stätten die zahlreichen Scharen von Pilgern auffallen, welche in ihrer armen, für den nordischen Winter berechneten Pelzkleidung, einen alten Reisefack an der Seite, zu Fuß das Land durchziehen und mit sichtlicher äußerer Andacht und erbaulicher Frömmigkeit die heiligen Orte verehren. Es sind arme russische Landleute. Den weiten Weg aus ihrer Heimat legen sie oft unter den größten Beschwerden und Entbehrungen zurück, und unter noch größern Mühen und Unbequemlichkeiten machen sie ihren Pilgergang im Heiligen Lande selbst. Aber jedem, der an dem etwas vernachlässigten Außern der Leute keinen Anstoß nimmt, wird der Anblick der frommen Waller zu großer Erbauung gereichen. Man sieht es ihnen an, wie ernst sie es mit der Verehrung der heiligen Stätten meinen. Während leider bei so vielen andern Pilgern die Befriedigung der Neugierde die Hauptsache zu sein scheint, sind diese armen Russen ganz unermüdet im Gebet und frommen Gesang bei den ehrwürdigen Heiligthümern. Trifft man einmal eine solche Schar gerade in ihrer Andacht, z. B. in der alten Marienkirche im Thale Josaphat, so wird man freudig überrascht ihren erbaulichen mehrstimmigen Weisen lauschen. Ihre ganze Haltung bekundet dabei die Aufrichtigkeit ihrer Verehrung. Man wird zwar finden, daß sie etwas viel in den äußern Zeichen, in Verbeugungen, Kreuzzeichen u. dgl., thun; aber das gehört nun einmal zu ihrer Andacht, und man muß sie nehmen, wie sie sind. Selbst bei diesen Neußerlichkeiten sieht man, daß sie es ernst meinen. Das zeigen sie z. B. auch auf der Straße, wenn sie einem Priester oder Ordensmann begegnen: obwohl sie selbst von der römischen Kirche getrennt sind, grüßen sie doch voll tiefer Ehrfurcht das geistliche Gewand auch bei den Katholiken.

An Zahl übertreffen diese russischen Pilger im Heiligen Lande die aller übrigen Völker. Zum Theil wird dies daher kommen, daß in dem weiten russischen Reiche Glaube und religiöser Sinn beim einfachen Volke auf dem Lande noch recht lebendig ist. Zum großen Theil aber ist diese rege Betheiligung an den Wallfahrten auch der Einwirkung der russischen Regierung zuzuschreiben, welche dem Heiligen Lande eine ganz auffallende Aufmerksamkeit scheukt. In ihren Augen sind diese immer zahlreichern Pilgersfahrten zu den heiligen Stätten ein gutes Mittel, den russischen Einfluß in Palästina immer mehr fühlbar zu machen.

Als ein weiteres Mittel zu diesem Zwecke und theilweise auch als Folge des ersten tritt seitens der Russen in Palästina das Bestreben zu Tage, immer mehr Grundeigenthum in russische Hände zu bringen und immer neue russische Anstalten im Heiligen Lande zu errichten. Obwohl die Russen zuletzt von allen Nationen eine Niederlassung in Jerusalem gründeten, haben sie jetzt schon durch die Ausdehnung ihres Besitzes alle überflügelt. Anfangs der sechziger Jahre erwarben sie die ersten Grundstücke vor dem Jaffathor, wo jetzt ihre Bauten das Staunen aller

Pilger erregen. In dem großen Gebiet erhebt sich in der Mitte die prächtige Kathedrale im russischen Kuppelstil; rings um sie herum liegen die Pilgerhäuser, das Consulat, die Missionsanstalt; das Ganze wird von einer hohen Ringmauer eingeschlossen und erhält dadurch fast das Aussehen einer Festung. Gleich außerhalb dieses Russenbaues steht noch das ausgedehnte Gebäude der russischen Palästina-Gesellschaft.

Schon diese eine Russentolonie übertrifft an Größe die Besitzungen der meisten andern Völker. Aber zu diesen Bauten im Nordwesten der Stadt kommen noch die herrlichen russischen Gebäude au und auf dem Delberge. Neben dem Gethsemani-Garten der Franziskaner erhebt sich am Fuße des Berges die siebenkuppelige Gethsemanikirche, welche der Czar im Jahre 1888 zum Andenken an die Großfürstin Alexandra erbauen ließ. Ganz oben auf der Höhe des Delberges beherrscht der hohe Russenthurm weithin die ganze Gegend; auf 214 Stufen ersteigt man die Höhe des obersten, sechsten Stockwerkes, von der man eine der schönsten Rundsichten in Palästina genießt. Neben diesem mächtigen Thurm liegt die russische Himmelfahrtskirche, ein Pilgerhaus und eine Priesterwohnung, alles in einem schönen Garten, der wiederum von einer hohen und festen Mauer umgeben ist.

Auch im Innern der Stadt, bei der heiligen Grabeskirche, trifft man wieder einen herrlichen Russenbau. Ueber der Stätte, wo durch den deutschen Architekten Dr. Schick ein Theil der alten Stadtmauer aus der Zeit Christi nebst dem Stadthore wieder entdeckt wurde, über dessen Schwelle wahrscheinlich der Heiland mit dem Kreuze geschritten ist, haben die Russen eine prächtige Basilika unmittelbar neben der alten Grabeskirche erbaut. Zwar ist das Thor nach der Bazarstraße hin noch vermauert und auch die Verbindung mit der Grabeskirche noch nicht hergestellt. Wenn man aber durch den mehrstöckigen russischen Klosterbau das neue Heiligthum betritt, so sieht man sich erstaunt auf einmal in eine herrliche Basilika versetzt; der Altar mit der prachtvollen Ikonostase (Bildertwand), die sorgsam in Glas eingefasste alte Thorschwelle, die Reste der alten Stadtmauer machen dieses Heiligthum recht ehrwürdig. Man erzählt sich, daß es bestimmt sei, die Kathedrale des schismatischen Patriarchen russischer Nationalität zu werden, um den sich hier die russischen Pilger scharen und so von hier aus das heilige Grab verehren sollen.

So trifft man in Jerusalem überall die Zeichen des wachsenden russischen Einflusses. Sehr bezeichnend ist die Beobachtung, die sicher mehr als einer schon gemacht hat: Naht man der heiligen Stadt von Westen oder von Norden, so ist das erste, was man schon aus weiter Ferne erblickt — der Russenthurm auf dem Delberg; auch nach Süden hin winkt er weithin sein Willkommen, und bei Jericho im Jordanthal gegen Osten grüßt als einzig sichtbarer Punkt von der heiligen Stadt herüber — der Russenthurm auf dem Delberg.

Eine ähnliche Beobachtung kann man auch an andern Orten Palästinas machen, mag man nun im Süden beginnen oder im Norden, im Osten oder im Westen. Zu Hebron im äußersten Süden erzählt die alte Abrahamseiche von den Verdiensten der Russen im Kampfe gegen den Fanatismus der mohammedanischen

Bewohner der Stadt; neben ihr ladet die russische schmucke Pilgerherberge den Fremden zum Bleiben ein. In Jericho, wo noch kaum ein anderer Europäer festen Fuß gefaßt hat, zeichnet sich das schöne russische Hospiz sehr vortheilhaft aus unter den armseligen Hütten des Dorfes. Auch in den einsamen Klöstern in der Nähe bemerkt man den russischen Einfluß: am Berge Quarantania und im Joachimskloster im Wadi Kelt, im Johanneskloster am Jordau (Kasr el-Zehud) und in Mar Saba. Auf der Höhe von Ain Karem, in der Nähe des Heiligthums der Heimsuchung Mariä, trifft man wieder eine eigentliche Russenkolonie, und auch hier schaut ein großer Ruffenthurm weit über alle Höhen der Umgegend hinweg. Mehr im Norden, im friedlichen Nazareth, finden wir ebenso ein russisches Pilgerhaus, aber auch eine russische Knaben- und Mädchenschule und ein russisches Lehrerseminar. Nähert man sich endlich von Westen dem Heiligen Lande, und erblickt man bei Jaffa die ersehnte Küste, so ist es nochmals wieder ein großer Ruffenthurm auf der neuen russischen Kirche beim Grab der Tabitha, der schon von weitem die Aufmerksamkeit der Pilger erregt.

Wenn man diese zahlreichen und bedeutenden Besitzungen der Russen in Palästina beachtet, muß man gestehen, daß sie für ihren dauernden Einfluß im Heiligen Lande eine gute Grundlage gelegt haben. Hand in Hand mit diesen Bemühungen im Heiligen Lande gehen die Bestrebungen, auf literarischem Gebiete für die Palästinakunde thätig zu sein. Auch hier zeigen die Russen eine außerordentliche Rührigkeit; nächst den Veröffentlichungen der englischen Palästina-Gesellschaft dürften wohl die Arbeiten des russischen Palästina-Vereins die größte Aufmerksamkeit auf diesem Gebiete verdienen.

Jedenfalls ist es eine sehr beachtenswerthe Thatsache, daß die Russen eine solche zielbewusste, willenskräftige und mit reichen Mitteln unterstützte Thätigkeit in Palästina entfalten. Man wird damit zu rechnen haben.

Zum Briefe des Negus Menelik an Leo XIII. Der abessinische Fürst hatte in seinem vielbesprochenen Briefe unter Berufung auf einen Canon des äthiopischen Staatsgesetzes den Papst als den „gemeinsamen Vater aller Christen“ bezeichnet. Interessante Aufschlüsse über die Herkunft und den Wortlaut des betreffenden Canons gibt Professor O. Braun in Würzburg in der „Theologisch-praktischen Monatschrift“ VII (Passau 1897), 225—227. Danach ist der betreffende Canon nicht sowohl unbekannt als bisher wenig beachtet. Er ist nämlich nichts anderes als einer der sogen. arabischen Canones des Concils von Nicäa und lautet in der ältesten bekannten Fassung, der syrischen, wie folgt:

„Darüber [daß der Patriarch] Macht hat über alle Dinge.

„Es ist der Wille der allgemeinen Synode, daß über alles, was nicht in rechtmäßiger Weise geschehen ist, sei es von einem Metropoliten oder gewöhnlichen Bischof, der Patriarch selbständig verfügen kann. Denn er steht über der Gesamtheit, und alle Bischöfe sind Kinder seines Erbes. Die Ehre eines Metropoliten ist wie die des älteren Bruders, der unter seinen Brüdern gebietet; diejenige des Patriarchen ist wie die des Vaters, der über seine Kinder gebietet. Wie aber der Patriarch Macht hat, alles zu thun, was er in rechtmäßiger Weise thun will, so

soll die Macht dessen von Rom über alle Patriarchen sich erstrecken, wie die des seligen Petrus über die ganze Allgemeinschaft. Denn er hat auch die Stelle Petri inne in der ganzen Kirche von Rom. Wer aber das übertritt, den anathematisirt die allgemeine Synode.“

Die arabischen Canones werden nun allerdings mit Unrecht dem Concil von Nicäa zugeschrieben; nichtsdestoweniger aber sind sie von hohem Alter. Auf Grund der erwähnten syrischen Version verlegt Professor Braun ihre Entstehung an den Anfang des 5. Jahrhunderts, und das aus zwei Gründen. Einmal ist die syrische Version der Canones nicht Original, sondern Uebersetzung aus dem Griechischen. Nach dem Jahre 489 ist aber eine Herübernahme griechischer Einrichtungen in die syrische Kirche nicht mehr wahrscheinlich, da in diesem Jahre mit der Zerstörung der Schule von Edessa die Beziehungen zwischen der syrischen und der griechischen Kirche abbrachen. Sodann wird ein Gesetz, das die Einheit der Kirche so stark betont, in die Zeit vor dem Concil von Ephesus anzusetzen sein; denn „nach demselben gewann die Idee der Trennung vom Abendlande mehr und mehr Raum“.

Uebrigens finden sich die sogen. arabischen Canones nicht nur bei den Syrern und Abessinern in Geltung. Der Nestorianer 'Abu'l-sarag ibn at-Tayyib († 1043) übersetzte sie in verkürzter Form ins Arabische. Ebenso finden sie sich wiederum in arabischer Sprache in der monophysitischen Kirche Aegyptens, und zwar als Bearbeitung aus dem Syrischen. Aus der ägyptischen Fassung wurden sie ins Aethiopische übertragen und bilden in dieser Form einen Theil der Fatha nagast, des äthiopischen Staatsgrundgesetzes, das jeder Negus bei seinem Regierungsantritt beschwören muß.

Die beiden arabischen Bearbeitungen der zweiten Hälfte des oben angeführten Canon mögen hier noch eine Stelle finden. Zu der nestorianischen Form lautet dieselbe:

„Wie es dem Patriarchen zusteht, so zu thun bezüglich aller ihm unterworfenen Länder, so steht es dem Patriarchen von Rom zu bezüglich aller Patriarchen. Denn er ist an Stelle Petri in der Kirche von Rom. Das hat ein Anathem.“

Die monophysitische Recension ist noch ausführlicher:

„Wie der Befehl und die Macht des Patriarchen auf den ihm Unterstehenden sich erstreckt, so hat der Herr von Rom Macht über die übrigen Patriarchen. Denn er ist der erste wie Petrus, indem ihm gehört die Herrschaft über alle Häupter der Christenheit und die Gesamtheit des Volkes derselben; denn er ist der Statthalter (chatifa) Christi, unseres Herrn, über sein Volk und alle seine Kirchen. Wer aber das übertritt, den anathematisirt die Synodalversammlung.“

Die Auswanderung aus dem einigen Italien 1876—1895. Es werden in Italien zwei Arten von Auswanderung unterschieden: die zeitweilige oder periodische und die dauernde oder eigentliche, welche letztere alle Personen umfaßt, die für unbestimmte Zeit, ohne ausgesprochene Absicht der Rückkehr, ihr Vaterland verlassen und außerhalb desselben Arbeit und Erwerb suchen.

Der neuesten einschlägigen Veröffentlichung der Generaldirection der Statistik des Königreichs Italien (Statistica della emigrazione italiana avvenuta nel 1895 e confronti coll' emigrazione dagli altri Stati d' Europa per l' America e per l' Australia. Roma 1896) entnehmen wir nach der „Statistischen Correspondenz“ vom 24. December 1896 folgende Uebersicht.

Es betrug

im Jahre	die Zahl		
	der dauernd,	der zeitweilig,	der überhaupt
	Ausgewanderten:		
1876	19 756	89 015	108 771
1877	21 087	78 126	99 213
1878	18 535	77 733	96 268
1879	40 824	79 007	119 831
1880	37 934	81 967	119 901
1881	41 607	94 225	135 832
1882	65 748	95 814	161 562
1883	68 416	100 685	169 101
1884	58 049	88 968	147 017
1885	77 029	80 164	157 193
1886	85 355	82 474	167 829
1887	127 748	87 917	215 665
1888	195 993	94 743	290 736
1889	113 093	105 319	218 412
1890	104 733	112 511	217 244
1891	175 520	118 111	293 631
1892	107 369	116 298	223 667
1893	124 312	122 439	246 751
1894	105 455	119 868	225 323
1895	169 513	123 668	293 181

Nach diesen Angaben hat sich die italienische Auswanderung im Laufe von 20 Jahren überhaupt annähernd verdreifacht oder genauer um 169,54 % vergrößert. Läßt man, von 1888 abgesehen, einige nicht zu sehr erhebliche Schwankungen außer Betracht, so ist die Auswanderung in Italien bis 1891 stätig gewachsen, sodann plötzlich gefallen, um 1895 die Höhe von 1891 fast wieder zu erreichen.

Anderz zeigt sich das Bild, wenn man die Auswanderung in die beiden Hauptbestandtheile zerlegt. Da hat die eigentliche, ständige Auswanderung im scharf ausgeprägten Verlaufe die gewaltige Steigerung von 758,03 % aufzuweisen. Eine derartige, man möchte fast sagen, Flucht aus dem Lande läßt auf eine schlechte Entfaltung der wirtschaftlichen Lage der schönen apenninischen Halbinsel schließen.

Nach die zeitweilige Auswanderung erhöhte sich ganz allmählich bis zum Endjahre, wo sie den Gipfelpunkt erreichte. Sie setzt sich zusammen aus Erdarbeitern, Maurern, Steinmehern und Ziegelbreunern, die, ähnlich unsern „Sachsengängern“, alljährlich beim Beginn des Frühlingz ihre Familien verlassen, um in den benachbarten Reichen ihrem Berufe nachzugehen, und erst bei eintretendem Froste wieder zurückkehren. Die Auswanderer, welche für immer abziehen, suchen

sich vorzugsweise in Süd-, Mittel- und Nordamerika eine neue Heimat. Aus den Zahlenreihen der eigentlichen und der zeitweiligen Auswanderung geht ferner hervor, daß bei den Zügen ins Ausland ein gewisser Beharrungszustand eintrat, was bei der überseeischen Auswanderung leider nicht der Fall ist. Das Verhältniß hat sich denn auch sehr verschoben. Während von der Gesamtzahl der ihr Vaterland verlassenden Italiener 1876 auf die eigentlichen Auswanderer nur 18,16 % fielen, sind dieselben 1895 dabei mit 57,82 % vertreten. Ihr Antheil nahm also über das Dreifache zu.

Unterziehen wir nun die Auswanderung der drei letzten Jahre noch einer nähern Prüfung.

Ueber die Betheiligung der beiden Geschlechter gibt folgende Tabelle Aufschluß:

im Jahre	dauernd			zeitweise		
	männliche	weibliche	Ausgewanderte: zusammen	männliche	weibliche	zusammen
1893	86 839	37 473	124 312	107 526	14 913	122 439
1894	71 354	34 101	105 455	107 385	12 483	119 868
1895	111 688	57 825	169 513	108 491	15 177	123 668

Es waren also von den dauernd Auswandernden zwei Drittel männlichen, ein Drittel weiblichen Geschlechts, während die Frauen bei der zeitweiligen Auswanderung nur mit einem Achtel vertreten sind.

Knaben und Mädchen unter 14 Jahren zogen mit für immer 1893: 24 095, 1894: 22 307, 1895: 40 598; für zeitweise 1893: 9503, 1894: 9680, 1895: 10 687.

In beiden Fällen sind die Sätze der jugendlichen Auswanderer in einer stätigen, merklichen Zunahme begriffen.

Um zu erfahren, welche Beweggründe die Auswanderer aus der Heimat treiben, ist es von Bedeutung, den Beruf der Leute zu kennen. Folgende Zusammenstellung, welche die Kinder unter 14 Jahren nicht miteinbegreift, läßt in diese Frage einen Einblick thun.

Staub oder Beruf	Dauernd Ausgewanderte:		
	1893	1894	1895
Ackerbauer	54 595	55 485	90 369
Erdarbeiter und Tagelöhner . . .	17 286	11 855	16 476
Maurer und Steinmessen	6 486	4 077	4 598
Sonstige Handwerker	8 374	4 827	7 175
Handel- und Gewerbetreibende . .	2 856	1 718	1 947
Freie Berufe	1 185	691	947
Dienstboten	2 225	983	1 163
Umherziehende Gewerbetreibende . .	978	267	489
Schauspieler	424	245	264
Arme	342	227	544
Anderer Stände oder Berufe	3 575	1 959	3 203
Unbekanntem Standes	1 891	814	1 740
Zusammen	100 217	83 148	128 915

Stand oder Beruf	Zeitweilig Ausgewanderte:		
	1893	1894	1895
Ackerbauer	41 302	27 816	32 045
Erdarbeiter und Tagelöhner . . .	36 914	40 627	38 721
Maurer und Steinmetzen	19 473	28 110	28 483
Sonstige Handwerker	7 318	6 622	6 731
Handel- und Gewerbetreibende . .	1 417	2 030	1 363
Freie Berufe	785	837	901
Dienstboten	1 436	1 236	1 241
Umherziehende Gewerbetreibende .	1 170	609	669
Schauspieler	589	442	470
Arme	280	60	445
Anderer Stände oder Berufe . . .	1 337	1 085	1 186
Unbekanntes Standes	915	714	726
Zusammen	112 936	110 188	112 981

Die zeitweilige Auswanderung umfaßt also neben Bergleuten, Holzfällern, Kohlenbrennern, Kesselschmieden u. s. w. namentlich Erdarbeiter, Maurer, Steinhauer, Ziegelbrenner, die meist im mittlern und südlichen Europa zu den großen Ausschachtungen, den Eisenbahn-, Befestigungs-, Kanal- und andern Bauten verwendet werden. Die wirkliche Auswanderung rekrutirt sich aus Ackerbauern, die nach Amerika übersiedeln.

Man sieht es den obigen Zahlen an, daß die Auswanderer, welche beinahe ausschließlich den untersten Volksklassen angehören, ganz überwiegend durch Armut, Elend aller Art, Mißernten, durch das Sinken der landwirtschaftlichen Preise, durch zu niedrige Löhne, Arbeitsmangel u. dgl. in die Fremde getrieben werden. Sie zogen weit seltener dorthin, um eine an sich schon befriedigende Lage noch zu verbessern und womöglich ein größeres oder kleineres Vermögen zu erwerben. Die Sucht nach Veränderung und der Hang zu Abenteuern, welche wohl bei andern Völkern eine Rolle spielen mögen, dürften ihnen in der Regel fern liegen. Aber das neue Italien hat kein Brod für sie.

In der **Verder'schen Verlags-Handlung** zu **Freiburg im Breisgau** erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ergänzungshefte zu den „**Stimmen aus Maria-Laach**“.

Im Laufe der Zeit sah sich die Redaction der „**Stimmen aus Maria-Laach**“ wiederholt genöthigt, verschiedene Stoffe, deren Behandlung ihr an sich höchst wichtig schien, in der Zeitschrift unberücksichtigt zu lassen, weil dieselben entweder einen mehr oder weniger sachwissenschaftlichen Charakter trugen oder einer ausführlicheren Darstellung im Zusammenhange bedurften, als der hier zugemessene Raum ihnen zuwenden gestattete. Solche Stoffe wurden nun seit einer Reihe von Jahren in den „**Ergänzungsheften**“ behandelt, und insofern bilden letztere eine wesentliche Vervollständigung der Zeitschrift.

Die einzelnen Hefte von durchschnittlich 10 Bogen gr. 8^o erscheinen in unbestimmten Zwischenräumen. Vier Hefte bilden einen Band; jedes Heft und jeder Band ist einzeln käuflich.

Verzeichniß der bis jetzt erschienenen **Ergänzungshefte**:

1. **Pesch, E.**, Die moderne Wissenschaft betrachtet in ihrer Grundfeste. *M.* 1.40. (Fehlt.)
2. **Baumgartner, A.**, Lessings religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Gedankens. *M.* 2.
3. **Pesch, E.**, Die Haltlosigkeit der „modernen Wissenschaft“. Eine Kritik der Kant'schen Vernunftkritik für weitere Kreise. *M.* 1.70.
4. **Hummelauer, F. v.**, Der biblische Schöpfungsbericht. *M.* 1.90. (Fehlt. Neue Auflage in Vorbereitung.)
5. **Baumgartner, A.**, Kongsellow's Dichtungen. *M.* 2.25. (Ist in anderem Formate neu erschienen.)
6. **Anabauer, J.**, Das Zeugniß des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele. *M.* 2. (Fehlt.)
7. u. 8. **Kreizen, W.**, Voltaire. *M.* 4.95. (Ist in anderem Formate neu erschienen.)
9. **Schneemann, G.**, Die Entstehung der thomistisch-molinistischen Controverse. Dogmengeschichtliche Studie. *M.* 2. (Fehlt.)
10. **Baumgartner, A.**, Göthe's Jugend. *M.* 2. (Ist in anderem Formate neu erschienen.)
11. u. 12. **Rieß, H.**, Das Geburtsjahr Christi. Ein chronologischer Versuch, mit einem Synchronismus über die Fülle der Zeiten und zwölf mathemat. Beilagen. *M.* 3.
13. u. 14. **Schneemann, G.**, Weitere Entwicklung der thomistisch-molinistischen Controverse. Dogmengeschichtliche Studie. (Fortsetzung zum 9. Ergänzungsheft.) *M.* 3.20.
15. **Cathrein, B.**, Die englische Verfassung. Eine rechtsgeschichtliche Skizze. *M.* 1.60.
16. **Pesch, E.**, Das Weltphänomen. Eine erkenntniß-theoretische Studie zur Säcularfeier von Kant's Kritik der reinen Vernunft. *M.* 1.80.
17. **Ehrle, F.**, Beiträge zur Geschichte und Ueform der Armenpflege. *M.* 1.80.
18. **Epping, J.**, Der Kreislauf im Kosmos. *M.* 1.40.
19. u. 20. **Baumgartner, A.**, Göthe's Lehr- und Wanderschaft in Weimar und Italien (1775—1790). *M.* 4.80. (Ist in anderem Formate neu erschienen.)
21. **Cathrein, B.**, Die Aufgaben der Staatsgewalt und ihre Grenzen. Eine staatsrechtliche Abhandlung. *M.* 1.90.
22. **Dressel, L.**, Der belebte und der unbelebte Stoff nach den neuesten Forschungsergebnissen. *M.* 2.60.
23. u. 24. **Weißel, St.**, Die Baugeschichte der Kirche des heiligen Victor zu Xanten. Nach den Originalrechnungen und anderen handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit vielen Abbildungen. *M.* 3.
25. u. 26. **Pfenkers, W.**, Der Däne Niels Stensen. Ein Lebensbild, nach den Zeugnissen der Vitz- und Nachwelt entworfen. *M.* 2.75.
27. **Weißel, St.**, Geldwerth und Arbeitslohn im Mittelalter. Eine culturgeschichtliche Studie im Anschluß an die Baurechnungen der Kirche des heiligen Victor zu Xanten. Mit einer Illustration und vielen statistischen Tabellen. *M.* 2.50.
28. **Dreves, G. M.**, Ein Wort zur Gesangbuchfrage. Zugleich Prolegomena zu einem Büchlein geistlicher Volkslieder. *M.* 1.70.
29. **Cathrein, B.**, Die Sittenlehre des Darwinismus. Eine Kritik der Ethik Herbert Spencers. *M.* 2.
30. u. 31. **Gietmann, G.**, Die Göttliche Komödie und ihr Dichter Dante Alighieri. *M.* 4. (Ist in anderem Formate neu erschienen.)
32. **Pesch, Chr.**, Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Alterthums. Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. *M.* 1.90.
33. u. 34. **Baumgartner, A.**, Göthe und Schiller. Weimars Glanzperiode. *M.* 5. (Fehlt.)
35. u. 36. — Der Alte von Weimar. Göthe's Leben und Werke von 1808—1832. *M.* 3.80. (33—36 sind in anderem Formate neu erschienen.)

37. **Beiffel, St.**, Geschichte der Ausstattung der Kirche des hl. Victor zu Kanen. Nach den Originalbaurechnungen und anderen handschriftlichen Quellen dargestellt. Mit sechs Illustrationen. *M. 2.*
23, 24, 27 und 37 sind gesammelt u. d. T.: Die Bauführung des Mittelalters in neuer Ausgabe erschienen. *M. 7.50.*
38. **Spillmann, J.**, Die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. *M. 2.25.* (Fehl.)
39. u. 40. — Die englischen Märtyrer unter Elisabeth bis 1583. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. *M. 4.20.*
41. u. 42. **Pesch, Chr.**, Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen der Neuzeit. Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. *M. 3.30.*
43. **Trost-Rienedi, R. v.**, Das Problem der Kultur. *M. 2.*
44. **Cyping, J.**, Astronomisches aus Babylon oder das Wissen der Chaldäer über den gestirnten Himmel. Mit Copien der einschlägigen Keilschrifttafeln und anderen Beilagen. Unter Mitwirkung von **P. J. H. Straßmaier**. *M. 4.*
45. **Gruber, S.**, August Comte, der Begründer des Positivismus. Sein Leben und seine Lehre. *M. 2.*
46. **Zimmermann, A.**, Die Universitäten Englands im 16. Jahrhundert. *M. 1.80.*
47. **Beiffel, St.**, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. *M. 2.*
48. **Zimmermann, A.**, Maria die Katholische. Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Regierung. *M. 2.20.*
49. **Pesch, Chr.**, Gott und Götter. Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. *M. 1.70.*
50. **Dallmann, J.**, Die Sprachkunde und die Missionen. Ein Beitrag zur Charakteristik der ältern katholischen Missionsthätigkeit (1500—1800). *M. 1.70.*
51. **Pesch, S.**, Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Wien. *M. 1.90.*
52. **Gruber, S.**, Der Positivismus vom Eode A. Comte's bis auf unsere Tage. 1857 bis 1891. *M. 2.60.*
53. **Duhr, B.**, Pombal. Sein Charakter und seine Politik nach den Berichten der kaiserlichen Gesandten im geheimen Staatsarchiv zu Wien. Ein Beitrag zur Geschichte des Absolutismus. *M. 2.30.*
54. **Beiffel, St.**, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland während der zweiten Hälfte des Mittelalters. (Fortsetzung zum 47. Ergänzungsheft.) *M. 1.90.*
55. **Fell, G.**, Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele philosophisch beleuchtet. *M. 1.70.*
56. **Zimmermann, A.**, Englands „Öffentliche Schulen“ von der Reformation bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. *M. 1.90.*
57. **Brannberger, O.**, Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen des seligen Petrus Canisius. *M. 2.50.*
58. **Dreves, G. M.**, Aurelius Ambrosius, „der Vater des Kirchengefanges“. Eine hymnologische Studie. *M. 2.*
59. **Gneiler, H. A.**, Des Richard Löwenherz deutsche Gefangenschaft (1192—1194). *M. 1.60.*
60. **Schmitt, L.**, Der Karmeliter Paulus Heliö, Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen die sogenannte Reformation in Dänemark. *M. 2.30.*
61. **Schmitz, W.**, Der Einfluss der Religion auf das Leben beim ansiehenden Mittelalter, besonders in Dänemark. *M. 2.20.*
62. **Baumgartner, A.**, Das Rāmāyana und die Rāma-Literatur der Inder. Eine literaturgeschichtliche Skizze. *M. 2.30.*
63. **Boese, S.**, Die Glaubwürdigkeit unserer Evangelien. Ein Beitrag z. Apologetik. *M. 1.80.*
64. **Lingens, E.**, Die innere Schönheit des Christenthums. *M. 2.*
65. **Hammerstein, E. v.**, Das katholische Ordenswesen. *M. 2.*
66. **Beiffel, St.**, Die Verehrung u. L. Frau in Deutschland während des Mittelalters. *M. 2.*
67. **Schmitt, L.**, Der Kölner Theologe Nikolaus Stageshr und der Franziskaner Nikolaus Herborn. *M. 2.40.*
68. **Zimmermann, A.**, Die Universitäten in den Vereinigten Staaten Amerikas. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. *M. 1.60.*
69. **Wasmann, E.**, Instinct und Intelligenz im Thierreich. Ein kritischer Beitrag zur modernen Thierpsychologie. *M. 1.30.*
70. — Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höhern Thiere. *M. 1.60.*

Die Ergänzungshefte können nur durch den Buchhandel bezogen werden.